

MDXL

Cottasche
Bibliothek
der
Philosophie



KOERNER

Cotta'sche
Bibliothek
der
Weltlitteratur.



Körner.

Cotta'sche Bibliothek der Weltliteratur.

Geber Gebildete wünschte nicht die klassischen Dichterwerke Deutschlands, Englands, Frankreichs, Italiens, Spaniens, diese erste und wichtigste Grundlage einer jeden guten Hausbibliothek, in gleichmäßigen, gut redigierten und schon gedruckten Ausgaben zu besitzen? Und doch — wie verhältnismäßig wenigen ist dies bis heute gegönnt gewesen! Schon unsre deutschen Klassiker konnten sich die Meisten nur in Ausgaben anstrengen, deren Druck und Papier mehr oder weniger zu wünschen ließen; die besseren Ausgaben hatten entsprechend höhere Preise, welche Vielen deren Erwerb unmöglich machten. Noch ungünstiger aber war das Verhältnis bei den ausländischen Klassikern.

Angesichts dieser Thatsache haben sich die unterzeichneten Verlagsbuchhandlungen zu dem Zwecke vereinigt, in der

Cotta'schen Bibliothek

die anerkannten Meisterwerke der Weltliteratur in vorzüglichen Ausgaben den weitesten Kreisen auf die denkbar billigste und bequemste Weise zugänglich zu machen.

Die „Cotta'sche Bibliothek“ bietet demgemäß zu dem Preise von

1 Mark

für den vollständigen, elegant in Leinwand gebundenen Band — ie in Zwischenräumen von 2—3 Wochen einen Band — die klassischen Dichterwerke Deutschlands und des Auslandes, so daß es fortan jedem ermöglicht ist, sich nach und nach mit fast unmerklichen Geldopfern und ohne irgendwelche lästige Verpflichtung (denn jeder Band wird auch einzeln abgegeben) in den Besitz einer klassischen Büchersammlung von nie veraltendem, unvergänglichem Werte zu setzen.

Die erste Serie unserer Bibliothek, auf welche ganz oder teilweise (einzelne Dichter) subskribiert werden kann, enthält:

Goethes sämtliche Werke. Mit Einleitungen von Karl Goedekte. In 86 Leinwandbänden à M. 1. —

Schillers sämtliche Werke. Mit Einleitungen von Karl Goedekte. In 15 Leinwandbänden à M. 1. —

Gessungs sämtliche Werke. Mit Einleitungen von Hugo Göring. In 20 Leinwandbänden à M. 1. —

Shakespeares dramatische Werke. Uebersetzt von Schlegel, Kauffmann, Voß. Revidiert und mit Einleitungen von Max Koch. In 12 Leinwandbänden à M. 1. —

Molières ausgewählte Werke. Uebersetzt von F. S. Bierling. Mit Einleitungen von Paul Lindau. In 3 Leinwandbänden à M. 1. —

Calderons ausgewählte Werke. Uebersetzt von Schlegel und Gries. Mit Einleitungen von Adolf Friedrich Graf von Schad. In 2 Leinwandbänden à M. 1. —

Dantes Göttliche Komödie. Uebersetzt von A. Stredfuss. Mit Einleitung von Otto Roquette. In 2 Leinwandbänden à M. 1. —

Chamisso's sämtliche Werke. Mit Einleitung von Max Koch. In 4 Leinwandbänden à M. 1. —

- Görner's sämtliche Werke.** Mit Einleitung von Hermann Fischer. In 4 Leinwandbänden à M. 1. —
- H. von Kleists sämtliche Werke.** Mit Einleitung von Franz Munder. In 4 Leinwandbänden à M. 1. —
- Platen's gesammelte Werke.** Mit Einleitung von Karl Goedele. In 4 Leinwandbänden à M. 1. —
- Genau's sämtliche Werke.** Mit Einleitung von Anastasius Grün. In 4 Leinwandbänden à M. 1. —

Die „Cotta'sche Bibliothek der Weltliteratur“ kann demnach in dreifacher Weise durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

1) Durch Subskription auf die ganze Serie von 110 Bänden (alle 2—3 Wochen ein fertiger Band à M. 1. —).

Die Subskribenten auf die ganze Serie genießen den Vorteil, daß ihnen vier Gratisbände — je nach 25 resp. 30 Bänden einer — geliefert werden. Diese vier Gratisbände enthalten:

Goethes Biographie von Karl Goedele.

Schillers Biographie von Caroline von Wolzogen.

Gessings Biographie von Hugo Göring.

Shakespeares Biographie von Max Koch.

2) Durch Subskription auf einzelne oder mehrere Dichter.

Wer einzelne der in der Serie enthaltenen Werke schon besitzt und keine anderweitige Verwendung für dieselben hat, ist dadurch in die Lage gesetzt, sie beliebig zu ergänzen.

3) Durch Kauf einzelner Bände (ohne Subskription, nach Wahl).

Auch für einzelne Bände ist der Preis von 1 Mark für den gebundenen Band festgehalten.

Die J. G. Cotta'sche Buchhandlung, in deren Verlag die Original-Ausgaben der meisten deutschen Klassiker, voran Goethes und Schillers, erschienen, glaubt durch Schaffung dieser neuen Ausgaben, welche höchste Solidität und Eleganz der Ausstattung (stattliches Octav-Format, gutes, starkes Papier, leserlichen, schönen Druck) mit niedrigstem Preise verbinden, einer Ehrenpflicht gegen ihre großen Autoren nachzukommen und sich den Dank des deutschen Volkes zu verdienen, dessen weitesten Kreisen sie das Verständnis und den Genuss der erhabensten Werke des menschlichen Geistes erschließt.

Das langjährige Verlangen des deutschen Volkes nach gleichmäßigen, schönen und dabei billigen Octav-Ausgaben seiner klassischen Dichter, ohne das bei den meisten Dichterwerken doch sehr fragwürdige illustrative Beiwerk, ist damit erfüllt.

Mögen alle Freunde der schönen Litteratur dem mit außergewöhnlicher Sorgfalt ins Leben gerufenen Unternehmen ihre Sympathien zuwenden!

Stuttgart, im Januar 1882.

**J. G. Cotta'sche
Buchhandlung.**

**Gebrüder Kröner,
Verlagsbuchhandlung.**

Alle soliden Buchhandlungen Deutschlands, Österreich-Ungarns, der Schweiz und des Auslandes nehmen Bestellungen an und können einen Probeband zur Einsicht vorlegen. — Für Österreich stellt sich der Preis des gebundenen Bandes auf 60 Kr. ö. W., für die Schweiz auf 1 Frank 35 Cents.

112



Theodor Körner.

*Mörike'sches
Körner's*

Sämtliche Werke

in vier Bänden.

Mit Einleitung von Hermann Fischer.

1 Bd.
Erster Band.

Inhalt:

Gedichte, Erster Teil. — Dramatische Spiele, Szenen und Fragmente.



1893
Stuttgart.

J. G. Cotta'sche | Gebrüder Kröner,
Buchhandlung. | Verlagshandlung.



178634

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Inhalts.

	Seite		Seite
Theodor Körner. Biographische Einleitung von Hermann Fischer	7	Lüthows wilde Jagd (24. April 1813)	72
Gedichte		Gebet (1813)	73
Leiter und Schwert.		Oesterreichs Doppeladler	74
Zueignung	41	Unjere Zuversicht	74
Andreas Höfers Tod (1809)	42	Was uns bleibt.	75
Die Eichen (1810)	42	<i>Nachtrag aus des Dichters Nachlass.</i>	
Vor Rauchs Büste der Königin Luise (1812)	43	Männer und Frauen (Aug. 1813)	77
Auf dem Schlachtfelde von Aspern (1812)	44	Trinklied vor der Schlacht	79
Hoch lebe das Haus Oesterreich (1812)	47	Schwertlied (26. Aug. 1813)	80
Den Sieger von Aspern (1812)	49	<i>Vermischte Gedichte.</i>	
Bei der Musik des Prinzen Louis Ferdinand (1812)	49	<i>Erste Abteilung.</i>	
Mein Vaterland (1813)	50	Bergmannsleben	85
Moskau (1813)	51	Der Traum	87
Lied zur feierlichen Einsegnung des preußischen Freikorps (28. März 1813)	52	Das Wunderblümchen	90
Trost (1813)	53	Der Schredestein und der Elbstrom	92
Durch (1813)	56	An meine Zither	96
Abschied von Wien (1813)	57	Berglied	96
Aufmarsch (1813)	58	Wechsel	98
Der preußische Grenz-Adler (18. März 1813)	60	Klotars Abschied	98
An die Königin Luise (1813)	60	Das war ich	99
Jägerlied (1813)	61	Das warst du	100
Lied der schwarzen Jäger (1813)	62	Schusfucht der Liebe	101
Am Hedwigs-Brunnen bei Jauer (1813)	63	Erinnerungen an Schlesien.	
Letzter Trost (1813)	63	1. Auf dem Greifenstein	102
Bundeslied vor der Schlacht (12. Mai 1813)	65	2. Am Elbbrunnen	103
Gebet während der Schlacht (1813)	67	3. Der Backenfall	103
Mügmut (1813)	68	4. Buchwald	104
An den König (1813)	69	5. Neudorf und Peterswalde	104
Weiterlied (1813)	69	6. Sonnenaufgang auf d. Riesen-	
Trost (1813)	71	koppe	104
Abschied vom Leben (17.—18. Juni 1813)	71	7. Auf der Riesenkoppe	105
		8. Scharade (Hohlfestein)	106
		Die menschliche Stimme	107
		Zur Nacht	107
		Treuer Tod	108
		Wiegenlied	109
		Bei einem Springbrunnen	109

Seite		Seite	
Worte der Liebe	110	Der Dreiklang des Lebens	147
Die drei Sterne	111	Jugendlust	148
Trinklied	112	Leichter Sinn	150
Weinlied	113	Ständchen	150
Des Sängers Lied zu den Sternen	116	Mein hohes Lied von der Einzigsten	151
Bundeslied	117	Wehmut der Liebe	153
Erinnerungen an Karlsbad.		Aus der Ferne	154
1. Vom Dreikreuzberge	118	In der Stephanskirche	155
2. Der Sprudel	119	Die Monatssteine	156
3. Dorf Hammer	119	An die Geliebte	162
4. Dorotheens Tempel	120	Beim Gewitter	163
5. Die Prager Straße	120	In der Nacht	164
6. Der Obelisk	121	Dresden	165
7. Scharade (Engelhaus)	121		
8. Der Kaiserin Blak	122		
9. Von Weirothers Ruh bei Elchbogen	122		
10. Das Kreuz auf dem Felsen vor dem Eger-Thore	123	Amphiaroos	171
11. Das Topel-Thal	123	Treueröschen	172
12. Hindlators Tempel	125	Harras, der lühne Springer	174
13. Abschied vom Dorotheen- Tempel	125	Graf Hoyer von Mansfeld	177
14. Friederkens Felsen	126	Das gestörte Glück	178
15. Am Kreuze unsern Mariann- ens-Ruhe	126	Wallhaide	180
16. Hans Heilings Felsen	128	Der Kynast	186
17. Der Neubrunnen	128	Die heilige Cäcilia	196
18. Beim Tanz im sächsischen Saale	129	Die heilige Dorothea	197
19. Als sie von dem Brunnen Ab- schied nahm	130	Sankt Medardus	198
20. Auf der Bank am Sauer- brunnen	130	Die vier Schwester	201
21. Rundgesang auf dem Velde- dere	131	Der Teufel in Salamanca	201
22. Abschied vom Lejer	132	Der Totenkranz	203
Sängers Wunderlied	132	Der Jüngling und der Bach	207
Sehnsucht nach dem Rhein	133	Spielmann und Bither	208
An den Frühling	134	Der Weltköpfer	210
Schifferlied	135	Der geplagte Bräutigam	211
Morgenlied für Schiffer	136	Simsons Rache an den Philistern	212
Violenblau	137	Dido	214
Phantasie	138		
Im Prater	139		
Döbling	140		
Die Augen der Geliebten	141		
Vor dem Bild ihrer Mutter	142		
Morgenfreude	144		
Bitte	145		
Mut	146		
		Amors Heerscharen	219
		Der Kampf der Geister mit den Berg- Innappen	223
		Die Blumen	234
		Die wahrhagende Zigeunerin	241
		Zu W. v. Humboldts Geburtstag	243
		Luthers Monolog	249
		Prolog zu einer dramatischen Behand- lung des Kouradin von Schwaben	250
		Fragment aus Konradin v. Schwaben	252
		Monolog des Themistokles	254
		Phrigus und Helle	255

Theodor Körner.

Biographische Einleitung.

Wenn es ein nicht genug zu schäzendes Glück ist, einer Familie zu entstammen, in welcher freie und edle Menschlichkeit und Gesittung zu Hause ist, in welcher von Anfang an nur die besten und schönsten Vorbilder vor das Auge des Kindes gestellt sind und ihm so die Neigung zum Guten und Schönen als naturgemäße Charakterrichtung von früh auf zu eigen werden muß: so ist dieses Glück kaum irgend einem unter den deutschen Dichtern in reicherem Maße zu Teil geworden, als dem Dichterjüngling, welchem die folgenden Seiten gewidmet sind.

Karl Theodor Körner wurde am 23. September 1791 in Dresden geboren. Sein Vater, der sächsische Appellationsrat Christian Gottfried Körner, ist in der Geschichte unsrer klassischen Litteratur unvergesslich geworden durch seine zwanzig Jahre lange innige Freundschaft mit Schiller. Er war es gewesen, der Schiller aus dem glänzenden Elend zu Mannheim gerissen hatte, und er unterstützte von da an den Dichter mit Rat und That in seinen schriftstellerischen Unternehmungen wie in seinem häuslichen Leben. Der Briefwechsel der beiden gehört zu den schönsten und herzerhebendsten Denkmälern unsrer klassischen Litteraturperiode; denn nicht leicht irgendwo sonst zeigt sich die schärfste und klarste Verstandeskundigung mit einer unendlichen Empfänglichkeit des Gemüts und einer wahrhaft idealen Spannkraft des Charakters so innig und zu so harmonisch ausgebildeter Menschlichkeit verbunden, und wenn Körner neben das weltbezwingerde Genie seines Freundes nur ein bescheideneres Talent zu sehen hat, so finden wir jene Gaben edler Humanität bei ihm mindestens nicht in geringerem Maß als bei Schiller. Aus einer Familie von mäßiger bürgerlicher Wohlhabenheit und angesehener sozialer Stellung abstammend (sein Vater war Professor der Theologie und Superintendent in Leipzig), hatte er vor vielen andern die natürliche Sicherheit des Handelns, den weltmännischen Takt und die Tüchtigkeit in Geschäften voraus, welche ihn so recht eigentlich zum Berater und Leiter eines nach har-

monischerer und festerer Lebensgestaltung ringenden Genies wie Schiller tauglich machen müssten. Die Neigung zu gelehrter litterarischer Thätigkeit war vom Vater ererbt und durch Kants Philosophie, deren eifriger Anwalt er war und auf die er auch Schiller hingewiesen hat, ein solider Grund für verschiedenartig litterarische, ästhetische und andere Studien gelegt worden. Dazu kam eine in der innersten Gemütstiefe Körners wurzelnde Liebe zur Kunst, vor allem zur Musik. Diese Kunstdiebe musste genährt und erweitert werden durch die Verbindung mit Marie Jakobine (in der Familie Minna genannt), der Tochter des früh verstorbenen Kupferstechers Stock, einem Mädchen von feinstter Weiblichkeit und liebenswürdiger Munterkeit. Die Verheiratung der beiden fand am 7. August 1785 statt, und wenn auch die Ehe in den ersten Jahren kinderlos blieb, so mangelte es ihr an innerem Glück und an äusseren Freuden keineswegs. Neben der Stadtwohnung in Dresden besaß Körner ein Weingut bei Loschwitz, das bekanntlich Schiller durch seinen dortigen Aufenthalt und die Abfassung des Don Karlos verewigt hat. Hielt dieser Besitz den starkenden und verebelnden Verkehr mit der Natur aufrecht, so fehlte es auch nicht an munterem Umgang mit gewählter Gesellschaft. Ein angenehmes Element heiterer Geselligkeit bildete namentlich Minnas Schwester Dora, deren Humor auch durch schmerzliches Geschick (sie war mit dem unglücklichen Ferdinand Huber verlobt und wurde von ihm aufgegeben, als die glänzenderen Eigenschaften der faszinierenden Therese Forster ihn gefesselt hatten) nicht zu zerstören war. Der glückliche Familienkreis erweiterte sich im Jahr 1788 durch die Geburt des ersten Kindes Emma, und als drei Jahre später der Sohn nachfolgte, so war der Zirkel innig verbundener Menschen dauernd geschlossen.

Der junge Karl (so wurde er als Kind genannt) war gleich der Mutter von zarter und etwas nervöser Konstitution und machte seinen Eltern anfangs nicht geringe Sorgen. Aber eine bedeutende Lebhaftigkeit des Geistes machte sich frühe bei ihm bemerklich. Freilich war dieselbe weniger auf das strenge Lernen gerichtet, das vielmehr die Sache ruhiger Naturen und langsam, aber stetig operierender Köpfe ist, als auf allerlei praktische Betätigung des Geisteslebens, auf Gesang und Schauspiel, sowie auf mancherlei mechanische Künste und Verrichtungen. Auch die körperliche Kraftigung blieb nicht aus, und wir werden Körner späterhin als einen gewandten und rüstigen Jüngling kennen lernen, der in allen körperlichen Fertigkeiten geübt war. Dass er von seinen Eltern mitunter auch ein wenig verzogen wurde, können wir wohl dann und wann zwischen den Zeilen lesen; ist das doch bei einzigen Söhnen nichts

Auffallendes. Auf eine genaue und strenge Zucht durch geordneten Schulunterricht konnte vielleicht etwas zu wenig Nachdruck gelegt werden sein, wie das in jener Zeit, da die wohlthätige eiserne Geisteszucht der Schule gerne zu niedrig angegeschlagen und der freien, ungehinderten Selbstausbildung etwas zu viel zugetraut wurde, sehr natürlich war. Eine Zeitlang besuchte der Knabe die Dresdener Kreuzschule; daneben aber und später hören wir von Privatlehrern, welche ihm gehalten wurden, darunter der nachmalige Historiker Dippold, von dem uns auch eine Kritik der ersten lyrischen Versuche Körners aufbewahrt ist, der durch Kügelgens Erinnerungen wohlbekannte spätere Pfarrer Noller und der Mathematiker Fischer. Am ausgeprägtesten aber zeigte sich bei Karl die Neigung zur Musik. Er war ein guter Sänger und Gitarrespieler; ja die Gitarre, die ihn selbst in den Feldzug begleitet hat, ist von dem Bilde des Dichters von „Leier und Schwert“ unzertrennlich.

Das beste jedenfalls that zur Ausbildung des Knaben die edle Lebensführung des väterlichen Hauses. „In einer Familie,“ so schreibt sein Vater, „die durch Liebe und gegenseitiges Vertrauen sich zu einem freundlichen Ganzen vereinigte, wurden auch die Rechte des Knaben und Jünglings geachtet, und ohne zu herrschen, genoß er frühzeitig innerhalb seiner Sphäre einer unschädlichen Freiheit.“ Außer dem väterlichen Hause selbst wirkte auch der Umgang mit manchen edlen befreundeten Familien bildend ein. Der teuerste und größte unter den Freunden des Vaters, Schiller, wurde leider hinweggenommen, ehe von einer näheren persönlichen Beziehung Karls zu ihm die Rede sein konnte. Dagegen fehlte es nicht an örtlich näher gerückten väterlichen Freunden, unter denen der Vater Körner den Oberst von Pfuel und den dänischen Dichter Oehlenschläger namhaft macht. Auch der geist- und gemütvolle Sonderling Graf Gessler gehörte zu den Freunden des Hauses, und die bildende Einwirkung weiblicher Freundschaft wurde dem Knaben und Jüngling zu Teil durch seine Patin, die Herzogin von Kurland, und ihre Schwester Elisa von der Recke.

Allmählich trat an den zum Jüngling herangewachsenen Körner die Frage der Berufswahl heran. Seine Neigung zu mechanischen Künsten trieb ihn dazu, den Beruf eines Bergmanns zu wählen. An Pfingsten 1808 bezog der nicht völlig Siebzehnjährige die Bergakademie zu Freiberg. Der Bergrat Werner daselbst war ein Freund des Vaters und die Stadt von Dresden nur sechs Stunden weit entfernt, so daß Theodor — diesen Vornamen nahm er etwa um jene Zeit auf den Wunsch seiner herzoglichen Patin an — oft und leicht genug das väterliche Haus besuchen konnte. Die Eltern und

die Schwester gaben ihm das Geleite nach Freiberg. Körner zeigte für seinen Beruf, welchen er wie ein gemeiner Bergmann erlernte, viele Begeisterung und versenkte sich mit Eifer in das Technische desselben. Der geheimnisvolle Reiz, den die unterirdische Welt mit ihren Schätzen ausübt, spricht auch aus manchen seiner poetischen Erzeugnisse deutlich genug. Die körperliche Thätigkeit, zu welcher dieser Beruf nötigt, und manche romantische Kreuz- und Querzüge in der Gegend wirkten auf seine Konstitution vorteilhaft ein. Eine frische Munterkeit, doch fern von burschikoser Wildheit, war an ihm zu bemerken und machte ihn zum Liebling seiner Umgebung. Die praktischen Bergmannsstudien traten allmählich neben den wissenschaftlichen in den Hintergrund. Für die Mineralogie und Geognosie fand er an dem berühmten Werner einen Lehrer von Weltruf; außerdem wird Lampadius als sein Lehrer in Physik und Chemie gerühmt.

Der Aufenthalt in Freiberg wurde durch mehrere anregende und herzerquickende Reisen angenehm unterbrochen. Das Vaterhaus in Dresden besuchte der Jüngling zu verschiedenen Malen, die Guitarre auf dem Rücken, um an den kleinen Familienfesten sich zu beteiligen. Eine Tochter des mit Körner und Schiller befreundeten Kaufmanns Kunze, die Körner nach dem Tod ihres Vaters als Pflegkind angenommen hatte, verheiratete sich gegen Ende des *Jahres* 1808 mit dem Herrn von Einsiedel auf Gnandstein. Theodor war bei der Hochzeit in Leipzig anwesend, bei welcher es nach dem Berichte seiner Schwester Emma sehr heiter und jugendlustig zuging; ein halbes Jahr später suchte er das junge Ehepaar auf seinem Schlosse selbst auf. Auch in Löbichau bei Altenburg, auf dem Landsitz seiner herzoglichen Patin, verlebte er einige Tage und wurde von der Herzogin reich beschenkt entlassen. Im August und September 1809 endlich unternahm er eine wissenschaftliche Fußreise in die schlesischen Gebirge. Die Ausbeute derselben für seine Studien war nicht unbedeutend, auch poetische Erinnerungszeichen daran finden sich in seinen Gedichten; und da er an mehreren Orten herzliche Aufnahme durch Freunde seiner Familie fand, so mangelte es auch nicht an gemütlicher Anregung und geselligen Freuden.

Schon zu Anfang desselben Jahres hatte sich in Körner der Entschluß geregt, statt des praktischen Bergbaus lieber die wissenschaftliche Naturgeschichte zu seinem Studium zu machen. Er nährte dabei zugleich den Gedanken an künftige akademische Wirksamkeit. Der Vater, dessen idealer Sinn nicht in erster Linie auf eine lukrative Anstellung für seinen Sohn, sondern auf vollendete Ausbildung und Ausreifung desselben gerichtet war, erklärte sich mit diesem Vorhaben einverstanden. Theodor verließ daher Freiberg im Sommer

1810 nach zweijährigem Aufenthalt. Hatte er daselbst neben manchen geselligen Vergnügen, die ihn zum Liebling der Akademie machten, das wissenschaftliche Studium nicht vergessen, so waren die Freiberger Jahre auch fruchtbar an poetischen Erzeugnissen. Zunächst hatte sich der junge Dichter der jugendlichsten unter den Dichtungsarten, der Lyrik, zugewendet. Durch Vermittlung des Vaters kamen nun im Jahr 1810 diese lyrischen Versuche unter dem Titel „Knospen“ heraus. Sie fanden warme Aufnahme, aber auch rückhaltslose Kritik von Seiten des Vaters und einiger älteren Freunde, unter welchen uns Amadeus Wendt, der spätere Herausgeber eines bekannten Musenalmanachs, und Theodors alter Lehrer Dippold namhaft gemacht werden. Eine andere schriftstellerische Idee des Jünglings, die in demselben Jahr auftrat, sollte sich dagegen nicht verwirklichen. Nicht ohne Grund hebt der Vater Körner hervor, daß dem Sohn „ein frommer altdeutscher Sinn“ eigen gewesen sei. Seine Gedichte geben öfters Zeugnis von einer gewissen Neigung zu religiösen Ideen und Ausdrücken; wenn auch im ganzen diese Neigung etwas außerlich und wenig tief erscheinen mag, so ist das bei einem durch das Leben noch nicht geprüften Jüngling ziemlich natürlich. In jenem religiösen Sinn also fasste Körner die Idee eines „Taschenbuchs für Christen“. Dasselbe sollte „aus historischen Rüssäcken, geistlichen Sonetten und Liedern oder sonstigen poetischen Ergriffungen einzelner Stellen aus der Bibel bestehen und durch eine Reihe von passenden Kupferstichen geschmückt werden“. Zum Leiter dieses Unternehmens war kein Geringerer als Schleiermacher aussehend; da aber dieser wegen Ueberhäufung mit andern Geschäften die Redaktion ausschlug, so kam das Unternehmen überhaupt nicht zu Stande.

Die Wahl der Universität, auf welcher Körner seine Studien fortsetzen sollte, war nicht ganz leicht. Zuerst dachte er daran, nach Tübingen zu gehen, um den Unterricht des berühmten Kiellmeyer zu genießen. Daneben schien die neugegründete Universität Berlin manche Vorteile zu gewähren. Endlich entschied man sich für Leipzig, des Vaters Geburtsstadt, in welcher noch manche Freunde und Verwandte lebten; allerdings nicht, ohne daß der Vater wegen des renommistischen Tons, der unter der dortigen Studentenschaft herrschte, einige und wie sich zeigte nur allzu gegründete Besorgnis wegen der Wahl dieser Hochschule gehegt hätte.

Zu Anfang des Sommersemesters 1810 in Leipzig einzutreffen, war für Theodor nicht möglich, da die Vorlesungen in Freiberg zu spät dafür schlossen. Nur kurze Zeit brachte er daselbst zu, um probeweise einigen Kollegien anzuwohnen und sich seinen Studien-

plan für den Winter um so leichter entwerfen zu können. Im übrigen verlebte er den Sommer teils mit seinen Eltern in Karlsbad, teils in dem gastlichen Löbichau, wo er sich eines Fußübels wegen etwas länger aufhalten mußte. Anmutige Aufforderung zu lyrischem Schaffen erhielt er daselbst, als die Umgebung der Herzogin sich zu einem ähnlichen gesellig-litterarischen Unternehmen verband, wie das Tiefurter Journal eines gewesen war, zu einer bloß handschriftlich fixierten Sammlung von Gedichten, „Theeblätter“ genannt. Mehr als eines von Körners lyrischen Gedichten geht auf diese und ähnliche gesellige Veranlassungen zurück.

Als Körner im Oktober 1810 die Leipziger Hochschule bezog, war sein Entschluß, sich dem Studium der Naturwissenschaften hinzugeben, bereits wieder ins Wanken gekommen. Dem ungemein leicht poetisch Produzierenden erschien die Poesie immer mehr als eigentlicher Lebensberuf. Nichts konnte den Vater als Dichterfreund, der selbst in geweihten Lebensstunden das eine und andre Gedicht verfaßt hatte und zeitlebens aller Kunsthätigkeit aufs wärmste zugethan war, mehr erfreuen als das Dichtertalent des Sohnes. Aber er möchte an Schillers Laufbahn gesehen haben, wie schwer und mit wie unendlichen Kämpfen verbunden der Versuch sein kann, seine Existenz lediglich auf litterarische Arbeit zu gründen. Körner wurde daher als Kameralist in Leipzig inskribiert. Neben der jugendlich-fröhlichen Geselligkeit, der er sich, wie schon in Freiberg, mit ganzem Herzen hingab, war er anfangs auch ein fleißiger Kollegienbesucher, und beides, wissenschaftlicher Fleiß wie studentische Lebenslust, ließ sich in der litterarischen Verbindung „Makaria“, deren Mitglied er wurde, recht wohl verbinden. Leider wähnte das nicht lange. Der berauschen Wirkung, welche das glänzende Burschenleben auf so viele hat, konnte Körner nicht widerstehen, und seine mehr auf gemäßigten Lebensgenuß gerichtete Verbindung genügte ihm nicht mehr. Er verließ dieselbe und trat dem Verein der Konstantisten bei. Damit war er in das renommistische Treiben der Korpshäuser mittenein gestellt. Ein feuriger, leidenschaftlicher Jüngling, wie er war, körperlich durchgebildet und gewandt, brachte er es als Schläger zu einem bedeutenden Rufe; auch in seinem Neużeren schien er es darauf angelegt zu haben, einen jener Renommisten vorzustellen, welche Bacharias Gedicht in einer noch heute nicht veralteten Darstellung schildert. Gerne glauben wir den Berichten der Augenzeugen, daß bei all diesem derben, ja rohen Treiben nichts Unedles und Gemeines mit unterlief und daß der Jüngling, der in einem Kreise der feinsten Gesittung aufgewachsen war und sich später in den besten Zirkeln mit Sicherheit zu bewegen

wußte, sich von den meisten seiner Freunde durch eine früher erlangte Kultur und einen für das Schöne stets aufgeschlossenen Sinn aufs vorteilhafteste unterschied.

Dieses Treiben sollte sich selbst bald ein unerwartet schnelles Ziel setzen. Es kam im Frühjahr 1811 zwischen den Konstantisten und einer andern Studentenpartei zu einer öffentlichen Prügelszene. Körner war schon zuvor wegen seiner Duellwut von der Behörde beobachtet worden, und da er bei dieser Prügelei sehr lebhaft beteiligt war, so erhielt er Stadtarrest zuerkannt. Ein neues Duell verwickelte ihn in eine abermalige Untersuchung, als deren Resultat die Relegation in gewisser Aussicht stand. Da sein Vater schon zuvor der Absicht war, ihn im Sommer die Universität Berlin beziehen zu lassen, so hielt es Körner für geraten, der weiteren Untersuchung sich zu entziehen und nach Berlin zu entweichen. Die Mutter erfuhr von diesen Vorfallen zunächst nichts, wohl aber der Vater, der seinen Sohn aufs herzlichste ermahnte, sich zu fassen, in einem Brief, wo milde Männlichkeit und väterlicher Ernst sich auf bewundernswerte Weise vereinigen.

In Berlin fehlte es Körner nicht an freundlicher Aufnahme. Hofrat Parthen war ein langjähriger Freund des Vaters, mit welchem Theodor in dauernder herzlicher Verbindung blieb. Bei Schleiermacher fand er einen kühln Empfang, als er erwartet hatte. Dagegen trat er in freundschaftliche Beziehungen zu Zelter, von dessen Singakademie er Mitglied gewesen sein soll. Der Graf Hoffmannsegg unterstützte ihn aufs liebenswürdigste in seinen botanischen Studien. Außer diesen sollte er im Sommer philosophische und geschichtliche Vorlesungen bei Niebuhr, Fichte und Schleiermacher hören. Diesmal trat ein Wechselseiter hinderlich dazwischen, das ihn zu Anfang Mais befiel. Dasselbe erschöpfte ihn so, daß eine Reise und Luftveränderung notwendig erschien. Er begab sich daher zu den Eltern nach Dresden und mit ihnen nach Karlsbad. Von dort gedachte er nach Heidelberg zu gehen. Diese Hochschule jedoch, auf der der renommistische Ton wie jetzt noch so schon damals herrschend war, konnte dem Vater nicht gefallen; gegen eine Rückkehr aber nach Berlin sprach, daß er infolge der zwischen dieser und der Leipziger Hochschule geschlossenen Verbindungen vor der Relegation nicht sicher gewesen wäre. Daher wurde beschlossen, daß Theodor nach Wien gehen sollte. Dort lebte damals als preußischer Gesandter der Dritte in dem ehemaligen Freundschaftskleeblatt mit Körner und Schiller, Wilhelm von Humboldt. Auch mit Friedrich Schlegel war der Vater Körner befreundet, und es war deshalb nicht zu bezweifeln, daß Theodor in Wien alle mögliche freund-

schäftsliche Anregung und Leitung finden würde. Dabei war es nicht darauf abgesehen, daß er irgend eine Brotwissenschaft studieren sollte; „was der Vater verlangte, war nicht die Vorbereitung zu einem besondern Geschäft, sondern die vollständige Ausbildung eines veredelten Menschen; denn nur einen solchen hielt er für berechtigt, sein Inneres als Dichter laut werden zu lassen“. „Werde ein Dichter,“ so schrieb ihm der Vater nach Wien, „aber fühle ganz die Würde deines Berufs! Bist du bestimmt, auf mehrere Generationen zu wirken, das Reich des Großen, Edlen, Schönen zu erweitern, als ein Schutzegeist der Menschheit gegen die Verborbenheit des Zeitalters zu kämpfen, so mußt du gerüstet, vielseitig gebildet und selbst bis zur höchsten Vollendung veredelt sein. Die höchsten Blüten und die reifsten Früchte sollst du deinen Zeitgenossen darbieten. Du bedarfst einer ruhigen, heiteren Weltansicht, und diese gewährt nur echte Philosophie und Religion Dies alles bedenke und du wirst einsehen, wie viel du noch von dir zu fordern hast.“ Theodor war des festen Willens, dieser Mahnung nachzuleben, und er ist seinem Vorsatz nie untreu geworden.

Im August 1811 kam er nach Wien. Diese Stadt war der letzte Ort, in dem er sich dauernd aufhielt; denn außer einer gleich im September 1811 unternommenen Vergnügungsreise donauaufwärts bis nach Regensburg, von der er den Seinigen die begeistertste Schilderung machte, und einem späteren Sommeraufenthalt in dem benachbarten Töbling hat er Wien nur wieder verlassen, um in den Feldzug zu gehen, aus dem er nicht wiederkehren sollte. Der Vater hatte zwar nicht an eine dauernde Fixierung daselbst gedacht; für den Sommer 1812 war der Besuch einer Universität wieder in Aussicht genommen, und er schwankte zwischen Göttingen, welches Theodor vorgezogen haben würde, und Breslau, was um der größeren Nähe bei Dresden willen, und weil dort einige Bekannte des Hauses wohnten, den Eltern lieber gewesen wäre. Es kam jedoch, wie wir sehen werden, weder dazu, noch auch zu der Verwirklichung eines andern Planes, den Humboldt mit Theodor hatte, daß er nämlich der in Wien gewonnenen dramaturgischen Routine durch einen Weimarer Aufenthalt unter Goethes Augen die höhere poetische Weihe zu geben suchen sollte. Wir haben aber damit dem Gang der Ereignisse schon etwas vorgegriffen.

Körner fühlte sich in Wien ganz außerordentlich wohl. Wie freundlich er namentlich von Humboldt aufgenommen wurde, der in der That als väterlicher Freund um ihn besorgt und bemüht war, konnte er nicht genug rühmen. Nicht minder angenehm waren neben Humboldts und Schlegels auch noch andere Bekanntschaften,

die er allmählich machte, namentlich die der Frau von Weißenthurn, der Frau von Pereira und der Dichterin Karoline Pichler, mit der er noch aus dem Feld korrespondierte. Den hauptsächlichsten Anziehungspunkt bildete in Wien — neben den Konzerten, an denen er selber als Sänger sich öfters beteiligte — das Theater. Er selbst begann nun für die Bühne zu arbeiten, in der er seine Lebensaufgabe fand, und es eröffnet sich mit dem Ende des Jahres 1811 jene fieberhafte dramatische Produktion, welche in fünf Vierteljahren nicht weniger als sechs Trauerspiele, fünf Lustspiele und fünf Opern. tegte zustande brachte. Allerdings sind die meisten dieser Stücke sehr kurz, und die Produktion ging hier im ganzen mehr in die Breite als in die Tiefe. Dennoch ist eine solche Fruchtbarkeit staunenswert genug und wird, außer in der novellistischen Schriftstellerei Wilhelm Hauffs, nicht leicht eine Parallele finden. Es mag uns an diesem Ort erpart sein, von den Dramen Körners im einzelnen zu handeln, da sie weiter unten näher betrachtet werden sollen. Erklärlich ist seine raschlose Thatigkeit für die Bühne hauptsächlich durch den lebhaften Erfolg, dessen dieselbe sich zu erfreuen hatte. Schon am 17. Januar 1812 wurden seine ersten Stücke auf dem Burgtheater zur Darstellung gebracht und ernteten Beifall; und als am Ende des Jahres seine reifste Tragödie, *Zriny*, gegeben wurde, rief die Zuhörerschaft den Dichter heraus; eine Ehre, die, wenn wir dem Gesieerten glauben dürfen, gegenüber einem Dichter, der nicht zugleich Schauspieler war, in Wien kein Beispiel hatte. Solchen Erfolgen gegenüber verstummt auch des Vaters Bedenken, welcher die Wahl eines praktischen Berufs noch immer für besser gehalten hätte.

Aber auch persönliches höchstes Glück verdankte Körner der Bühne. Hier lernte er die reizende Schauspielerin Toni Aldamberger kennen, die sich auch in seinen eigenen Stücken rühmlich hervorthat. Ein zartes Verhältnis knüpfte sich bald zwischen beiden. Körners Eltern kamen zu Anfang Augusts 1812 nach Wien und blieben den ganzen Monat dort. Der Zweck ihres Kommens war vor allem, die Geliebte ihres Sohnes kennen zu lernen, und die persönliche Bekanntschaft sprach noch mehr für dieselbe, als Theodors begeisterte Briefe. So wurde denn mit Zustimmung der Eltern Toni seine erklärte Braut, und es schien zu seinem vollen Glück nichts mehr zu fehlen. Die Eltern hatten ihn sichtlich gereift und zu männlicher Festigkeit erwachsen gefunden. Alle seine Briefe aus dem Jahr 1812 sind ebensoviele Ergüsse der höchsten und reinsten Befriedigung, eines echten und ungetrübten Glücks. Auf das wilde Studentenleben von Leipzig blickte er mit dem Gefühle dessen zurück, der aus dem wilden

Sturm sich in den Hafen gerettet hat; er war sich bewußt, „das Ziel gefunden zu haben, wo er seinen Anker werfen sollte“. Von der Kunst des Publikums getragen, in belebendem Verkehr mit der geistigen Aristokratie Wiens, voll von Planen und Entwürfen für neue Arbeiten, dabei im Vollbesitz der jugendlichen Kraft und Gewandtheit und beglückt durch die Liebe eines Mädchens, das in der Kunst, der er sich gewidmet hatte, selbst mit Ruhm thätig war und einst nicht nur für sein bürgerliches Leben, sondern auch für seinen geistigen Beruf ihm eine verständnis- und liebevolle Gefährtin zu werden versprach — wie hätte Körner nicht ein vollauf glücklicher Mensch sein sollen?

Auch die äußere Form, unter der seine Verhältnisse in Wien sich vollends festigen sollten, schien sich zu finden. Seine Schauspiele, vor allem sein *Briny*, hatten ihm das Wiener Publikum im Sturm gewonnen; und die Leichtigkeit und Raschheit, mit der er eines auf das andre hatte folgen lassen, mochte eine Gewähr für künftige Fruchtbarkeit auf dem dramatischen Gebiete zu geben scheinen. Dazu kam wohl noch, daß, wie wir sehen werden, der Erzherzog Karl für Körner eingenommen war. Es wurden ihm, wie es scheint, zu gleicher Zeit dramaturgische Stellen am Theater an der Wien und am Burgtheater angeboten. Körner zog die letztere der beiden Bühnen als Wirkungsort vor, weil die ganze Haltung und Richtung derselben edler und ernster war. So wurde er denn am 9. Januar 1813 kaiserlich-königlicher Hoftheaterdichter; der Kontrakt war zunächst auf drei Jahre abgeschlossen worden. Gegen ein seine Existenz ausreichend sicherndes Einkommen verpflichtete ihn diese Stellung, jährlich zwei große Stücke und zwei kleine Nachspiele zu liefern, sowie die Bearbeitungen anderer Dramen für seine Bühne zu übernehmen. Das mochte angesichts der großen Fruchtbarkeit des vergangenen Jahres als keine übermaßige Zumutung erscheinen. Der wenig mehr als einundzwanzigjährige Dichter mußte durch die Uebertragung dieses Amtes sich in hohem Grade geehrt fühlen. „Meine Freiheit,“ so schrieb er den Seinigen, „ist gar nicht verkauft, ich habe einen ehrenvollen Posten, dem bedeutende Männer vor mir schon vorgestanden haben, habe mein gewisses, sattsames Einkommen und die schöne Aussicht, nur meiner Kunst leben zu dürfen.“ Der alte Freund und Pate Geßler schrieb in seiner gutmütig polternden Art: „Ist es nicht wahr, was Volneau parodiert, que dans les âmes bien nées la rime n'attend pas le nombre des années? Voltaire schrieb im achtzigsten Jahr noch fürs Theater, aber ein besoldeter Theaterdichter ohne Bart ist wohl in den Annalen der Schauspielkunst noch nicht vorgekommen.“ Der Vater aber

mußte einem solchen Erfolge gegenüber seine Bedenklichkeiten fahren lassen und sich von Herzen an dem Glück Theodors mit freuen. Je wichtiger die Stellung war, in welcher diesem, mit Schiller zu reden, der Menschheit Würde in die Hand gegeben war, um so mehr ermahnte er ihn, diese in seinem Berufe hochzuhalten und ein wirklicher Lehrer und Erzieher des Volkes zu werden. Es muß jeden Leser rühren, wenn der in der Liebe zur Kunst ergraute Mann neidlos seinem Sohne schreibt: „So hätte auch ich gern gewirkt, aber wohl mir, wenn du ausführst, was ich gewollt hatte.“

Nach menschlichem Ermessen lag der Verwirklichung dieses Wunsches nichts mehr im Wege.

*

Die politischen Verhältnisse waren es, welche Körners glänzend eröffneter Thätigkeit in Wien und so bald darauf auch seinem Leben ein unerwartet frühes Ziel setzen sollten.

Es war in der Familie Körner von lange her ein lebhafter deutsch-patriotischer Sinn rege gewesen. Der Vater Körner gehörte zu den Männern, welche sich aus der Abhängigkeit vom Napoleonischen Regemente fort sehnten und auf eine Erhebung und Vereinigung von ganz Deutschland hofften. Im sächsischen Staate, dessen Herrscher machtlos in der Hand des Kaisers war, konnte er dafür nichts hoffen. So mußten sich seine wie der andren Patrioten Blicke auf Preußen richten, das aus den atembeengenden Fesseln des Friedens von Tilsit sich zu befreien strebte und in dessen Dienst auch der alte Körner die letzten sechzehn Jahre seines Lebens verbringen sollte, nachdem er vor und während der Befreiungskriege sich in seinem Teil vergeblich bemüht hatte, Sachsen aus der verhängnisvollen Rheinbundspolitik zu lösen. Diese Gesinnungen teilte auch der Sohn, und in Wien wurden sie genährt; denn dort war die Demütigung des Wiener Friedens noch zu neu, um nicht den glühendsten Haß gegen den Unterdrücker wach zu halten. Auf die Helden-gestalt des Erzherzogs Karl, des Siegers von Aspern, schauten die, welche auf Befreiung hofften. So auch Theodor Körner. Er feierte den Helden mit begeisterten Liedern, und es widerfuhr ihm zu Anfang des Jahres 1813 die Ehre, zu dem Erzherzog beschieden zu werden. Er „schwatzte dabei frisch von der Seele weg“, wie er selbst erzählt, und Karl entließ ihn, durch diese Gesinnungswärme erfreut, mit höchst anerkennenden Worten.

Das Jahr 1812 war ein Jahr peinlicher Spannung und fieberrhafter Aufregung. Schon zu Anfang desselben glaubte man vielfach an einen Krieg zwischen Frankreich und Preußen, und in diesem

Fall wollte Theodor nicht faumen, „seine deutsche Abkunft zu zeigen“. Der Vater ermahnte zur Ruhe und Vehutsamkeit. Die zweite Hälfte des Jahres war angefüllt durch den unseligen Krieg Napoleons mit Russland und den vernichtenden Rückzug der großen Armee. Das war das Signal zur Erhebung des unterdrückten Preußen. Am 30. Dezember schlossen Nork und Diebitsch die Konvention von Taurrogen; am 3. Februar 1813 erließ Friedrich Wilhelm III. den Aufruf zur Bildung freiwilliger Korps, und am 28. wurde zwischen Preußen und Russland das Bündnis von Kalisch geschlossen.

Nun strömten von allen Seiten die Jünglinge zusammen, um sich an dem Nationalkriege zu beteiligen. Nicht unter den letzten war Theodor Körner. Nachdem er schon mehrmals auf seine Absicht, am Kampfe teilzunehmen, angespielt hatte, teilte er am 10. März dem Vater ausdrücklich sein Vorhaben mit, Soldat zu werden. Der Entschluß stand fest bei ihm; er hätte es für elend gehalten, zurück zu bleiben und in der großen Zeit sich klein zu zeigen. „Jetzt,“ schrieb er, „da ich weiß, welche Seligkeit in diesem Leben reisen kann, jetzt, da alle Sterne meines Glücks in schöner Milde auf mich niederleuchten, jetzt ist es bei Gott ein würdiges Gefühl, daß mich treibt, jetzt ist es die mächtige Ueberzeugung, daß kein Opfer zu groß sei für das höchste menschliche Gut, für seines Volkes Freiheit. — Daz ich mein Leben wage, das gilt nicht viel; daß aber dies Leben mit allen Blütenkränzen der Liebe, der Freundschaft, der Freude geschmückt ist, und daß ich es doch wage, daß ich die süße Empfindung hinwerfe, die mir in der Ueberzeugung lebt, euch keine Unruhe, keine Angst zu bereiten, das ist ein Opfer, dem nur ein solcher Preis entgegengestellt werden kann.“ Der Vater fand jetzt die Zeit gekommen und lobte Theodors Vorsatz in begeisterten Worten. Seine Braut wußte die Seelengroße des Bräutigams zu schäzen. Die Verhältnisse in Wien schienen gesichert, da Körner das schriftliche Versprechen erhielt, jederzeit in seine Stellung als Hoftheaterdichter zurücktreten zu können. So verließ er, obwohl nicht ohne schweres Herzeleid und bange Ahnungen, Wien am 15. März und reiste nach Breslau.

Die schlesische Hauptstadt war damals der Mittelpunkt der Erhebung. Der König von Preußen selbst hielt sich dort auf. In und bei Breslau bildete sich auch das Korps, welchem Körner beitrat. Der König hatte zur Bildung freiwilliger Jägerkorps aufgefordert. Der Major von Lühwitz unternahm es, ein solches unter sein Kommando zu sammeln. Es ist hier nicht der Ort, über die Mängel und Vorzüge des Lühwitzschen Freikorps uns weiter zu verbreiten; nur wenige Worte darüber mögen vergönnt sein. Ein

wesentlicher Gedanke bei seiner Gründung scheint der gewesen zu sein, den nicht-preußischen Deutschen, welche zum Eintritt in die reguläre preußische Armee minder leicht zu bewegen gewesen wären, den Anschluß an die große patriotische Sache näher zu legen. In einem Freikorps mochten viele hoffen von manchen für unnötig angesehenen Duälereien des Kasernendienstes entbunden zu sein, ja manche mochten auch noch weniger edle Zwecke dabei verfolgen und sich nicht viel mehr als ein ungebundenes Freibeuterleben davon versprechen. Jedenfalls aber hatte die Sache wenigstens bei den gebildeten Jünglingen, die in großer Anzahl dem Korps beitrat, auch eine ideale Seite. Sie wollten sich mit ihrem Beitritt keineswegs einen Freibrief zu vagabundierender Willkür erwerben; aber sie wollten, frei von den heengenden Fesseln des Camaschendienstes, die ideale Seite des Kriegertums an sich zur Darstellung bringen, die Rolle des ersten Kürassiers in Wallensteins Lager spielen; als fliegendes „Korps der Rache“ gedachten sie, nach dem Programm, das der Schar gestellt war, den Feind allenthalben zu umschwärmen, seinen Evolutionen hemmend in den Weg zu treten, überall und nirgends zu sein. Schade nur, daß mit diesem schönen Vorhaben das Können bei einer äußerst mangelhaften militärischen Ausbildung nicht gleichen Schritt halten konnte, daß deshalb das Korps in Wirklichkeit nur eine recht unbedeutende Rolle gespielt hat, die weder mit dem poetischen Nimbus harmonieren will, in dem es noch bis heute steht, noch auch im Verhältniß steht zu den großen Opfern, die aus seiner Mitte an thatkräftigen, ideal strebenden Jünglingen gefallen sind. Allein das war Schuld der ganzen Veranstaltung, zum Teil auch wohl der Leitung des Korps, nicht aber der Einzelnen, die in feuriger Begeisterung sich ihm anschlossen.

Theodor Körner ist es nicht zum wenigsten, durch den die Lützower Schar in dichterischer Verklärung vor uns steht. Am 19. März trat er in dieselbe ein, und wie er von der allgemeinen Idee derselben durchdrungen und glühend begeistert war, so fehlt es auch nicht an nähern Freunden, die sich dem Korps anschlossen. Philipp Weit der Maler, Friedrich Schlegels Stieffsohn, war eine Wiener Bekanntschaft; ihm behagte es allerdings nicht lange bei den Lützowern und er trat zur regulären Armee über. Dagegen blieb der befreundete Friedrich Förster aus Berlin, der spätere Biograph Körners, den dieser bewogen hatte, in die Freischar einzutreten, sein treuer Waffengefährte. Körner war mit Leib und Seele bei seinem neuen Beruf, für den ihm seine körperliche Ausbildung in allen ritterlichen Künsten zu gut kam. Auch die Todesahnungen, die ihn mehr als einmal besiedelten, waren nicht im stande,

seinen Mut und seine Opferfreudigkeit zu brechen. „Denken Sie Sich,” schrieb er an Frau von Pereira, „einen Haufen von fünfzehnhundert jungen Leuten, alle aus einem Triebe, aus Haß, aus Rache gegen den Tyrannen, und voll der glühendsten Begeisterung für die gute Sache des Volks zu den Waffen geeilt, die letzten sorglosen Minuten des ruhigen Lebens leck und frei genießend. Der zweite Mann muß verloren sein, ist der allgemeine Glaube, und das Schillersche

Und trifft es morgen, so laßt uns heut
Noch schlürfen die Neige der kostlichen Zeit!

wird geehrt und befolgt.“ Körners lyrische Poesie war schon bisher wesentlich Gelegenheitsdichtung gewesen; nunmehr stellte er sie ganz in den Dienst der vaterländischen Sache. Seine Kriegslieder gingen frisch aus der Feder in den Mund der sangesbegabten Waffenbrüder über, und sie haben ihren redlichen Anteil an dem Glorienschein, welcher um die Thaten von 1813 gelegt ist und welchen auch die größeren und erfolgreicheren Siege von 1870 nicht gänzlich zu trüben vermocht haben. Er konnte sich scherhaft rühmen, „als wirklicher Korpspoet angestellt zu sein“. Selbst schriftstellerisch im engsten Sinne des Wortes war Körner thätig. Wie sein Vater im Frühling 1813 eine Flugschrift „Deutschlands Hoffnungen“ ausgehen ließ, so wandte Theodor sich noch im März in einem Aufruf „An das Volk der Sachsen“, den er durch Förster zum Druck befördern ließ, an seine Landsleute im engern Sinn, um sie zur Erhebung gegen Napoleon aufzurufen. Einen Monat später aber, in Leipzig, übergab er seine zwölf „freien deutschen Lieder“ dem Druck.

Zunächst lag das Lützowische Korps, bis es stark genug und einigermaßen militärisch ausgebildet war, in dem Städtchen Zobten und dem nahen Dörfe Rogau. Endlich schien es im stande auszurücken. Am 28. März — es war ein Sonntag — wurde es in Rogau durch den Pfarrer Peters feierlich eingegessen; Körner hatte zu dem Choral, der bei der Weihe gesungen wurde, den Text gedichtet. Er beschreibt die Feier als eine ungemein erhebende und weihevolle: „Es war ein Augenblick, wo in jeder Brust die Todesweihe flammend zuckte, wo alle Herzen heldenmütig schlugen — — Diese Stunde hatte umso mehr Ergreifendes für uns, da die meisten mit dem Gefühl hinausgehen, es sei ihr letzter Gang.“

Zunächst allerdings begann nun eine längere Zeit zielloser Marsche und niederdrückender Thatenlosigkeit für das Korps. Es brach am 28. März nach Westen auf, um der Grenzlinie der beiden kriegsführenden Teile, der Elbe, näher zu rücken. Der Marsch war

zunächst auf Dresden gerichtet, wohin Körner als Marschkommissär vorausgeschickt worden war. Er kam in der Vaterstadt am 6. April an und blieb bis zum 13. dort. Das Wiedersehen mit den Seinigen, bei denen er auch Arndt und Goethe traf, war das letzte. Weiter ging es nach Leipzig, wo Körner am 17. April ankam und bei dem befreundeten Kunze sich einquartierte. Er blieb daselbst eine ganze Woche und verwendete, wie schon erwähnt, diesen Aufenthalt dazu, die Herausgabe seiner vaterländischen Gedichte einzuleiten. In Leipzig wurde er auch, nachdem er schon zuvor Oberjäger gewesen, von seinem Korps, das, wie die freiwilligen Jäger überhaupt, das Recht hatte, seine Offiziere selbst zu wählen, am 25. April zum Leutnant befördert.

Die nächste Zeit war für die ungeduldigen Kampflustigen höchst peinlich. Das Korps zog von Leipzig nach Norden an die Elbe und dieser entlang bis an die Südwestgrenze von Mecklenburg. Den Fluss in westlicher Richtung zu überschreiten, wurde kaum versucht; die Uebermacht der Franzosen war zu groß, als daß das Korps gegen sie eine ernsthafte Unternehmung hätte wagen können. Nur zu „elenden Affairen“ kam es, die den Schlachtendurst der mutigen Jünglinge nicht stillen konnten. Gegen Ende Mai zog das Korps sich wieder an dem rechten Ufer der Elbe aufwärts bis nach Havelberg, wo dasselbe bis zum Waffenstillstande des 5. Juni sein Hauptquartier hatte.

In dieses unthätige Stilleliegen und planlose Umherziehen brachte ein kecker Zug des Majors von Lützow, bei dem auch Körner beteiligt war, erwünschte Abwechslung, wenn er gleich in der Folge dem Freikorps nicht zum Vorteil gereichte. Der Major war voll Begierde, seine ziemlich stark angewachsene Reiterei auf eine würdige Art zu beschäftigen. Er beschloß deshalb, mit derselben eine Diversion nach Süden zu machen, um dem Feind in den Rücken zu fallen, was für den Fall, daß Österreich sich schon damals, wie man hoffte, der preußischen Sache angeschlossen hätte, von großem Vorteil hätte sein können. Körner hörte von diesem Vorhaben; er erbot sich zum Dienst bei der Kavallerie und erhielt die Erlaubnis, Lützow als Adjutant zu begleiten. Am 29. Mai traten sie mit einer erlesenen Schar von vierhundert Reitern von Stendal aus den Weg an. Derselbe ging über Halberstadt, Eisleben und Buttstädt dem Voigtlande zu. Trotz mehrfacher Begegnungen mit feindlichen Truppen wurde dasselbe am 6. Juni glücklich erreicht und eine Abteilung bis nach Hof vorgeschoben. Der Zug war so recht im Stil eines lecken Reiterstreichs; er gab Gelegenheit, persönliche Bravour und körperliche Ausdauer zu zeigen. Körner schrieb am 8. Juni an seine

Familie, die sich in Dresden der wohlbekannten Gesinnungen des Vaters wegen nicht mehr für sicher hielt und sich deshalb nach Teplitz geflüchtet hatte, daß er seit dem 29. Mai nicht mehr vom Pferd gekommen, aber trotz dieser Strapaze kräftig und munter geblieben sei.

Der ganze Zug war leider umsonst, ja er fügte dem Korps einen Schaden bei, den es schwer oder gar nicht zu verwinden im stande war. Am 5. Juni war der Waffenstillstand von Poischwitz geschlossen worden, nach dessen Bestimmung die Elbe die Demarkationslinie zwischen den feindlichen Heeren bilden sollte. Hinter dieser sollten sich am 12. Juni sämtliche Truppen befinden. Damit war der ganze bisher so wohl gegückte Zug Lühows unnütz gemacht. Es ist angesichts dessen kaum zu verwundern, daß der kecke Reiterführer zögerte, der Bestimmung des Waffenstillstands nachzukommen, obgleich kein Zweifel ist, daß das unbedingt seine Pflicht gegen die Seinigen gewesen wäre. Noch bis zum 15. Juni blieb er in Plauen und trat erst dann seinen Marsch an. Wohl suchte er durch Absendung von Parlamentären sich zu vergewissern, daß man ihn unangefochten passieren lasse. Allein sei es, daß der Feind sich nicht verpflichtet glaubte, eine ihrer Waffenstillstandspflicht nicht nachgekommene Truppe zu schonen, sei es, daß ein unseliges Missverständnis vorwaltete oder daß wirklich, wie die Lühower zu beteuern nicht verfehlten, Haß und Persidie den Feinden das Schwert in die Hand drückte: am 17. Juni wurde das Korps bei dem Dorfe Röthen von einer vielfach überlegenen feindlichen Schar angegriffen und bedeutend dezimiert. Lühow selbst entkam glücklich, und er sowie die Reste seiner Abteilung vereinigten sich auf dem rechten Elbufer mit dem dort verblichenen Teile des Freikorps.

Für Körner war der Tag von Röthen verhängnisvoll. Er war vorgeschnitten worden, um eine Erklärung wegen der unerwarteten Urmzingelung zu verlangen. Statt dessen erhielt er drei Säbelhiebe, deren einer ihm eine schwere Wunde am Kopf beibrachte. Sein gutes Pferd rettete ihn in den Wald, und durch das baldige Einbrechen der Nacht wurde er vor weiterer Verfolgung geschützt. Dieser Nacht verdankte das Sonett „Die Wunde brennt, die bleichen Lippen bebén“ seine Entstehung. Am nächsten Morgen wurde er auf Verwendung seiner Freunde durch Holzhauer aufgesucht und verkleidet nach Groß-Bschöcher gebracht. Ein geschickter Landwundarzt verband ihn. Durch Kunze und einen andern Freund in Leipzig, den Dr. Wendler, wurde Körner nach Leipzig gebracht, in Wendlers Hause versteckt gehalten und gepflegt. Die Gefahr war nicht klein, da Leipzig von Franzosen besetzt und die Lühower beim Feinde besonders verhaft waren. Als Körner transportiert werden konnte,

fuhr Wendler mit ihm nach Kahnisdorf, und von dort reiste er über Frohburg und Chemnitz auf neutrales Gebiet nach Karlsbad, wo er am 28. Juni anlangte. Frau von Recke verpflegte ihn daselbst mit zarter Mutterliebe, und er war schon am 15. Juli im stande, Karlsbad zu verlassen. Er reiste nach Reichenbach in Schlesien, ohne, wie er gewünscht hätte, unterwegs seine Eltern besuchen zu können. Eine durch die Reise eingetretene Verschlimmerung seiner Wunde nötigte ihn, länger als beabsichtigt in Reichenbach zu bleiben. Mit dem Grafen Gessler und mit Arndt pflegte er dort herzlichen Verkehr. Am 31. Juli setzte er die Reise nach Berlin fort, um sich daselbst wieder für den Feldzug auszurüsten; er traf in Berlin am 4. August ein und wohnte bei der Familie Parthey, die allem aufbot, um seinen Aufenthalt angenehm zu machen.

Noch vor dem 17. August, an welchem Tage die Feindseligkeiten wieder begannen, traf Körner bei seinem Korps ein. Dasselbe war inzwischen aus seiner bisherigen Isolierung herausgetreten und dem Kommando des Generals von Wallmoden unterstellt worden. Es bildete so einen Teil der Nordarmee und stand damals, wie auch noch bis zum Beginn des nächsten Jahres, nördlich der Elbe, im Osten von Hamburg. Mit dieser Veränderung war zugleich eine lebhaftere Beteiligung des Korps an dem wieder aufgenommenen Kampfe gegeben, obwohl dasselbe auch jetzt noch immer vom Schauspiel der großen Kriegsbegebenheiten entfernt blieb. Vom 17. August an hatte dasselbe fast täglich kleinere Gefechte, und Körner, der wieder als Lützows Adjutant diente, war nun endlich am Ziele seines Strebens angelangt. Aber auch seines Lebens.

Am 27. August machte ein Teil des Korps unter Lützows Führung einen Angriff auf eine französische Transportkolonne. Es war bei Gadebusch, an der Straße nach Schwerin. Der Feind zog sich in das Gehölz zurück, wo er gedeckt war. Körner in unbändiger Kampfeslust sprengte nach, und hier traf ihn eine Kugel in den Unterleib, verletzte das Rückgrat und führterettungslos den Tod herbei. Der Tod fürs Vaterland wurde ihm zu teil, den er besiegen und gepriesen hatte. Wohl mag man bedauern, daß es ihm nicht vergönnt war, an einer der großen Schlachten teilzunehmen, die von jetzt an Schlag auf Schlag einander folgten; man mag bedauern, daß sein teures Leben einer Unternehmung zum Opfer fiel, die dasselbe nicht wert war. Aber wahr ist es, was der Geschichtsschreiber der Lützowischen Schar sagt: der Soldat stirbt, wo und wie er stirbt, für die Sache, der er dient. Und es war eine große, eine heilige Sache.

So recht „zugleich ein Sänger und ein Held“ schied Körner

aus dem Leben. Am Morgen seines Todesstages noch hatte er sein „Schwertlied“ gedichtet. Unter den Klängen seiner Kriegslieder wurde er auch bestattet. Das Gefecht nahm nach seinem Fall einen schnellen Verlauf und es waren nicht mehr als zwei weitere Tote zu beklagen. Aber schmerzlich tief beklagten die Lüchower den Tod des Jünglings, welcher ihrem Kriegerberufe wie kein anderer die Weihe der poetischen Verklärung gegeben hatte,

„Um die gemeine Wirklichkeit der Dinge
„Den goldnen Duft der Morgenröte webend.“

Körner wurde einige Stunden von dem Schauplatz des Gefechts bei dem Dorfe Wöbbelin unter einer Eiche mit allen kriegerischen Ehren bestattet. Unter den Klängen seines Schlachtgebets „Vater, ich rufe dich“ wurde der Leichnam in die Erde gesenkt, und die Freunde nahmen von dem Sänger Abschied mit seinem Liede, dem die Freischar ihre Unsterblichkeit verdankt: „Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein“. Der Begräbnisplatz wurde vom Herzog von Mecklenburg-Schwerin Körners Vater zum Geschenk gemacht und später mit einem gußeisernen Denkmal versehen und durch eine Mauer eingefriedigt.

Das Gerücht von Körners Tod verbreitete sich rasch. Auch zu seinen Eltern drang es bald, ebenso aber auch Nachrichten, welche dasselbe widerriefen. Während der kriegerischen Wirren, der nun fast ohne Pause aufeinander folgenden Schlachten, welche alle auf dem Gebiete geschlagen wurden, das zwischen Dresden und dem Kampfplatze der Lüchower lag, mußten selbstverständlich die Kommunikationen sehr gestört sein. Zu Anfang November endlich, als schon der auf allen Flanken geschlagene Eroberer sich anschickte, Deutschland zu verlassen, gelangte die Gewißheit des Todes nach Dresden. Graf Gehler, der selbst in tiefster Seele verwundet war, glaubte, daß die Mutter den Schmerz nicht überleben würde. Aber in dem nervösen Körper dieser Mutter wohnte ein starkes Herz, und es ist wahrhaft erhebend zu sehen, mit welcher Seelengröße beide Eltern diesen vernichtenden Schlag zu tragen wußten. „Einen solchen Verlust zu überleben,“ so schloß die am 9. November abgefaßte Todesanzeige, „findet der Vater Kraft in der Religion und in dem herzerhebenden Gedanken an den nunmehrigen Sieg der guten Sache, für die so mancher Tapfere Blut und Leben geopfert hat.“ Der Vater überlebte den Sohn um achtzehn, die Mutter gar um volle dreißig Jahre.

Aber ein anderes Glied der Familie, das durch seine Jugend vor so raschem Verblühen geschützt schien, hat Theodor Körner nach sich ins Grab gezogen. Seine Schwester Emma, die mit wahrhaft schwärmerischer Zuneigung an ihm hing, war schon während des Feldzugs von bangen Ahnungen seines frühen Todes gequält worden. Ihrem zarten Körper brachte sein Tod einen Schlag bei, den sie nicht verwinden konnte. „Ein stiller Gram,” schrieb der Vater, „über den Verlust des innigst geliebten Bruders zehrte ihre Lebenskraft auf und ließ ihr nur noch Zeit, sein Bildnis zu malen und seine Grabstätte zu zeichnen.“ Am 15. März 1815 erlag sie einem Nervenfieber. Ihre Leiche wurde nach Wöbbelin gebracht und neben dem Bruder bestattet. Auch die übrigen Mitglieder der Familie ruhen dort mit dem vorangegangenen Sohne vereinigt.

Wenn man Theodor Körners litterarische Leistungen richtig beurteilen will, so darf man keinen Augenblick vergessen, daß man es mit einem Jüngling zu thun hat, der schon mit neunzehn Jahren seine erste Gedichtsammlung herausgegeben hat und vor der Vollendung seines zweitwanzigsten Lebensjahrs gestorben ist. Jugendlichkeit oder noch genauer gesagt Jünglingshaftigkeit ist wirklich der Grundzug seiner ganzen Dichtung nach ihren Tugenden wie nach ihren Schwächen.

Man ist versucht, eine litterarhistorische Parallele zu ziehen, die schon oben angedeutet worden ist. Wenn wir den noch früher zur Reife, aber auch furchtbar schnell zur Ueberreife gediehenen Waiblinger ausnehmen, so wird sich kaum ein Dichter namhaft machen lassen, der nach so kurzer und so reicher Thätigkeit abgerufen worden wäre, als Wilhelm Hauff, und auch er erscheint Körner gegenüber als der erst später in die litterarische Wirksamkeit eingetretene. Es ist eine in der Litteraturgeschichte öfters wiederkehrende Erscheinung, diese kurzlebigen Dichterjünglinge, welche von dem Vorbild der litterarischen Patriarchen, unter deren Augen sie herangewachsen sind, zu sieberhaft schneller Produktion gereizt werden und entweder die Reife und den Abschluß ihrer poetischen Persönlichkeit schon in jungen Jahren erlangen oder aber gar nicht mehr dazu kommen. So steht Hauff neben dem väterlich befreundeten Uhland, so steht neben Schiller und Goethe Körner als ihrer beiden, namentlich aber des ersten, Nachahmer und Epigone; und das Merkmal des Epigonentums, freilich nicht in dem pessimistischen Sinn, in dem Immermann dasselbe erfaßt und bezeichnet hat, haftet neben dem der Jugendlichkeit und auß engste damit verbunden unverkennbar an Körners Schriftstellerei.

Jugendlich ist vor allem der rastlose Eifer und die heilige Begeisterung, welche er zu seinem Dichterberufe mitbringt. Er hat noch keinerlei Enttäuschung in demselben erfahren; der Zwiespalt zwischen Ideal und Wirklichkeit ist ihm noch nicht zum Gefühl gekommen. Die Poesie ist ihm sein Leben, und sein Leben ist Poesie. Da schwimmt noch alles in dem goldenen Glanze einer ewigen Jugend und Schönheitsjeligkeit; keine Ahnung, daß das ja anders werden, daß es zu einer Auseinandersetzung zwischen der Fülle des trunkenen Herzens und der nüchternen Realität kommen könnte. Es ist klar und wird noch deutlicher aus der Betrachtung der einzelnen Werke hervorgehen, daß bei Körner von jener gesättigten Reife und ruhig-klaren Männlichkeit noch keine Rede sein kann, welche Goethes und Schillers Männerjahren und deren Erzeugnissen ihren Stempel aufdrückt. Aber ebensowenig finden wir eine Spur von jener unangenehmen, stets auf eine tiefere Erkrankung des einzelnen Menschen oder der ganzen Zeit hinweisenden Blasiertheit und Überreife in jungen Jahren, welche sich bei dem geistig weit tiefer angelegten Waiblinger oft aufs widerlichste geltend macht. Diese Blasiertheit, dieser Weltschmerz, wo er nicht reine Kofetterie ist, stammt aus der Versenkung des Gemüts und Verstandes in die Widersprüche des Lebens und der Welt. Nur wenigen, die wirklich geistige Arbeit thun, bleibt dieser Weltschmerz erspart, und es wäre unter unsren großen Dichtern wohl nur der einzige Uhland auszunehmen, der stets und allezeit in reiner Harmonie und Befriedigung des Gemütes vor uns steht. Große Charaktere ringen sich mit sittlicher Energie zur Harmonie des Geistes durch, Menschen ohne ethische Kraft, Naturen von bloß dialektischer oder ausschließlich künstlerischer Anlage des Geistes versinken. Jene Harmonie, die bei Schiller und Goethe das Werk männlicher Selbstzucht ist, war, nur eben auf niedrigerer Stufe, bei Körner das Resultat einer jugendlichen Unverschämtheit und Unverdorbenheit des Gemütes. Darum haben seine Werke, wenn ihnen die Abgeklärtheit und Kristallhelle klassischer Produkte fehlt, zum Ersatz dafür die wohlthuende Eigenschaft einer ungeprüften Reinheit und Liebenswürdigkeit, die nur selten erhebt und begeistert, aber auch nie verletzt und wehe thut.

Selten aber oder vielleicht nie wird ein Mensch, der die Widersprüche und Kampfe des inneren Lebens noch nicht erfahren hat, es zu einer eigentlich originalen, individuell gefärbten Dichtung zu bringen vermögen. Er wird wohl manches Neue, manches Eigentümliche sagen, aber er wird mehr oder weniger das Gepräge irgend eines mustergebenden größeren Geistes in seinen Werken zeigen, — falls er nicht etwa ganz in der Sphäre der rein naiven und durch

keinerlei Kultur vermittelten Empfindung verharrt. Darin also ist Körner entschieden ein Epigone der zwei Großen, die seinen Weg erleuchtet haben, vor allem aber, wie wir sehen werden, Schillers.

Große Dichter haben ihre Bedeutung nie bloß in und durch sich selbst, sondern ebenso sehr durch den bestimmenden Einfluß, den sie auf die schriftstellerische Hervorbringung von Zeitgenossen und Nachfolgern ausüben. Was auf den ersten Blick ein zu aller Gebrauch ein für allemal fertig das liegendes Werkzeug zu sein scheint, die Sprache, die metrische Form, die stilistische Ausdrucksweise, das wird in Wahrheit immer erst von den bahnbrechenden Geistern so genodelt und handlich gemacht, daß es hinfert auch von Geistern zweiten Rangs gehandhabt werden kann. So finden wir denn unmittelbar nach dem Eintritt großer litterarischer Epochen, nach dem Auftreten großer Dichter stets eine ganze Schar kleinerer Talente, welche sich sofort in den Weisen und Manieren jener größeren bewegt, sie oft an Gewandtheit und Fruchtbarkeit überbietet, aber an Originalität und Kraft hinter ihnen zurückbleibt. Solch ein Epigone Schillers ist Körner. „Epigone“ braucht nicht „Nachahmer“ zu heißen; es soll uns dieses Wort bloß die unbewußte und ungewollte Abhängigkeit von einem Vorbilde bezeichnen. Nachahmer Schillers ist Körner vielleicht nur in einer von seinen Tragödien; aber Schillers Vorbild und Einfluß blickt aus allen seinen Werken hervor.

Echt jugendlich ist auch der Ideenkreis, in welchem Körners Werke sich bewegen, und echt jugendlich die Art, wie er diese Ideen faßt und ihnen gerecht zu werden sucht. Für seine Persönlichkeit, aber auch für die ganze Zeit, in der er lebte, ist es höchst bezeichnend, daß wir unter seinen lyrischen Gedichten so viele finden, welche die Freuden munterer, harmloser und geistig belebter Geselligkeit besingen. Nur hat er über diesen die höheren Interessen und Gesichtspunkte des Lebens nicht außer Acht gelassen. Von seinen Vaterlandsliedern brauchen wir da nicht zu reden; ihr Stoff war durch die konkreten Verhältnisse der Zeit gegeben, und eben weil Körners Vaterlandsdichtung recht eigentlich Gelegenheitspoesie ist, hat er in ihr sich zur höchsten Vollendung seiner Dichterpersönlichkeit aufgeschwungen. Aber auch in den „Vermischten Gedichten“ finden wir gar manchen Durchblick auf jene Ideen und Ideale, welche der Mensch hinter den Dingen der Erscheinungswelt und des täglichen Lebens zu suchen nicht müde wird. Ist es nun in hohem Grade erfreulich, daß Körner neben aller ungetrübten, brausenden und schäumenden Jugendlust sittlichen Ernst genug in sich hat, an dem Ewigen und Übermenschlichen, an den Ideen der Ethik und Religion nicht mit gedankenloser Achtsamkeit und jugendlichem

Leichtsinn vorüberzugehen: so darf doch nicht verschwiegen werden, daß er andererseits noch viel zu jung und durch seine ganze Bildungslaufbahn kaum befähigt war, jene Ideen irgendwie zu vertiefen und in eigenartiger Gestaltung und Fassung zum Ausdruck zu bringen. Er begnügt sich damit, diejenigen Vorstellungen von Gott, Freiheit, Unsterblichkeit, von Menschenwürde und Lebenszweck wiederzugeben, welche ihm als die in jener Zeit herrschenden überliefert worden sind. Seine schönen und gefühlvollen religiösen Sonette z. B. beurkunden keinerlei tiefere Auffassung des Christentums, sondern nur ein lebhaftes Anempfinden der landläufigen Gefühle und Bilder. Aber wer wollte so unbillig sein, von einem Jüngling, dem das Leben nur seine lachende Seite gewiesen hat, mehr zu verlangen?

Recht jugendlich ist auch der unermüdliche Fleiß, mit dem Körner gedichtet hat. Man mag leicht vermuten, daß die Eile und Hast, mit der seine größeren Dichtungen einander jagten, öfters der ernsten und gründlichen Ausarbeitung derselben Eintrag gethan haben dürften; die Fülle seines Schaffens bleibt trotzdem bewundernswert, auch wenn sie nicht gerade durchaus als ein Vorzug anzusehen ist.

Durch den Druck ist zu Körners Lebzeiten nur wenig von seinen Werken in die Öffentlichkeit gedrungen. Von den 1810 erschienenen Knospen war schon die Rede; die zwölf „freien Lieder“, die er, wie erwähnt, durch Kunze zum Druck hatte befördern lassen, erschienen der Kriegswirren wegen erst nach Körners Tode. Im Jahre 1814 erschienen sodann die beiden historischen Trauerspiele Briny und Rosamunde, sowie die vollständigere Sammlung vaterländischer Gedichte unter dem Titel „Leier und Schwert“, welche mehr als irgend sonst etwas dem Namen Körners seine Popularität und seine unermessliche Wirkung auf die damals heranwachsende deutsche Jugend verschafft hat. Die beiden genannten Tragödien samt den „Bemühten Gedichten und Erzählungen“ erschienen als „Poetischer Nachlaß“ im Jahre 1815; der Vater Körner gab dazu seine edel empfundene Biographie des Dichters, Tiedge eine Charakteristik seiner Werke. Dabei fehlten aber noch die übrigen dramatischen Produktionen. Sie erschienen, von dem Vater herausgegeben, unter dem Titel „Dramatische Beiträge“ noch im nämlichen Jahre. Eine vollständige Sammlung aller Werke Theodor Körners kam jedoch erst nach des Vaters Tod in den Druck. Sie wurde von Streckfuss im Auftrag von Körners Mutter im Jahr 1834 zum erstenmal herausgegeben und ist seitdem mehrmals wieder aufgelegt worden. Diese für alle Zeit grundlegende Ausgabe enthält neben Körners Werken die obengenannten Beigaben Tiedges und

des Vaters, vermehrt um ein ausführliches Vorwort von Streckfuß, sowie eine Anzahl von Briefen Theodor's; endlich auch einen Stich nach dem schönen Bilde des Dichters, das zu vollenden die letzte Lebensaufgabe seiner Schwester war. Eine „vollständige“ Sammlung von Körners Werken, nebst Briefen von ihm und an ihn, sowie biographischen und litterargeschichtlichen Beilagen hat Ad. Wolff im Jahr 1858 besorgt; und endlich ist 1879 eine letzte Ausgabe mit einer Biographie aus der Feder von Körners Freund und Waffengenossen Friedrich Förster erschienen. Von neuen Auflagen dieser verschiedenen Ausgaben, sowie von einigen untergeordneten Drucken brauchen wir an diesem Orte nicht zu reden. Dagegen soll nicht unerwähnt bleiben, daß Körners Werke oder doch einzelne derselben Übersetzungen in verschiedene fremde Sprachen gefunden haben; namentlich England und Dänemark brachten denselben thätige Teilnahme entgegen.

*

Wenn wir Theodor Körners Dichtung nach den verschiedenen Poetiegattungen getrennt betrachten, so werden wir billig zuerst der dramatischen Dichtung unsere Aufmerksamkeit schenken, in welcher er seine Stärke und seinen Lebensberuf gesehen hat. So viel wir sehen können, ist die Lust zur Bühnendichtung bei Körner hauptsächlich durch die anregenden Einfüsse des Wiener Theaters wach gerufen worden. Als anfeuerndes und begeisterndes Vorbild aber hat ihm Schiller vorgeschwobt.

Von den Operntexten dürfen wir kecklich absehen. Es ist sehr natürlich, daß der junge Poet, bei dem schon durch die Erziehung seines Vaters eifrige Liebe zur Musik lebendig geworden war, der selbst als lyrischer Improvisator die Unterstützung dieser Schwesternkunst oft genug in Anspruch nahm, der deshalb auch die Ansprüche wohl kennen mußte, die der Komponist an den Dichter stellen kann, — daß Körner öfters von befreundeten Musikern um Operntexte angegangen wurde und daß er ihren Wünschen mit Geschicklichkeit und Gewandtheit nachzukommen verstand. Aber ebenso natürlich ist, daß man an dieses Genre der Poetie im allgemeinen keine hohen Ansprüche stellen, in ihm keine besonders intimen Manifestationen der Dichterseele erwarten, daß man einen Poeten nicht nach seinen Singspielen und Operntexten beurteilen darf, von denen vielleicht wer weiß wie wenig seiner eigenen, freien geistigen Eingebung entsprungen ist.

Beschränken wir uns aber auf das recitierende Drama, so müssen wir zwischen Körners Lustspielen und seinen Tragödien wieder einige Unterschied machen. Körner selbst äußert sich in

einem Brief über die Frage, ob ihm mehr komisches oder mehr tragisches Talent zuzuschreiben sei, in der Richtung, daß zwar die meisten seiner Freunde für das erstere seien, er selbst aber mehr für das letztere. Wenn wir redlichen Willen und ernste Gesinnung für die That nehmen, so mag er recht haben; die Gegenpartei aber wird recht haben, wenn man auf die relative Vollendung sieht, in der er hier oder dort vor uns tritt: seine Lustspiele sind in sich vollendetere Leistungen als seine Tragödien, freilich in erster Linie deshalb, weil — wir sagen nicht das Lustspiel überhaupt, wohl aber die von Körner gewählte Gattung des Lustspiels geringere Ansprüche an den Poeten macht als das Trauerspiel.

Debütiert hat Körner in Wien mit zweien seiner Lustspiele, und mit ihnen hauptsächlich hat er sich in der Kunst des Publikums gehalten. Am 17. Januar 1812 wurden auf dem Burgtheater zum erstenmale „Die Braut“ und „Der grüne Dominio“ gegeben und zwar, so scheint es, in erster Linie dank dem trefflichen Spiel der Toni Abamberger, mit einem Beifall, den Körner „als Anfänger sich nicht geträumt hatte“. Entweder noch im nämlichen Monat oder zu Anfang Februars wurde „Der Nachtwächter“ gegeben und erhielt sich gleich jenen bei vollem Haus. „Der Bette aus Bremen“ wird gegen die Mitte des Jahres fertig geworden sein, und „Die Gouvernante“ finden wir erst im Jahr 1813 erwähnt, obwohl sie vielleicht noch im Jahr 1812 verfaßt sein mag. Endlich erfahren wir noch von dem Plan eines fünfaktigen Lustspiels, das nicht mehr zur Ausführung gekommen ist. Vergleichen wir diese fünf Lustspiele oder, so nennen wir sie richtiger, Posse untereinander, so finden wir in Tugenden und Fehlern eine bedeutende Familienähnlichkeit zwischen denselben. Mit dem Worte „Posse“ ist schon gesagt, daß wir weder irgendwelche psychologische Feinheiten, noch auch besondere, charakteristische Verhältnisse und Probleme aus der sittlichen und sozialen Welt zu erwarten haben. Es ist einfach eine gegebene komische Situation, welche dargestellt und entwickelt wird; Menschen und Verhältnisse bleiben innerhalb der Grenzen des Gewöhnlichen, Normalen, wie es die Wirklichkeit täglich aufweisen kann. Damit ist ein Weiteres nicht ausgeschlossen, daß nämlich die Entwicklung der Stücke dann und wann stark ins Phantastische spielt. Es ist das für eine Posse so ganz und gar kein Vorwurf, daß vielmehr eine richtige Posse ohne ein phantastisches Element, ohne ein gewisses Aufdenkopffstellen der Wirklichkeit und Wahrscheinlichkeit gar nicht denkbar ist; mögen dabei die Figuren der Handlung und der schließliche Ausgang derselben so alltäglich sein, als sie wollen. Zu leugnen ist nun durchaus nicht, daß



Körners Possen, sobald wir eine ernsthafte Vergleichung zwischen ihnen anstellen, sich schließlich zum guten Teil als Variationen desselben Themas entpuppen. Davon, daß eine Liebesgeschichte in allen das Gerippe des Ganzen bildet, braucht man nicht zu reden; wie viele Lustspiele gibt es denn überhaupt, in denen der Gott mit der Binde nicht Protagonist wäre? Dagegen ist es ohne Zweifel eine gewisse Armut der Erfindung, daß in allen fünf Lustspielen, den „Nachtwächter“ ausgenommen, die komische Pointe in der Verwechslung von Personen liegt, sei es nun, daß jemand für einen andern gehalten, oder daß er wenigstens in seiner eigenen Person nicht erkannt wird. Dabei spielt in drei von diesen Stücken das höchst äußerliche Motiv der Verkleidung seine stereotype Rolle. Am eigenartigsten, von den andern fast in allem verschieden, ist der „Nachtwächter“. Hier ist die Komik am stärksten und derbsten aufgetragen, auf feinere Ausarbeitung am wenigsten gesehen, und eben deshalb ist die possehaft Wirkung hier am sichersten erreicht. Dieses Stück hat sich denn auch wohl am längsten gehalten, auf ländlichen und Liebhabertheatern noch bis heute; ein Erfolg, den sonst es nur noch mit der „Gouvernante“ gemein hat. Das letztere Stück verdient ohne Zweifel das höchste Lob unter Körners Lustspielen; jedenfalls ist es das feinstes derselben. Ganz unwiderstehlich komisch ist der zopfige Ernst, die Prüderie und Sagesse der Gouvernante dargestellt, wozu das Versmaß des Alexandriners auch noch das Seinige beiträgt; und der tolle Einfall, daß ein blutjunges Mädchen sich als siebzigjährige Frau verkleidet und seiner Erzicherin über die Verderbtheit der jehigen Welt eine würdevolle Predigt hält, ist so siegesgewiß durchgeführt, daß man seine Freude daran haben muß. In der That ist dieses Stück, von einem guten Liebhabertheater gegeben, noch jetzt seiner durchschlagenden Wirkung sicher. Daneben fallen die drei andern bedeutend ab, vor allem aber „Der grüne Domino“, welcher von drastischen Effektmitteln mehr als die übrigen entblößt ist und in dem sentimentalere Ernst und komische Motive sich zu einer unangemehmen Gesamtwirkung verbinden. Im übrigen aber muß man Körners Lustspielen eines zugestehen: sie sind bühnengerecht wie wenig andre. Der Regisseur kann mit solchen Produkten mehr zufrieden sein als vielleicht der Aesthetiker, und jener hat auch seine gewichtige Stimme. Körner beschäftigt immer nur ganz wenige Personen, zweie bis viere. Etwas größere dramaturgische Ansprüche macht nur der „Nachtwächter“, und die sind mäßig genug. Diese wenigen Personen aber versteht Körner Schlag auf Schlag in eine Reihe komischer Situationen zu bringen. Der Zuschauer — denn lesen darf man die Sachen

eigentlich nicht, da die Bühnenwirkung ihr Lebenselement ist — bleibt beständig gespannt und angenehm unterhalten; nichts Ermüdendes, keine unnützen Längen und Episoden schwächen die komische Wirkung, welche stets auf dem kürzesten und einfachsten Wege erzielt wird. Wenn man schon Zeuge davon gewesen ist, wie begabte Männer, ausgerüstet mit feiner Wahrnehmungsgabe für die Schwächen der Menschheit, sich doch oft vergebens abquälen, um jene vis comica zu erzielen, die Körner aus dem Mermel zu schütteln scheint, so wird man dieses Talent nicht zu nieder anschlagen wollen.

Noch fruchtbarer war Körners tragische Muse. Auf diesem Felde, für dessen Bebauung er sich, wie wir sahen, besonders befreut glaubte, ist auch noch mehr bloß Entwurf und Vorhaben geblieben. Sein erster Plan zu einer Tragödie war der eines Konradin; so recht ein Thema für jugendliche Gemüter und warme Herzen. Es ist kein Wunder, wenn das menschlich ebenso rührende wie geschichtlich wichtige Ende des letzten Staufen gar manchen jungen Dichter zur Bearbeitung gereizt hat. Aber es scheint, als ob dieser Stoff denn doch nicht wirklich geeignet zu dramatischer Behandlung sei; denn es ist öfters bloß beim Entwurf geblieben, und ein bedeutendes Stück dieses Gegenstands hat unseres Wissens die Litteraturgeschichte nicht aufzuweisen. Auch bei Körner ist der Konratin im Entwurf stecken geblieben, und wir haben keinerlei Vorstellung davon, in welcher Weise er sich ihn gedacht haben möge. Auch andre Trauerspiele, wie Ferdinand II. und des Decius Todesweihe, blieben unausgeführt, und auch hinsichtlich dieser ist uns keinerlei Andeutung über Anlage und Grundgedanken erhalten.

Die vollendeten Tragödien Körners stellen zweifellos einen Fortschritt und eine Abklärung des Geschmacks dar, welche lebhaft bedauern läßt, daß es dem Dichter nicht vergönnt gewesen ist, sich noch weiter zu bilden. Es ist nicht selten, daß junge Poeten von lebhafter Phantasie in ihren Erstlingswerken der tragischen Gattung auf die gräßlichsten, wildesten und grausamsten Erfindungen verfallen, weil die lebhafte Einbildungskraft sich am Natürlichen und Menschlichen nicht genügen läßt und wilde Roheit leicht als Kraftäußerung erscheint. Mit der Heranreifung zu wirklicher Manneskraft lernt dann der Dichter die Starke im Maß und in der ruhigen Würde finden. Jene Tendenz zum Wilden und Neberspannten ist in Deutschland glücklicherweise seltener als etwa in Frankreich; aber es hat auch bei uns, Dank der längere Zeit herrschenden Manie der Shakespeare-Nachahmer, manche bedauerliche Beispiele davon gegeben. Unter dem Banne Shakespeares steht Körner nicht, und seine Erstlingstragödien unterschieden sich von manchen Leistungen unsrer

Shakespearomanen, noch mehr aber der französischen Romantik, eben dadurch nicht zu ihrem Nachteil, daß wir in ihnen nicht die wollüstige Freude am Graßlichen, die grausige Mischung von Sinnlichkeit und Teufelei, welche z. B. Victor Hugo charakterisiert, wahrnehmen. Ihre Tendenz ist eine reine und sittliche, insbesondere ist da gar nichts von gemeiner Sinnlichkeit eingemischt. Aber der junge Künstler versteht es noch nicht, seine Farben zu temperieren. Grell und brennend, das Auge verlebend, setzt er sie nebeneinander und sorgt weder für einen neutralen, verbindenden Untergrund, noch für abstuifende und mildernde Lasuren. Teufel oder Engel, aber keine Menschen bilden das Personal seiner ersten Trauerspiele, und die aristotelische Lehre, daß der tragische Held weder durchaus gut noch durchaus böse sein dürfe, weil der Mensch nur dem Menschen, der normalen Menschennatur, Teilnahme entgegen bringen kann, — diese Lehre existiert für Körner noch nicht. Es muß allerdings dem Tragiker gestattet sein, auch widerliche Verzerrungen des Menschenbildes auf die Bühne zu bringen; nur soll er es nicht mit Vorliebe thun, und wenn er es thut, so muß er, wie Shakespeare in Richard III. oder in Timon von Athen, uns zeigen, wie und wodurch die ursprüngliche Schönheit des menschlichen Antlitzes so verzerrt werden konnte. Diese Forderung hat Körner leider vernachlässigt. Seine Bösewichter treten vor den Leser und Zuschauer hin mit der selbstverständlichen Zumutung, zu wissen, daß sie solche sind. Ein Versuch irgend einer psychologischen Motivierung ist durchaus nicht gemacht, und deshalb muten uns diese Rudolf, Konrad, Wilhelm und wie sie heißen mögen, unwillkürlich an wie die Bösewichter, denen in den Opern die Rolle des zweiten Basses zufällt. Dieser Mangel findet sich, wie wiederholt werden muß, eben nur in Körners Anfangsprodukten, und womit wäre er einfacher zu erklären und zu rechtfertigen, als mit der unerfahrenen Jugend des Dichters, die ihn statt lebensvoller Individuen vielmehr Typen und zwar solche von übertriebener Charakterzeichnung schaffen lässt? mit jener Jugendlichkeit des Empfindens, von der Wallenstein sagt:

„Aus ihrem heißen Kopfe nimmt sie keck
Der Dinge Maß, die nur sich selber richten.
Gleich heißt ihr alles schändlich oder würdig,
Bös oder gut, und was die Einbildung
Phantastisch schleppt in diesen dunkeln Namen,
Das bürdet sie den Sachen auf und Wesen.“

Das älteste Trauerspiel Körners, von dem wir hören, ist seine „Toni“, die ihren Namen seiner Angebeteten und späteren Braut Körner, Werke. I.

verdankt; es wurde in der letzten Woche des Januars 1812 vollendet und ist nach einer Novelle Heinrichs von Kleist gearbeitet. Das Gräßliche dieses Stücks, das aber doch schließlich nicht zur That wird, sondern sich in einen glücklichen Ausgang auflöst, ist insofern nicht beleidigend, als es durch den Hassensatz der Schwarzen gegen die Weißen genügend motiviert ist. Das Stück kann eben deshalb für uns nicht mehr das Interesse haben, das es für jene Zeit haben mußte, welcher die Kämpfe auf San Domingo noch in frischer Erinnerung waren. Schon im Februar war sodann „Die Sühne“ fertig, von der Körner selbst sagt: „Ich hatte nicht geglaubt, daß auch der gräßlichste Stoff so vielen Eindruck auf meine Nerven machen könnte. 's ist eine verfluchte Sache um die Versinnlichung einer emporenden Situation.“ Die Wahrheit ist die, daß das Stück einfach gräßlich ist und der Tod eines unschuldigen Weibes, durch eine bloße äußerliche Personenverwechslung herbeigeführt, etwas besser und notwendiger motiviert sein muß, wenn er nicht rein abstoßend wirken soll.

Auf dieses Stück folgte Körners berühmteste Tragödie, welche vor allen andern seinen Ruf als Theaterdichter bis auf die Gegenwart gebracht hat, sein „Briny“. Er schreibt am 5. März 1812, daß er den Stoff ins Auge gefaßt habe. Etwa ein halbes Jahr später war er vollendet. Mit der Aufführung ging es etwas langsam; erst am 30. Dezember ging das Stück zum erstenmal über die Bretter. Es hat sich aber von da an auf der Bühne gehalten und ist noch heutzutage einer mächtigen Wirkung sicher, zumal auf die patriotisch fühlende Jugend mit ihrer lebhafteren Empfindung. Auch dieses Stück ist noch jugendlich genug; aber die größere Abklärung ist doch schon recht bemerklich, und die Jugendlichkeit macht sich wesentlich in solchen Dingen geltend, die ihm auf der Bühne zur Empfehlung gereichen müssen. Jene oben bemerkte Neigung zu gräßlichen Effekten findet hier gar keinen Raum, ja wir bemerken eher das Gegenteil davon, einen gewissen Hang, zu sehr ins Schöne zu malen. Um den Helden Briny und seine Familie ist alles Licht, Freude, Edelsinn und Zärtlichkeit; Max und Thella sind hier vielleicht etwas zu genau kopiert. Von einer tragischen Schuld kann daher bei dem Helden, der das Opfer der Verwicklung wird, nicht die Rede sein; auch nicht von einer eigentlichen tragischen Verwicklung. Briny fällt, weil er handelt, wie er als Soldat handeln muß, die Seinigen opfern sich voll höchsten Heldenmutes mit ihm; das ist erhebend und herzerweiternd, wie es zugleich betrübend zu sehen ist, daß „auch das Schöne sterben muß“. Es bringt also der Verlauf der Handlung notwendig eine mächtige

Wirkung bei dem Zuhörer hervor. Nur aber keine spezifisch tragische. Briny ist ein Stoff für epische, durchaus keiner für dramatische Be-handlung; denn Handlungen ohne jede Schuld, ohne jede psycho-logische Verwirrung und Verwicklung sind ein für allemal un-dramatisch, — das Wort dramatisch im höhern Sinne genommen. Denn wenn wir bloß auf den Bühneneffekt oder andererseits rein auf die poetische, d. h. empfindsame Schönheit des Stückes sehen, so werden wir in beiden Beziehungen wenig daran auszusezzen finden. Es sind durchaus die edelsten Gesinnungen in einer edeln, lebhaft an Schillers Vorbild gemahnenden Sprache ausgedrückt, und die Bühnenwirksamkeit ist durch den Erfolg sattsam erprobt worden. Der Briny mag in dieser Beziehung etwa an Uhlands Dramen erinnern, welche mit Recht sich im Herzen des Volkes, namentlich der Jugend, erhalten haben, mag auch der Aesthetiker und Drama-turg dieses und jenes mit Recht daran auszusezzen haben.

Leider fiel Körner nach dem „Briny“ wieder etwas in seine ältere Manier zurück mit dem Trauerspiel „Hedwig“, welches wohl noch im September 1812 fertig und am 13. Januar 1813 zum erstenmal aufgeführt wurde. Die monotone Graäßlichkeit der „Sühne“ ist hier allerdings nicht mehr wahrzunehmen, das Stück ist schon weit mehr gegliedert und mannigfaltig; aber wenn Körner selbst darüber schrieb: „Es ist wirklich über alle Maßen gräßlich,“ so hat er, ohne es zu wollen, das Urteil darüber gesprochen. Die „Hedwig“ ist in der That noch ein Schauerstück nach dem Muster der alten Ritter- und Räubergeschichten, und von psychologischer Motivierung ist wenig genug wahrzunehmen. Dagegen dürfte dem Stück eine bedeutende dramatische Wirkung kaum abzusprechen sein. — Mit seinem letzten großen Trauerspiel, „Rosamunde“, begab sich Körner wieder auf den Boden der historischen Tragödie. Das Stück wurde in der ersten Hälfte Novembers fertig; von einer Auf-führung desselben hören wir nichts. Körner selbst hielt es für seine beste Arbeit, und alle seine Freunde waren derselben Ansicht, mit Ausnahme Humboldts. Es begreift sich sowohl jenes als dieses. Der Vorwurf des Stücks ist kaum weniger graßlich, als der der „Hedwig“, aber das Schreckliche ist hier motiviert und zwar gut motiviert; wenn man auch zugeben muß, daß der Charakter der Eleonore von vornherein etwas allzusehr fertig und abgeschlossen ist, so ist doch ihre Greuelthat aus diesem Charakter heraus richtig begründet. Mit dem „Briny“ verglichen, hat das Stück mehr Lebendig-keit; die Charaktere sind nicht so ins Schöne gemalt und besser ab-geküsst. Aber der „Briny“ hat die edlere Gesamthaltung für sich, und das wird es gewesen sein, was dem Manne der klassischen

Form Schönheit, Humboldt, sein Urteil eingegeben hat. — Endlich wurde noch im Februar 1813 „Joseph Heyderich“ gedichtet. Dieses kleine Trauerspiel atmet schon ganz die Lust des hereinbrechenden Krieges. Es wurde nach einer wirklichen Begebenheit verfaßt, der Aufopferung eines österreichischen Unteroffiziers zu Ehren, der einem Leutnant sein Leben mit Hingabe des eigenen gerettet hatte. Das Stückchen macht in seiner realistischen Fassung — es ist zugleich das einzige, das Körner in Prosa geschrieben hat — wenig Ansprüche auf höhere Kuniform. Aber man kann nur seine aufrichtige Freude daran haben. Es müßte noch heute rühren, und man kann sich wundern, daß dieses Bild soldatischer Pflichttreue, unseres Wissens wenigstens, im Jahr 1870 nicht wieder hervorgesucht worden ist. Hier hat Körner weder zu schön sein wollen, wie im „Briny“, noch zu drastisch und hochtragisch wie in den andern Trauerspielen; er hat einfach die Wirklichkeit in warmer, poetischer Auffassung wiedergegeben, und so mag vielleicht dieses Stück in seiner Art sein bestes genannt werden, denn es ist am meisten von allen das, was es sein soll.

Neber Körners prosaische Erzählungen können wir uns kurz fassen. Zwei derselben wurden nach Körners mündlicher Darstellung von Karoline Pichler schriftlich fixiert, die andern sind von ihm selber aufgezeichnet worden. Sowohl die frei erfundenen, als die überlieferte Geschichte oder Sage nachzählt verringen eine auch sonst bei Körner zum Vorschein kommende, mit seiner jugendlichen Munterkeit eigentlich kontrastierende Neigung zum Empfindsamen, zur elegischen Betrachtung der menschlichen Vergangenheit. Es ist etwas, wie Todesahnung, was hier über die Empfindung des reinsten und schönsten Jugendglücks gebreitet liegt, recht als spiegelte sich in diesen Erzählungen das persönliche Geschick ihres Verfassers wider. Nur eine derselben schlägt den Ton der jugendlichen Freudigkeit an.

Gehen wir aber endlich zu Körners lyrischen Gedichten über, so kommen wir damit zu der durchaus erfreulichsten Seite seiner dichterischen Thatigkeit. Durch nichts ist auch sein Ruf so gegründet und in den Annalen unsrer Literatur festgestigt worden, als durch diese. Eine nicht unbedeutende Menge von Liedern (ganz abgesehen noch von den Kriegsgesängen) ist noch jetzt überall verbreitet und gesungen, meist ohne daß der Name ihres Verfassers allgemein bekannt wäre. Das macht, Körner wußte so recht den Ton zu treffen, der für Lieder geselligen Charakters paßt. Er hat sich nicht leicht verstiegen, ist aber auch nicht leicht zur Plattheit und Gewöhnlichkeit herabgesunken. Die Stosse und Gattungen seiner

Lieder sind höchst mannigfaltig: frisch erzählte Romanzen (unter welchen „Harras, der kühne Springer“ wohl die dauerndste Berühmtheit erlangt hat) wechseln mit sinnigen Epigrammen, religiöse Gedichte mit geselligen Liedern, Ergüsse der persönlichen Empfindung mit reflektierender Betrachtung. Alle diese Gedichte aber durchweht, und das macht sie besonders angenehm und liebenswert, der Hauch einer reinen, unverdorbenen Seele, eines gebildeten, aber nicht verbildeten Geistes. Offenbarungen hoher Gesichte und erhabener Eingebungen darf man hier nicht suchen; aber eine tüchtige Gesinnung und ohne Beeinträchtigung derselben eine offene und freie Weltbildung wird man nirgends vermissen. So ist Körner recht ein Dichter für den gebildeten Mittelstand, vor allem für die Jugend desselben, und es wird wohl noch lange währen, bis seine Gedichte in den Herzen unsrer Knaben und Zünglinge durch andere verdrängt sein werden. Körners Gedichte sind gewissermaßen noch ein Nachklang aus der Litteraturperiode Goethes und Schillers. Ihrem Vorbild schließt er sich unbedingt an; nur die Vorliebe für künstlichere Formen, worunter er manche, wie das Sonett und die Oktaven, mit wirklicher Kunst gehandhabt hat, mag uns verraten, daß der Dichter in der Zeit der romantischen Dichtung gelebt hat.

Was von Körners lyrischen Gedichten überhaupt zu sagen ist, das gilt im höchsten Maße von seinen Kriegsliedern. Von ihnen am meisten kann man sagen, sie sind durchaus und im vollsten Maße das, was sie sein sollen. Das Kennzeichen echtester Lyrik, Gelegenheitsdichtung im höheren Sinne des Wortes zu sein, kommt ihnen durchaus zu. Reale Begebenheiten und Interessen des Lebens, und zwar solche, welche geeignet sind, die edelsten Gefühle des Menschen aufs höchste anzuspannen, haben diesen Gedichten ihre Entstehung gegeben, und es ist in ihnen die Empfindung unmittelbar, wahr und frisch ausgesprochen. Die Worte eines französischen, also in diesem Falle gewiß unparteiischen Kritikers über Körner sind durchaus wahr: „Er ist kein Salon-Tyrtäus, der in der warmen Stube Kriegslieder macht, er ist ein Soldat, ein Freiwilliger bei den schwarzen Jägern, das Schwert an der Linken, die Büchse auf dem Rücken; er ist eingetreten, um das Vaterland zu retten, seine Unterdrücker zu züchtigen. Er ist Poet und Soldat; sein Genie wie sein Mut erwärmt sich am Feuer des Krieges. Alles ist Poesie für ihn: der Blitz der Büchse ist ihm der Funke der Freiheit, das Blut, das die Felder rotet, der Purpur der Morgenröte der Freiheit.“ Die Befreiungskriege von 1813, 1814 und 1815 waren ja außerordentlich fruchtbar an Kriegsliedern; die von Körner nehmen darunter eine der ersten, wo nicht die allererste Stelle

ein. Charakteristisch ist ihr Unterschied von denen des befreundeten Arndt. Dieser dichtet für den Soldaten, er sucht den treuherzigen Ton des Volkes, der älteren deutschen Sprache zu treffen, manchmal mit durchschlagendem Erfolg, dann und wann nicht ohne Auffektation. Körners Lieder sind hervorgegangen aus der patriotischen Empfindung des gebildeten Teils der deutschen Jugend. Von dieser Volkssklasse, die ja auch unter Körners Waffenbrüdern im engern Sinne besonders zahlreich vertreten war, sind sie deshalb auch mit ungeteilter Begeisterung aufgenommen worden. Hier finden wir Schillers sittliches Pathos wieder, auf einen bestimmten Gegenstand der Wirklichkeit gerichtet. Da schlägt in hellen Flammen auf der lang barnieder gehaltene tödliche Haß gegen den Unterdrücker, die glühende Sehnsucht nach einem freien Vaterlande. Aber hier finden wir auch die erhabene sittliche Größe, wie sie aus Fichtes Reden uns anweht, den festen und heiligen Vorhaß, der großen Sache würdig zu sein und den deutschen Namen nicht nur durch die Siege auf dem Schlachtfelde, sondern auch durch den schwereren Sieg über die unreinen Mächte des eigenen Innern zu erheben und zu verherrlichen. Wir wollen aber bei diesen Kriegsliedern auch des Tonkünstlers nicht vergessen, von dessen zündenden Melodien getragen sie ihren Siegeszug durch die deutsche Welt angetreten haben. Wie Konradin Kreuzers Name mit Uhlands, so ist der Karl Maria von Webers mit Körners unzertrennlich verbunden,^{*)} und beider Worte und Töne werden noch in fernen Zeiten die deutschen Herzen höher schlagen machen, welche der herrlichen Zeit von 1813 gedenken.

Das schönste Blatt in Körners Ruhmeskranz aber hat sein Tod geslochten, mit dem er besiegt hat, was er für sein Vaterland geschrieben hatte. Und wenn ihn hätte ein Zweifel beschleichen wollen, ob er, der erst am Anfang seiner Laufbahn stehende, von den strengen Richtern der ästhetischen Kritik werde des Heldenmahles am Tische der Unsterblichen gewertet werden, ihm hätte wie keinem andern Uhlands Wort gegolten:

Wohl wieget eines viele Thaten auf
— Sie achten drauf —:
Das ist um deines Vaterlandes Not
Der Helden tod.

Hermann Fischer.

^{*)} Es ist uns nicht unbekannt, daß eine der schönsten Kompositionen zu Körners Kriegsliedern, die weltberühmt und fast allgemein Webern zugeschrieben von „Vater, ich rufe dich“ nicht von Weber, sondern von Himmel stammt. Weber hat dieses Lied übrigens auch komponiert, nur wird seine ganz vorzügliche Komposition, der Schwierigkeit der Klavierbegleitung wegen, selten gehört.

Gedichte.

Leier und Schwert.

1809—1813.

Zueignung.

Am 24. April 1813.

Euch allen, die ihr noch mit Freundestreue
An den verwegnen Zitherspieler denkt,
Und deren Bild, so oft ich es erneue,
Mir stillen Frieden in die Seele senkt,
Euch gilt dies Lied! — O, daß es euch erfreue!
Zwar hat euch oft mein wildes Herz gefränt,
Hat sturmisch manche Stunde euch verbittert,
Doch eure Treu' und Liebe nicht erschüttert.

So bleibt mir hold! — Des Vaterlandes Fahnen,
Hoch flattern sie am deutschen Freiheitsport.
Es ruft die heil'ge Sprache unsrer Ahnen:
„Ihr Sänger, vor! und schützt das deutsche Wort!“
Das fuhne Herz läßt sich nicht langer mahnen,
Der Sturm der Schlachten trägt es brausend fort;
Die Leier schweigt, die blanken Schwerter flingen.
Heraus, mein Schwert! magst auch dein Liedchen singen.

Laut tobt der Kampf! — Lebt wohl, ihr treuen Seelen!
Euch bringt dies Blatt des Freundes Gruß zurück.
Es mag euch oft, recht oft, von ihm erzählen,
Es trage sanft sein Bild vor euren Blick. —
Und sollt' ich einst im Siegesheinzug fehlen:
Weint nicht um mich, beneidet mir mein Glück!
Denn was, berauscht, die Leier vorgesungen,
Das hat des Schwertes freie That errungen.

Andreas Hofers Tod.

Treu hingst du deinem alten Fürsten an,
 Treu wolltest du dein altes Gut erfechten;
 Der Freiheit ihren ew'gen Bund zu flechten,
 Beträfft du kühn die große Heldenbahn.
 Und treu kam auch dein Volk zu dir heran,
 Ob sie der Vater Glück erkämpfen mochten.
 Ach! wer vermag's, mit Gottes Spruch zu rechten?
 Der schöne Glaube war — ein schöner Wahn.
Gfangen dich die Sklaven des Tyrannen;
 Doch wie zum Siege blickst du himmelwärts:
 Der Freiheit Weg geht durch des Todes Schmerz!
 Und ruhig siehst du ihre Büchsen spannen.
 Sie schlagen an, die Kugel trifft ins Herz,
 Und deine freie Seele fliegt von dannen!

Die Eichen.

Abend wird's, des Tages Stimmen schweigen,
 Roter strahlt der Sonne letztes Glühn;
 Und hier sitz' ich unter euren Zweigen,
 Und das Herz ist mir so voll, so kühn.
 Alter Zeiten alte, treue Zeugen,
 Schmückt euch doch des Lebens frisches Grün,
 Und der Vorwelt kräftige Gestalten
 Sind uns noch in eurer Pracht erhalten.

Viell des Edlen hat die Zeit zertrümmert,
 Viell des Schönen starb den frühen Tod;
 Durch die reichen Blätterfränze schimmert
 Seinen Abschied dort das Abendrot.
 Doch um das Verhängnis unbekümmert,
 Hat vergebens euch die Zeit bedroht,
 Und es ruft mir aus der Zweige Wehen:
 Alles Große muß im Tod bestehen! —

Und ihr habt bestanden! — Unter allen
 Grünt ihr frisch und kühn mit starkem Mut.
 Wohl kein Pilger wird vorüberwallen,
 Der in eurem Schatten nicht geruht;
 Und wenn herbstlich eure Blätter fallen,
 Tot auch sind sie euch ein kostlich Gut;
 Denn verwesend werden eure Kinder
 Eurer nächsten Frühlingspracht Begründer.

Schones Bild von alter deutscher Treue,
 Wie sie bezre Seiten angeschaut,
 Wo in freudig lühner Todesweihe
 Bürger ihre Staaten festgebaut. —
 Ach, was hilft's, daß ich den Schmerz erneue?
 Sind doch alle diesem Schmerz vertraut!
 Deutsches Volk, du herrlichstes vor allen,
 Deine Eichen stehn, du bist gefallen!

Vor Rauchs Bühne der Königin Luise.

Du schlafst so sanft! — Die stillen Züge hauchten
 Noch deines Lebens schöne Träume wieder;
 Der Schlummer nur senkt seine Flügel nieder,
 Und heil'ger Friede schließt die klaren Augen.
 So schlummire fort, bis deines Volkes Brüder,
 Wenn Flammenzeichen von den Bergen rauchen,
 Mit Gott versöhnt die rost'gen Schwerter brauchen,
 Das Leben opfernd für die höchsten Güter.
 Tief führt der Herr durch Nacht und durch Verderben;
 So sollen wir im Kampf das Heil erwerben,
 Daß unsre Enkel freie Männer sterben.
 Kommt dann der Tag der Freiheit und der Rache:
 Dann ruft dein Volk; dann, deutsche Frau, erwache,
 Ein guter Engel für die gute Sache!

Auf dem Schlachtfelde von Aspern.

Schlachtfeld, wo der Todesengel würgte,
 Wo der Deutsche seine Kraft verbürgte,
 Heil'ger Boden, dich grüßt mein Gesang!
 Frankreichs stolze Adler sahst du zittern,
 Sahst des Würtzigs Eisenkraft zersplittern,
 Der sich frech die halbe Welt bezwang. —
 Euch, ihr Männer der gefallnen Helden,
 Deren Blick im Siegesdommer brach,
 Ruf' ich in den Frühling eurer Welten
 Meines Herzens ganzen Jubel nach.

Dass ich damals nicht bei euch gestanden! —
 Dass, wo Brüder Sieg und Freiheit fanden,
 Ich, trotz Kraft und Jugend, doch gefehlt!
 Glückliche, die ihr den Tag erfochten:
 Ew'ge Lorbeern habt ihr euch geflochten,
 Zum Triumph des Vaterlands erwählt.
 Schwarz und traurig wie auf Grabestrümmern
 Wälzt auf Deutschland sich des Schicksals Macht;
 Doch begeisternd wie mit Sternes Schimmern
 Bricht der eine Tag durch unsre Nacht.

Sonnenhauch in düstern Nebeljahren!
 Deine Strahlen lasz uns treu bewahren
 Als Vermächtnis einer stolzen Zeit.
 Neberall im großen Vaterlande,
 Von der Ostsee bis zum Donaustrand,
 Macht dein Name alle Herzen weit.
 Aspern klingt's —, und Karl klingt's siegestrunken,
 Wo nur deutsch die Lippe lallen kann.
 Nein! Germanien ist nicht gesunken,
 Hat noch einen Tag und einen Mann.

Und so lange deutsche Ströme haufen,
 Und so lange deutsche Lieder brausen,
 Gelten diese Namen ihren Klang.
 Was die Tage auch zerschmettert haben,
 Karl und Aspern ist ins Herz gegraben,
 Karl und Aspern donnert im Gesang.

Mag der Staub gefallner Helden modern,
Die dem großen Tode sich geweiht;
Ihres Ruhmes Flammenzüge lodern
In dem Tempel der Unsterblichkeit.

Aber nicht, wie sie die Nachwelt richte,
Nicht die ew'ge Stimme der Geschichte
Reißt der Mitwelt große Schuld entzwei.
Ihre Todesweihe lebt im Liede;
Doch unisonit auch' ich die Pyramide,
Die der Denkstein ihrer Größe sei.
Auf dem Walplatz heiligen die Ahnen
Ihrer Eichen stolze Riesenpracht,
Und die Irmensäule der Germanen
Sprach von der geschlagenen Römerschlacht.

In dem blut'gen Thal der Thermopylen,
Wo der Griechen freie Scharen fielen,
Grub's in Marmor ihrer Brüder Dank:
„Wandrer! sag's den kinderlosen Eltern,
Dß fürs Vaterland auf diesen Feldern
Spartas kühne Heldenjugend sank!“ —
Und Jahrtausende sind Staub geworden,
Jenes Marmors heil'ge Säule brach;
Doch in triumphierenden Akorden
Riesen's die Jahrhunderte sich nach

Und erzählten, trotz dem Sturmgetöse
Ihrer Zeit, von der Heroen-Große
Der Gefallnen und von Spartas Dank. —
Groß war Griechenland durch seine Helden,
Aber größer noch durch sein Vergelten,
Wenn der Bürger für die Freiheit sank.
Jenseit lohnt ein Gott mit ew'gen Strahlen;
Doch das Leben will auch seinen Glanz.
Nur mitird'schem kann die Erde zahlen,
Und der Delzweig windet sich zum Kranz.

Drum soll es die Nachwelt laut erfahren,
Wie auch deutsche Bürger dankbar waren,
Wie wir der Gefallnen That erkannt.
Dß ihr Tod uns Lebende ermutet,

Daß sie für Unwürd'ge nicht geblutet:
 Das beweise, deutsches Vaterland! —
 Deine Sänger laß in Liedern stürmen,
 Und zum Steine füge fühl' den Stein,
 Und die Pyramide laß sich türmen,
 Der gefallnen Bruder wert zu sein.

Nur glaub' nie, du schmücktest ihre Krone,
 Wenn du deine goldenen Pantheone
 Über ihre Grabeshügel wölbst!
 Stolzes Volk! — denkst du mit Marmorhaufen
 Deines Dankes Schuldbrief abzukaufen? —
 Deine Kuppen ehren nur dich selbst.
 Nur das Ew'ge kann das Ew'ge schmücken,
 Erdenglanz welkt zur Vergessenheit.
 Was die Zeiten brechen und erdrücken,
 Ist gemein für die Unsterblichkeit.

Aber, Deutschland, um dich selbst zu ehren,
 Nicht den eignen Tempel zu zerstören,
 Den die angeerbte Kraft gebaut:
 Zeig' dich wert der großen Todesweihe,
 Dich, Germania, in alter Treue,
 Männerstolze, kühne Heldenbraut!
 Friedlich Volk, brich aus den kalten Schranken,
 Warm und frei, wie dich die Vorwelt kennt!
 Auf den Feldern, wo die Adler saukten,
 Türme deines Ruhmes Monument!

Sieh umher bei fremden Nationen,
 Wie sie dort ein mutig Werk belohnen,
 Wie der Marmor in den Tempeln glänzt.
 Jeder Sieg aus dunkler Wissensphäre
 Drängt sich in das Pantheon der Ehre,
 Und der kühne Künstler steht bekränzt. —
 Aber gibt es einen Preis im Leben,
 Wo hinan nicht dieser Kampf gereicht?
 Gut und Blut für Volk und Freiheit geben —
 Wenn' die That, die sich der That vergleicht! —

Drum, mein Volk, magst du den Aufruf hören:
Destreich, deine Toten sollst du ehren!
Wer zum deutschen Stämme sich bekannt,
Reiche stolz und freudig seine Gabe!
Und so bauet sich auf ihrem Grabe
Ihrer Helden Größe Monument,
Dass es die Jahrhunderte sich sagen,
Wenn die Weltwelt in den Strudel sank:
Diese Schlacht hat deutsches Volk geschlagen,
Dieser Stein ist deutschen Volkes Dank.

Hoch lebe das Hans Oesterreich!

Aus der Geschichte der Schlacht von Aspern.

Es schweigt die Nacht, die Erde träumt,
Und bleich der Mond die Wolken faunt. —

Was bist du, Welt, so still, so leer!
Was lau'rst du wie ein falsches Meer? —
Es faust so öde durch dein Reich,
Und Schauder faßt die Seele gleich,
Als wolltest du mit leisem Beben
Des Morgens blut'gen Schleier heben. —
Noch schlummert's tief in Lagers Raum,
Die Sterne steigen auf und nieder;
Die Totenstille regt sich kaum. —
O, lasz der Welt den schönen Traum!
Der nahe Tag verscheucht ihn wieder. —

Im Osten graut's, es sinkt die Nacht.
Gottlob! der Morgen ist erwacht! —

Gottlob! der neue Tag bricht an! —
Seht euch noch 'mal die Sonne an!
Wohl viele, die jetzt rüstig stehn,
Sehn sie nie wieder untergehn.
In manchem Herzen pocht das Blut
Nach raschen Streites Nebermut;
Und eh die nächsten Stunden tagen,
Hat manches Herz schon ausgeschlagen.

Die Sonne kommt, der Nebel reißt,
Ein stumm Gebet den Vater preist.

Nun lebt und regt sich alle Welt,
In blanken Waffen glänzt das Feld.
Der Jungling schreitet kühn hinaus;
Er schaut hinauf ins Vaterhaus,
Und leise Ahnung füllt sein Herz
Und zieht ihn dammernd himmelwärts.
Da trägt der tiefbewegte Sinn
Die Träume zu der Liebsten hin:
Sie weinte, als er scheiden mußt;
Und Wehmut haucht in seine Brust,
Und er gedenkt der schönen Zeiten! —
Er fühlt's, es war ein ewig Scheiden! —

Die Sonne steigt der Lärmschuß kracht;
Laut jubelnd zieht das Heer zur Schlacht. —

„Seht ihr den Stephan herüberwinken
Und dort die fränk'schen Adler blinken?
Auf, Brüder! stürzt euch mutig drein,
Die Adler müssen unser sein! —
Lebt wohl, lebt wohl, ihr, meine Lieben!
Weint nicht, ich wollt' euch nicht betrüben!“

Es wogt der Kampf, es brüllt der Tod,
Die Wunden klaffen blutigrot! —

„Mir nach! mir nach! dort ist der Ruhm;
Ihr kämpft für euer Heiligtum!“ —
Und neben ihm und unter ihm
Würgt rasch des Todes Ungestüm,
Und Mann und Ross zusammenbrach;
Er aber jauchzt: „Mir nach! mir nach!“
Da pfeift eine Kugel durch seine Brust,
Dazgleich das Auge brechen mußt’;
Doch hat er mit der letzten Kraft
Den letzten Atem zusammengerafft
Und ruht und stürzt zu Boden gleich:
„Hoch lebe das Haus Österreich!“ —

Der Adler sinkt, die Fahne fliegt.
Heil dir, mein Volk, du hast gesiegt!

Dem Sieger von Aspern.

Bei Übersendung der beiden vorhergehenden Gedichte.

Was der verwegenen Hand gebot, in die Saiten zu schlagen,
 Was mein jugendlich Herz tief in Entzückung getaucht,
 Dieser Begeisterung Sturm, er schlummert nirgend; es mangelt
 Nie der Brust das Gefühl, nur dem Gefühle das Wort.
 Manche schweigen wohl auch, weil die Zeit das Schweigen gebiete,
 Weil der drängende Tag scheuche den glücklichen Mut.
 Aber die Zeit will ich sehn und den Tag, der gebieten kann, frostig,
 Kalt und besonnen zu sein, wenn mich Entzückung durchglüht,
 Wenn mein germanischer Stolz sich beugt dem germanischen
 Helden,

Der auf dem Altar des Siegs Funken und Flammen geweckt.
 Darum riß es mich fort: ich griff in die rauschenden Saiten,
 Sang es laut, was sich sonst wortlos im Herzen vergrub.
 Aber der Held verzeihe der armen Kunst seines Barden,
 Die mit frevelndem Mut sich an das Höchste gewagt.
 Blirnt doch der Sturm, der den Donner der brechenden Eiche
 gewohnt ist,
 Drum dem Schilfe nicht, das ihm entgegen gerauscht.

Bei der Musik des Prinzen Louis Ferdinand.

Düst're Harmonieen hör' ich klingen,
 Mutig schwellen sie ans volle Herz,
 In die Seele fühl' ich sie mir dringen,
 Wecken mir den vaterländ'schen Schmerz.
 Und mit ihren früh geprüften Schwingen
 Kampfen sie im Sturme himmelwärts;
 Doch sie tragen nur ein dunkles Sehnen,
 Nicht den Geist aus diesem Land der Thränen.

Allgewaltig hält ihn noch das Leben,
 Taucht die Flügel in den styg'schen Fluß;
 Es ist nicht der Künste freies Schweben,
 Nicht verklärter Geister Weihfuß.

Noch dem Erdgeist ist er preisgegeben,
Mit dem Staube kämpft der Genius,
Reißt er auch im Mausche der Gedanken
Oft sich blutend los aus seinen Schranken.

Dann ergreift ihn ein bacchantisch Wutzen,
Wilde Melodieenblüte sprühn;
Aus dem Tode ruft er Strahlenblüten
Und zertritt sie kalt, sobald sie blühn.
Wenn die letzten Funken gleich verglühten,
Hebt er sich noch einmal, stolz und kühn,
Und versinkt dann mit gewalt'gem Schauren
In den alten Kampf mit dem Centauren.

Wilder Geist! jetzt hast du überwunden!
Deine Nacht verschmilzt in Morgenrot;
Ausgekämpft sind deiner Prüfung Stunden,
Leer der Kelch, den dir das Schicksal bot.
Kunst und Leben hat den Kranz gewunden,
Auf die Locken drückte ihn der Tod.
Deinen Grabstein kann die Zeit zermalmen,
Doch die Lorbeern werden dort zu Palmen.

Und dein Schnen klagte nicht vergebens:
Einmal ward's in deiner Seele Tag,
Als dein Herz am kühnsten Ziel des Strebens
Kalt und blutend auf der Walstatt lag.
Sterbend löste sich der Sturm des Lebens,
Sterbend löste sich der Harfe Schlag;
Und des Himmels siegverklärte Sohne
Tragen dich ins freie Land der Töne.

Wein Vaterland.

Wo ist des Sängers Vaterland? —
Wo edler Geister Funken sprühten,
Wo Kränze für das Schöne blühten,
Wo starke Herzen freudig glühten,
Für alles Heilige entbrannt:
Da war mein Vaterland!

Wie heißt des Sängers Vaterland? —
 Jetzt über seiner Söhne Leichen,
 Jetzt weint es unter fremden Streichen;
 Sonst hieß es nur das Land der Eichen,
 Das freie Land, das deutsche Land.
 So hieß mein Vaterland!

Was weint des Sängers Vaterland? —
 Dass vor des Wütrichs Ungewittern
 Die Fürsten seiner Völker zittern,
 Dass ihre heil'gen Worte splittern,
 Und dass sein Ruf kein Hören fand:
 Drum weint mein Vaterland!

Wem ruft des Sängers Vaterland? —
 Es ruft nach den verstummiten Göttern
 Mit der Verzweiflung Donnerwettern,
 Nach seiner Freiheit, seinen Retttern,
 Nach der Vergeltung Rächerhand.
 Dem ruft mein Vaterland!

Was will des Sängers Vaterland? —
 Die Knechte will es niederschlagen,
 Den Bluthund aus den Grenzen jagen
 Und frei die freien Söhne tragen,
 Oder frei sie betten unterm Sand.
 Das will mein Vaterland!

Und hofft des Sängers Vaterland? —
 Es hofft auf die gerechte Sache,
 Hofft, dass sein treues Volk erwache,
 Hofft auf des großen Gottes Rache
 Und hat den Rächer nicht vertaunt.
 Drauf hofft mein Vaterland!

Moskau.

Wie wölben dort sich deiner Kirchen Bogen!
 Wie schimmern der Paläste goldne Wände!
 Es schwärmt der Blick, wohin ich ihn versende,
 Von einer Pracht zur andern fortgeslogen. —

Da wälzen sich auf einmal glühende Wogen:
 Es schleudern deiner Bürger eigne Hände
 Aufs eigne Dach die sprühenden Fackelbrände;
 Ein Feuerkreis hat prasselnd dich umzogen.
 O, laß dich nur vom Aberwitz verdammen. —
 Ihr Kirchen, stürzt! Paläste, brecht zusammen!
 Der Phönix Russlands wirft sich in die Flammen.
 Doch, hochverklärt, aus seinem Feuerkranze
 Wird er erstehn im frischen Jugendglanze,
 Und Sankt Georg schwingt siegend seine Lanze.

Lied zur feierlichen Einsegnung des preußischen Freikorps.

Gesungen in der Kirche zu Nogau in Schlesien am 28. Mai 1813.

Nach der Weise: Ich will von meiner Misserthat se.

Wir treten hier im Gotteshaus
 Mit frommem Mut zusammen.
 Uns ruft die Pflicht zum Kampf hinaus,
 Und alle Herzen flammen.
 Denn, was uns mahnt zu Sieg und Schlacht,
 Hat Gott ja selber angefacht.
 Dem Herrn allein die Ehre!

Der Herr ist unsre Zuversicht,
 Wie schwer der Kampf auch werde;
 Wir streiten ja für Recht und Pflicht
 Und für die heil'ge Erde.
 Drum, retten wir das Vaterland;
 So that's der Herr durch unsre Hand,
 Dem Herrn allein die Ehre!

Es bricht der freche Uebermut
 Der Tyrannie zusammen;
 Es soll der Freiheit heil'ge Glut
 In allen Herzen flammen.
 Drum frisch in Kampfes Ungestüm!
 Gott ist mit uns und wir mit ihm!
 Dem Herrn allein die Ehre!

Er weckt uns jetzt mit Siegerlust
Für die gerechte Sache;
Er rief es selbst in unsre Brust:
Auf, deutsches Volk, erwache!
Und führt uns, wär's auch durch den Tod,
Zu seiner Freiheit Morgenrot.
Dem Herrn allein die Ehre!

Trost.

Ein Rundgesang.

Wie wir so treu beisammen stehn
Mit unverfälschtem Blut!
Der Feierstunde heilig Wehn
Schwellt meinen jungen Mut.
Es treibt mich rasch zum Liede fort,
Zum Harfensturm hinaus.
Im Herzen lebt ein kühnes Wort,
Was gilt's! — ich sprech' es aus.

Chor:

Und lebt in dir ein kühnes Wort,
Nur zu und sprich es aus.

Die Zeit ist schlimm, die Welt ist karg,
Die Besten weggerafft;
Die Erde wird ein großer Sarg
Der Freiheit und der Kraft.
Doch, Mut! — Wenn auch die Tyrannie
Die deutsche Flur zertrat:
In vielen Herzen, still und treu,
Keimt noch des Guten Saat.

Chor:

In vielen Herzen, still und treu,
Keimt noch des Guten Saat.

Verschuchtet durch den blut'gen Ruhm
 Und durch der Schlachten Glück,
 Flohn zu der Seele Heiligtum
 Die Künste scheu zurück.
 Sind auch die Thäler jetzt verwaist,
 Wo sonst ihr Tempel war:
 Es bleibt doch jeder reine Geist
 Ihr ewiger Altar.

Chor:

Es bleibt doch jeder reine Geist
 Ihr ewiger Altar.

Und Freunde streu' und Wahrheit gilt
 Noch eine heil'ge Pflicht.
 Sieh, wie der Gießbach brausend schwoll! —
 Du rufst; mich schreckt er nicht.
 Und läg' es vor mir wolkenweit
 Und sternhoch über mir:
 Beim Gott! ich halte meinen Eid.
 Schlag ein! ich folge dir!

Chor:

Beim Gott! ich halte meinen Eid.
 Schlag ein! ich folge dir!

Und Frauenunschuld, Frauenlieb'
 Steht noch als höchstes Gut,
 Wo deutscher Ahnen Sitte blieb
 Und deutscher Junglingsmut.
 Noch trifft den Freyler heil'ger Baum,
 Der diesen Zauber stort;
 Wer für sein Lieb nicht sterben kann,
 Ist keines Russes wert.

Chor:

Wer für sein Lieb nicht sterben kann,
 Ist keines Russes wert.

Auch du hast noch nicht ausgeflammt,
 Du heil'ge Religion!
 Was von der ew'gen Liebe stammt,
 Ist zeitlich nicht entflohn.

Leier und Schwert.

Das Blut wäscht die Altäre rein,
Die wir entheiligt sehn.
Die Kreuze schlägt man frevelnd ein;
Doch bleibt der Glaube stehn.

Chor:

Die Kreuze schlägt man frevelnd ein;
Doch bleibt der Glaube stehn.

Und noch regt sich mit Adlers Schwung
Der vaterland'sche Geist,
Und noch lebt die Begeisterung,
Die alle Ketten reißt;
Und wie wir hier zusammenstehn,
In Lust und Lied getaucht,
So wollen wir uns wiedersehn,
Wenn's von den Bergen raucht.

Chor:

So wollen wir uns wiedersehn,
Wenn's von den Bergen raucht.

Dann frisch, Gesellen! Kraft und Mut!
Der Tag der Rache kommt!
Bis wir sie mit dem eignen Blut
Vom Boden weggeschwemmt. —
Und du im freien Morgenrot,
Zu dem die Hymne stieg,
Du führ' uns, Gott! wär's auch zum Tod!
Führ' nur das Volk zum Sieg!

Chor:

Ja! führ' uns, Gott! wär's auch zum Tod!
Führ' nur das Volk zum Sieg!

Durch!

Ein Petschaft mit einem Pfeil, der auf eine Wolke zustog, und mit der Unterschrift „Durch!“ gab Gelegenheit zu diesem Gedichte.

Wie dort im Nebelkranze,
Voll finstrer Majestät,
Die schwarze Wolkenchanze
Um Firmamente steht!
Die Feuerkugeln sprühen
Aus ihrem dunklen Schoß,
Und Zackenflammen glühen,
Und Donner brechen los.

Und vor dem Zornigerichte
Kniest armer Sünder Zahl:
„Herr **Zebaoth!** vernichte
Nur nicht mein stilles Thal.
Das ganze Volk erschlage,
Nette die Menschheit aus;
Nur laß mir meine Tage
Und mein Kind und mein Haus!“

O, liegt nur im Gebete,
Steig in den Staub gebüdigt! ---
Dafz euch der Gott zertrete,
Der in den Blitzen zündt!
Die Glocke in dem Sturme,
Die zum Gebete ruft,
Lockt erst nach ihrem Turme
Die flammenschwangre Lust. —

Und eine andre Menge
Steht, dem Verderben nah,
Mit blichendem Gepränge,
In Waffenrüstung da.
Wie sie noch ohne Grauen
Ganz ruhig fürder ziehn
Und nach den Blitzen schauen,
Die immer näher glühn!

Was soll das ew'ge Zaudern? —
 Hier hilft nur rasche That,
 Die kraftvoll ohne Schaudern
 Das Schlangenhaupt zertrat.
 Soll euch die Lustung schützen? —
 Sonst wehrt sie wohl dem Streich;
 Jetzt ruft sie nach den Blitzen,
 Ruft Rache über euch! —

Nein, frisch! Ein freudig Siegen
 Kommt nur nach heißer Schlacht! —
 Seht ihr den Pfeil dort fliegen?
 Der bricht der Wolken Nacht.
 Durch muß er, durch! — Der Bogen
 Schonte die Schne nicht;
 Der Pfeil ist durchgeslogen,
 Schwimmt nun im Sonnenlicht!

Durch, Brüder, durch! — Dies werde
 Das Wort in Kampf und Schmerz.
 Gemeines will zur Erde,
 Edles will himmelwärts!
 Soll uns der Sumpf vermodern? —
 Was gilt der Weltenbrand?
 Drum laßt den Blitz nur lodern.
 Durch! — Dort ist's Vaterland!

Abschied von Wien.

Leb' wohl! leb' wohl! — Mit dumpfen Herzenschlägen
 Begrüß' ich dich und folge meiner Pflicht.
 Im Auge will sich eine Thräne regen;
 Was sträub' ich mich? die Thräne schmäht mich nicht. —
 Ach, wo ich wandle, sei's auf Friedenswegen,
 Sei's wo der Tod die blut'gen Kränze bricht:
 Da werden deine teuren Huldgestalten
 In Lieb' und Sehnsucht meine Seele spalten.

Berkennt mich nicht, ihr Genien meines Lebens,
 Berkennt nicht meiner Seele ernsten Drang!
 Begreift die treue Richtung meines Strebens,
 So in dem Liede wie im Schwerterklang.
 Es schwärmt'nen meine Träume nicht vergebens;
 Was ich so oft gefeiert mit Gesang,
 Für Volk und Freiheit ein begeistert Sterben:
 Laßt mich nun selbst um diese Krone werben.

Wohl leichter mögen sich die Kränze flechten,
 Errungen mit des Liedes heitrem Mut;
 Ein rechtes Herz schlägt freudig nach dem Rechten.
 Die ich gepflegt mit jugendlicher Glut,
 Laßt mich der Kunst ein Vaterland ersehnen,
 Und galt' es auch das eigne wärmste Blut. —
 Noch diesen Kuß! und wenn's der letzte bliebe!
 Es gibt ja keinen Tod für unsre Liebe.

Aufruf.

Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen,
 Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.
 Du sollst den Stahl in Feindes Herzen tauchen;
 Frisch auf, mein Volk! — Die Flammenzeichen rauchen,
 Die Saat ist reif; ihr Schnitter, zaudert nicht!
 Das höchste Heil, das letzte, liegt im Schwerte!
 Drück' dir den Speer ins treue Herz hinein:
 „Der Freiheit eine Gasse!“ — Wasch' die Erde,
 Dein deutsches Land, mit deinem Blute rein!

Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen;
 Es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heil'ger Krieg!
 Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewissen
 Hat der Tyrann aus deiner Brust gerissen;
 Errette sie mit deiner Freiheit Sieg!
 Das Winseln deiner Greise ruft: „Erwache!“
 Der Hütte Schutt verflucht die Räuberbrut,
 Die Schande deiner Töchter schreit um Rache,
 Der Meuchelmord der Söhne schreit nach Blut.

Berbrich die Pflugschar, laß den Meißel fallen,
 Die Leier still, den Webstuhl ruhig stehn!
 Verlasse deine Höfe, deine Hallen! —
 Vor dessen Antlitz deine Fahnen wallen,
 Er will sein Volk in Waffenrüstung sehn.
 Denn einen großen Altar sollst du bauen
 In seiner Freiheit ew'gem Morgenrot;
 Mit deinem Schwert sollst du die Steine hauen,
 Der Tempel gründe sich auf Heldentod. —

Was weint ihr, Mädchen, warum klagt ihr, Weiber,
 Für die der Herr die Schwerter nicht gestählt,
 Wenn wir entzückt die jugendlichen Leiber
 Hinwerfen in die Scharen eurer Mäuber,
 Daz euch des Kampfes kühne Wollust fehlt? —
 Ihr könnt ja froh zu Gottes Altar treten!
 Für Wunden gab er zarte Sorgsamkeit,
 Gab euch in euren herzlichen Gebeten
 Den schönen, reinen Sieg der Frömmigkeit.

So betet, daß die alte Kraft erwache,
 Daz wir dasstehn, das alte Volk des Siegs!
 Die Märtyrer der heil'gen deutschen Sache,
 O, ruft sie an als Genien der Naché,
 Als gute Engel des gerechten Kriegs!
 Lüise, schwebe segnend um den Gatten!
 Geist unsres Ferdinand, voran dem Zug!
 Und all' ihr deutschen freien Heldenšatten,
 Mit uns, mit uns und unsrer Fahnen Flug!

Der Himmel hilft, die Hölle muß uns weichen!
 Drauf, wackres Volk! Drauf! ruft die Freiheit, drauf!
 Hoch schlägt dein Herz, hoch wachsen deine Eichen,
 Was kummern dich die Hügel deiner Leichen?
 Hoch pflanze da die Freiheitsfahne auf!
 Doch stehst du dann, mein Volk, bekränzt vom Glücke,
 In deiner Vorzeit heil'gem Siegerglanz:
 Vergiß die treuen Toten nicht und schmücke
 Auch unsre Urne mit dem Eichenkranz!

Der preussische Grenz-Adler.

Sei mir begrüßt im Klauschen deiner Flügel!
 Das Herz verheißt mir Sieg in deinem Zeichen.
 Durch! edler Nar! Die Wolke muß dir weichen; *)
 Flieg rächend auf von deiner Toten Hügel! —
 Das freie Ross gehorcht dem Sklavenzügel,
 Den Glanz der Rauute seh' ich welt verbleichen,
 Der Löwe krümmt sich unter fremden Streichen;
 Du nur erhebst mit neuem Mut die Flügel.
 Bald werd' ich unter deinen Söhnen stehen,
 Bald werd' ich dich im Kampfe wiedersehen,
 Du wirst voran zum Sieg, zur Freiheit wehen!
 Was dann auch immer aus dem Sänger werde:
 Heil ihm! erkämpft er auch mit seinem Schwerte
 Nichts als ein Grab in einer freien Erde.

An die Königin Luise.

Du Heilige! hör' deiner Kinder Flehen,
 Es dringe mächtig auf zu deinem Licht!
 Kannst wieder freundlich auf uns niedersehen,
 Verklärter Engel! Länger weine nicht!
 Denn Preußens Adler soll zum Kampfe wehen.
 Es drängt dein Volk sich jubelnd zu der Pflicht,
 Und jeder wählt, — und keinen siehst du beben, —
 Den freien Tod für ein bezwungnes Leben.

Wir lagen noch in feige Schmach gebettet;
 Da rief nach dir dein besseres Geschick.
 An die unwurd'ge Zeit warst du gekettet,
 Zur Nache mahnte dein gebrochner Blick.
 So hast du uns den deutschen Mut gerettet. —
 Jetzt sieh auf uns, sieh auf dein Volk zurück,
 Wie alle Herzen treu und mutig brennen!
 Nun woll' uns auch die Deinen wieder nennen.

*) Man vergl. das Gedicht: „Durch!“ S. 56.

Und wie einst, alle Kräfte zu beleben,
 Ein Heil'genbild, für den gerechten Krieg
 Dem Heeresbanner schützend zugegeben
 Als Drifflamme, in die Lüste stieg:
 So soll dein Bild auf unsren Fahnen schweben
 Und soll uns leuchten durch die Nacht zum Sieg.
 Luise sei der Schutzgeist deutscher Sache,
 Luise sei das Lösungswort zur Mache!

Und wenn wir dann dem Meuterheer begegnen,
 Wir stürzen uns voll Zuversicht hinein!
 Und mögen tausend Flammenblitze regnen,
 Und mögen tausend Tode uns umdräun:
 Ein Blick auf deine Fahne wird uns segnen;
 Wir stehen fest, wir müssen Sieger sein! —
 Wer dann auch fällt für Tugend, Recht und Wahrheit,
 Du tragst ihn sanft zu deiner ew'gen Klarheit.

Jägerlied.

Nach der Weise: Auf, auf, ihr Brüder, und seid stark zu.

Frisch auf, ihr Jäger, frei und flink!
 Die Büchse von der Wand!
 Der Mutige bekämpft die Welt!
 Frisch auf den Feind! frisch in das Feld
 Fürs deutsche Vaterland!

Aus Westen, Norden, Süd und Ost
 Treibt uns der Mache Strahl:
 Vom Oderfluß, Weser, Main,
 Vom Elbstrom und vom Vater Rhein
 Und aus dem Donauthal.

Doch Brüder sind wir allzusamm';
 Und das schweltt unsren Mut.
 Uns knüpft der Sprache heilig Band,
 Uns knüpft ein Gott, ein Vaterland,
 Ein treues deutsches Blut.

Nicht zum Erobern zogen wir
 Vom vaterlichen Herd;
 Die schändlichste Tyrannenmacht
 Bekämpfen wir in freud'ger Schlacht.
 Das ist des Blutes wert.

Ihr aber, die uns treu geliebt,
 Der Herr sei euer Schild,
 Bezahlen wir's mit unsrem Blut!
 Denn Freiheit ist das höchste Gut,
 Ob's tausend Leben gilt.

Drum, muntere Jäger, frei und flink,
 Wie auch das Liebchen weint!
 Gott hilft uns im gerechten Krieg!
 Frisch in den Kampf! — Tod oder Sieg!
 Frisch, Brüder, auf den Feind!

Lied der schwarzen Jäger.

Nach der Weise: Am Rhein, am Rhein sc.

Ins Feld, ins Feld! Die Rachegeister mahnen.
 Auf, deutsches Volk, zum Krieg!
 Ins Feld, ins Feld! Hoch flattern unsre Fähnen,
 Sie führen uns zum Sieg.

Klein ist die Schar; doch groß ist das Vertrauen
 Auf den gerechten Gott!
 Wo seine Engel ihre Festen bauen,
 Sind Höllenkünste Spott.

Gebt kein Pardon! Könnt ihr das Schwert nicht heben,
 So würgt sie ohne Scheu;
 Und hoch verkauft den letzten Tropfen Leben!
 Der Tod macht alle frei.

Noch trauern wir im schwarzen Mächerkleide
 Um den gestorbnen Mut;
 Doch fragt man euch, was dieses Not bedeute:
 Das deutet Frankenblut.

Mit Gott! — Einst geht hoch über Feindes Leichen
 Der Stern des Friedens auf;
 Dann pflanzen wir ein weißes Siegeszeichen
 Am freien Rheinstrom auf.

Am Hedwigs-Brunnen bei Jauer.

Wie sprech' ich's aus, was meine Brust durchzittert? —
 Der Freude wie der Wehmut Schwingen tragen
 Das milde Herz zu liebefrohen Tagen,
 Von keinem Thranengifte mehr verbittert.

Wer hat mein freies Paradies umgittert?
 Wer durfte mich in diese Fesseln schlagen,
 Den Lieder-Sohn ins Kriegsgetümmel jagen?
 Wer hat mir meinen Freudenbaum zerplittet? —

Wie! griff ich nicht mit freier Hand zum Schwerte,
 Daß blutversöhnend aus der deutschen Erde
 Ein heilig Werk jung und lebendig werde? —

Es spricht's ein Gott im Rauschen dieser Wellen:
 „Am Klippenherzen muß die Kraft zerschellen,
 Und aus dem Tode soll das Leben quellen.“

Letzter Trost.

Beim Zurückzug der Vereinigten Heere über die Elbe.

Nach der Weise unsres Bundesliedes: Es heult der Sturm, es braust das Meer zu
 Was zieht ihr die Stirne finster und kraus?
 Was starrt ihr wild in die Nacht hinaus,
 Ihr freien, ihr männlichen Seelen?
 Jetzt heult der Sturm, jetzt braust das Meer,
 Jetzt zittert das Erdreich um uns her;
 Wir woll'n uns die Not nicht verhehlen.

Die Hölle braust auf in neuer Glut,
 Unisonst ist geslossen viel edles Blut,
 Noch triumphieren die Bösen.
 Doch nicht an der Mache des Himmels verzagt!
 Es hat nicht vergebens blutig getagt!
 Not muß ja der Morgen sich lösen.

Und galt es früherhin Mut und Kraft,
 Jetzt alle Kräfte zusammengerafft!
 Sonst scheitert das Schiff noch im Hafen.
 Erhebe dich, Jugend; der Tiger dräut!
 Bewaffne dich, Landsturm; jetzt kommt deine Zeit!
 Erwache, du Volk, das geschlafen!

Und die wir hier rüstig zusammenstehn
 Und keck dem Tod in die Augen sehn,
 Woll'n nicht vom Rechte lassen:
 Die Freiheit retten, das Vaterland,
 Oder freudig sterben, das Schwert in der Hand,
 Und Knechtschaft und Wüttriche hassen.

Das Leben gilt nichts, wo die Freiheit fällt.
 Was gibt uns die weite, unendliche Welt
 Für des Vaterlands heiligen Boden? —
 Frei woll'n wir das Vaterland wiedersehn,
 Oder frei zu den glücklichen Vätern gehn!
 Ja! glücklich und frei sind die Toten.

Drum heule, du Sturm, drum brause, du Meer,
 Drum zittre, du Erdreich, um uns her;
 Ihr sollt uns die Seele nicht zügeln!
 Die Erde kann neben uns untergehn;
 Wir woll'n als freie Männer bestehn
 Und den Bund mit dem Blute besiegen.

Bundeslied vor der Schlacht.

Am Morgen des Gefechts bei Danneberg.

Ahnungsgrauend, todesmutig
 Bricht der große Morgen an,
 Und die Sonne kalt und blutig
 Leuchtet unsrer blut'gen Bahn.
 In der nächsten Stunden Schoße
 Liegt das Schicksal einer Welt,
 Und es zittern schon die Löse,
 Und der ehrne Würfel fällt.
 Brüder! euch mahne die dämmnernde Stunde,
 Mahne euch ernst zu dem heiligsten Bunde:
 Treu so zum Tod als zum Leben gesellt!

Hinter uns, im Graun der Nächte,
 Liegt die Schande, liegt die Schmach,
 Liegt der Frevel fremder Knechte,
 Der die deutsche Eiche brach.
 Unsre Sprache ward geschändet,
 Unsre Tempel stürzten ein;
 Unsre Ehre ist verpfändet:
 Deutsche Brüder, löst sie ein!
 Brüder, die Rache flammt! Reicht euch die Hände,
 Dass sich der Fluch der himmlischen wende!
 Löst das verlorne Palladium ein!

Vor uns liegt ein glücklich Hoffen,
 Liegt der Zukunft goldne Zeit,
 Steht ein ganzer Himmel offen,
 Blüht der Freiheit Seligkeit.
 Deutsche Kunst und deutsche Lieder,
 Frauenhuld und Liebesglück,
 Alles Große kommt uns wieder,
 Alles Schöne kehrt zurück.
 Aber noch gilt es ein gräßliches Wagen,
 Leben und Blut in die Schanze zu schlagen;
 Nur in dem Opfertod reift uns das Glück.

Nun, mit Gott! wir wollen's wagen,
 Fest vereint dem Schicksal stehn,
 Unser Herz zum Altar tragen
 Und dem Tod entgegengehn.
 Baterland! dir woll'n wir sterben,
 Wie dein großes Wort gebeut!
 Unsre Lieben mögen's erben,
 Was wir mit dem Blut befreit.
 Wachse, du Freiheit der deutschen Eichen,
 Wachse empor über unsere Leichen! —
 Baterland, höre den heiligen Eid! —

Und nun wendet eure Blicke
 Noch einmal der Liebe nach;
 Scheidet von dem Blütenglücke,
 Das der gift'ge Süden brach! —
 Wird euch auch das Auge trüber, —
 Keine Thräne bringt euch Spott.
 Werft den letzten Kuß hinüber,
 Dann befiehlt sie eurem Gott!
 Alle die Lippen, die für uns beten,
 Alle die Herzen, die wir vertreten,
 Troste und schütze sie, ewiger Gott! —

Und nun frisch zur Schlacht gewendet,
 Aug' und Herz zum Licht hinauf!
 Alles Frö'sche ist vollendet,
 Und das Himmliche geht auf.
 Faßt euch an, ihr deutschen Brüder!
 Jeder Nerve sei ein Held!
 Treue Herzen sehn sich wieder;
 Lebewohl für diese Welt!
 Hort ihr's? schon jauchzt es uns donnernd entgegen!
 Brüder, hinein in den blixzenden Regen!
 Wiedersehn in der besseren Welt!

Gebet während der Schlacht.

Vater, ich rufe dich!
 Brüllend unwölk't mich der Dampf der Geschütze,
 Sprühend umzucken mich rasselnde Blitze.
 Lenker der Schlachten, ich rufe dich!
 Vater du, führe mich!

Vater du, führe mich!
 Führ' mich zum Siege, führ' mich zum Tode!
 Herr, ich erkenne deine Gebote;
 Herr, wie du willst, so führe mich.
 Gott, ich erkenne dich!

Gott, ich erkenne dich!
 So im herbstlichen Rauschen der Blätter
 Als im Schlachtendonnerwetter,
 Urquell der Gnade, erkenn' ich dich.
 Vater du, segne mich!

Vater du, segne mich!
 In deine Hand befehl' ich mein Leben,
 Du kannst es nehmen, du hast es gegeben;
 Zum Leben, zum Sterben segne mich!
 Vater, ich preise dich!

Vater, ich preise dich!
 's ist ja kein Kampf für die Güter der Erde;
 Das Heiligste schützen wir mit dem Schwerte:
 Drum fallend und siegend preis' ich dich;
 Gott, dir ergeb' ich mich!

Gott, dir ergeb' ich mich!
 Wenn mich die Donner des Todes begrüßen,
 Wenn meine Altern geöffnet fließen,
 Dir, mein Gott, dir ergeb' ich mich!
 Vater, ich rufe dich!

Wissmut.

Als ich bei Sandau lange Zeit die Ufer der Elbe bewachen mußte.

Vaterland, du riefft den Sänger,
Schwelgend in der Tage Glück;
Blutig hassend deine Dränger,
Hielt nicht Lied und Liebe langer
Seiner Seele Sturm zurück.
Und er brach mit wundem Herzen
Aus der Freunde schönen Reihn,
Tauchte in der Trennung Schmerzen —
Und war dein.

Thranend hat er oft die Blicke
Zur Vergangenheit gesandt;
Auf des Lieds melod'scher Brücke
Stieg der Geist zum alten Glücke
In der Liebe goldnes Land.
Ach! er schwärmt nur vergebens;
Denn der Stunden rohe Haft
Warf ihn in den Lärm des Lebens,
Sturmgefaßt.

Doch was soll er im Gedränge
Ohne Schlachten-Morgenrot? —
Gib die friedlichen Gesänge,
Oder gib des Krieges Strenge;
Gib mir Lieder oder Tod!
Läß mir der Begeistrung Thränen,
Läß mir meine Liebesnacht,
Oder wirf mein freudig Sehnen
In die Schlacht! —

Um mich donnern die Kanonen,
Ferne Zimbeln schmettern drein.
Deutschland wirft um seine Kronen,
Und hier soll ich ruhig wohnen
Und des Stromes Wächter sein?
Soll ich in der Prosa sterben? —
Poesie, du Flammenquell,
Brich nur los mit leuchtendem Verderben,
Über schnell!

An den König.

Als das Gerücht ihn in der Bauhener Schlacht gefallen nannte.

Heil dir, mein Fürst, auf deinem Strahlenthrone! —
Bricht auch das Herz, vom höchsten Schmerz bezwungen;
Mit letzter Kraft dir jubelnd Heil gesungen!
Der Jammer stirbt im höchsten Siegestone.

Ja, bis das letzte deutsche Wort verklungen,
Fauchzt noch das Vaterland von seinem Sohne,
Der, kämpfend für sein Volk und seine Krone,
Sich königlich den Königstod errungen!

Der Sieg fleugt auf aus deines Blutes Bächen;
Dein Name soll des Wutrichs Mauern brechen,
Das treue Volk muß seinen König rächen! —

Du aber, sanft entschlummert unter Leichen,
Erwache sanft in deinen goldenen Reichen;
Die Palmen blühn dir dort für deine Eichen!

Reiterlied.

Nach der Weise: ☺ gibt nichts Lust'gers auf der Welt ic.

Frisch auf, frisch auf mit raschem Flug!
Frei vor dir liegt die Welt;
Wie auch des Feindes List und Trug
Nur rings umgattert hält.
Steig, edles Ross, und bämme dich,
Dort winkt der Eichenkranz!
Streich aus, streich aus und trage mich
Zum lust'gen Schwerertanz!

Hoch in den Lüften, unbesiegt,
Geht frischer Reitersmut!
Was unter ihm im Staube liegt,
Engt nicht das freie Blut.

Weit hinter ihm liegt Sorg' und Not
 Und Weib und Kind und Herd,
 Vor ihm nur Freiheit oder Tod
 Und neben ihm das Schwert.

So geht's zum lust'gen Hochzeitfest,
 Der Brautkranz ist der Preis;
 Und wer das Liebchen warten läßt,
 Den bannt der freie Kreis.
 Die Ehre ist der Hochzeitgast,
 Das Vaterland die Braut;
 Wer sie recht brüninglich umfaßt,
 Den hat der Tod getraut.

Gar süß muß solch ein Schlummer sein
 In solcher Liebesnacht;
 In Liebchens Armen schlafst du ein,
 Getreu von ihr bewacht;
 Und wenn der Eiche grünes Holz
 Die neuen Blätter schwellt,
 So weckt sie dich mit freud'gem Stolz
 Zur ew'gen Freiheitswelt.

Drum, wie sie fällt und wie sie steigt,
 Des Schicksals rasche Bahn,
 Wohin das Glück der Schlachten neigt,
 Wir schauen's ruhig an.
 Für deutsche Freiheit woll'n wir stehn!
 Sei's nun in Grabes Schoß,
 Sei's oben auf des Sieges Höhn,
 Wir preisen unser Los.

Und wenn uns Gott den Sieg gewährt,
 Was hilft euch euer Spott?
 Ja! Gottes Arm führt unser Schwert,
 Und unser Schild ist Gott! —
 Schon stürmt es mächtig rings umher,
 Drum, edler Hengst, frisch auf!
 Und wenn die Welt voll Teufel wär',
 Dein Weg geht mitten drauf.

Trost.

Nach Abschluß des Waffenstillstandes.

Herz! laß dich nicht zerspalten
Durch Feindes List und Spott.
Gott wird es wohl verwalten;
Er ist der Freiheit Gott.

Laß nur den Wütrich drohen,
Dort reicht er nicht hinauf.
Einst bricht in heil'gen Lohen
Doch deine Freiheit auf.

Glimmend durch lange Schmerzen,
Hat sie der Tod verklärt,
Aus Millionen Herzen
Mit edlem Blut genährt;

Wird seinen Thron zerstalten,
Schmelzt deine Fesseln los
Und pflanzt die glühnden Palmen
Auf deutscher Helden Moos.

Drum laß dich nicht zerspalten
Durch Feindes List und Spott.
Gott wird es wohl verwalten!
Er ist der Freiheit Gott.

Abschied vom Leben.

Allt ich in der Nacht vom 17. zum 18. Juni 1813 schwer verwundet
und hilflos in einem Holze lag und zu sterben meinte.

Die Wunde brennt, — die bleichen Lippen beben. —
Ich fühl's an meines Herzens matterm Schlage:
Hier steh' ich an den Marken meiner Tage. —
Gott, wie du willst! dir hab' ich mich ergeben. —

Biel goldne Bilder sah ich um mich schweben;
 Das schöne Traumbild wird zur Totenklage. —
 Mut! Mut! — Was ich so treu im Herzen trage,
 Das muß ja doch dort ewig mit mir leben! —

Und was ich hier als Heiligtum erkannte,
 Wofür ich rasch und jugendlich entbrannte,
 Ob ich's nun Freiheit, ob ich's Liebe nannte:

Als lichten Seraph seh' ich's vor mir stehen; —
 Und wie die Sinne langsam mir vergehen,
 Trägt mich ein Hauch zu morgenroten Höhen.

Lühows wilde Jagd.

Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?
 Hör's näher und näher brausen.
 Es zieht sich herunter in düsteren Reihen,
 Und gellende Hörner schallen darein
 Und erfüllen die Seele mit Grausen.
 Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt:
 Das ist Lühows wilde verwegene Jagd.

Was zieht dort rasch durch den finstern Wald
 Und streift von Bergen zu Bergen?
 Es legt sich in nächtlichen Hinterhalt;
 Das Hurra jaucht, und die Büchse knallt,
 Es fallen die fränkischen Schergen.
 Und wenn ihr die schwarzen Jäger fragt:
 Das ist Lühows wilde verwegene Jagd.

Wo die Neben dort glühen, dort braust der Rhein,
 Der Wütrich geborgen sich meinte;
 Da naht es schnell mit Gewitterschein
 Und wirft sich mit rüst'gen Armen hinein
 Und springt ans Ufer der Feinde.
 Und wenn ihr die schwarzen Schwimmer fragt:
 Das ist Lühows wilde verwegene Jagd.

Was braust dort im Thale die laute Schlacht,
 Was schlagen die Schwerter zusammen?
 Wildherzige Reiter schlagen die Schlacht,
 Und der Funke der Freiheit ist glühend erwacht
 Und lodert in blutigen Flammen.
 Und wenn ihr die schwarzen Reiter fragt:
 Das ist Lützow's wilde verwegene Jagd.

Wer scheidet dort röchelnd vom Sonnenlicht,
 Unter winselnde Feinde gebettet?
G Es zuckt der Tod auf dem Angesicht,
 Doch die wackern Herzen erzittern nicht;
 Das Vaterland ist ja gerettet!
 Und wenn ihr die schwarzen Gefallnen fragt:
 Das war Lützow's wilde verwegene Jagd.

Die wilde Jagd und die deutsche Jagd
 Auf Henkersblut und Tyrannen! —
 Drum, die ihr uns liebt, nicht geweint und geßagt!
 Das Land ist ja frei, und der Morgen tagt,
 Wenn wir's auch nur sterbend gewannen!
 Und von Enkeln zu Enkeln sei's nachgesagt:
 Das war Lützow's wilde verwegene Jagd.

Gebet.

Mach der Weise: O sanctissima.

Hör' uns, Allmächtiger!
 Hör' uns, Allgütiger!
 Himmlicher Führer der Schlachten!
 Bater, dich preisen wir!
 Bater, wir danken dir,
 Daß wir zur Freiheit erwachten!

Wie auch die Hölle braust,
 Gott, deine starke Faust
 Stürzt das Gebäude der Lüge.

Führ' uns, Herr Zebaoth,
 Führ' uns, dreiein'ger Gott,
 Führ' uns zur Schlacht und zum Siege!
 Führ' uns! — Fall unser Los
 Auch tief in Grabes Schoß,
 Lob doch und Preis deinem Namen! —
 Reich, Kraft und Herrlichkeit
 Sind dein in Ewigkeit!
 Führ' uns, Allmächtiger! — Amen.

Gestreichs Doppeladler.

Als ich verwundet nach Gestreich zurückkehrte.

Sei mir gesegnet, heilig Doppelzeichen,
 Das ich trok diesem Wirbelsturm der Jahre
 In heiterm Stolz und leuchtender gewahre! —
 Ja, hier beginnst du, freies Land der Eichen!
 Ein Ruf, dem nur der Sel'gen Stimmen gleichen,
 Zog mich zu deinem nachbarlichen Hale:
 Es floß mein Blut am Vaterlands-Altare,
 Ich sank getroffen von Verraterstreichen.
 Da find' ich dich, schon wie im Land der Dichtung;
 Zween Bliße glüht der Augen Doppelrichtung,
 Der Freiheit Sieg, der Tyrannei Vernichtung.
 Frisch auf, Habsburg! der Teufel muß erliegen;
 Gott ist mit dir, wo deine Banner fliegen.
 Hoch, Gestreich, hoch! — Dein Schwert, dein Karl wird siegen!

Unsere Zuversicht.

Nach der Weise: Wer nur den lieben Gott läßt walten ic.

Wir rufen dich mit freud'gen Blicken
 Und halten fest an deinem Wort!
 Die Hölle soll uns nicht berücken
 Durch Aberwitz und Meuchelmord;
 Und was auch rings in Trümmer geht,
 Wir wissen's, daß dein Wort besteht.

Nicht leichten Kampfes siegt der Glaube,
Solch Gut will schwer errungen sein;
Freiwillig tränkt uns keine Traube,
Die Kelter nur erpreßt den Wein;
Und will ein Engel himmelwärts,
Erst bricht im Tod ein Menschenherz.

Drum mag auch noch im falschen Leben
Die Lüge ihre Tempel baun,
Und mögen goldne Schurken beben
Und sich vor Kraft und Tugend graun
Und mit der Feigheit Schwindeldrehn
Vor dem erwachten Volke stehn;

Und mögen sich noch Brüder trennen
Und sich in blut'gem Haß entzwein,
Und deutsche Fürsten es verfeinern,
Dass ihre Kronen Schwestern sei'n,
Und daß, wenn Deutschland einig blieb,
Es einer Welt Gesetze schrieb:

Wir wollen nicht an dir verzagen
Und treu und festen Mutes sein.
Du wirst den Wütrich doch erschlagen
Und wirst dein deutsches Land befrein.
Liegt auch der Tag noch Jahre weit,
Wer weiß als du die rechte Zeit?

Die rechte Zeit zur guten Sache,
Zur Freiheit, zum Tyrannentod!
Vor deinem Schwerte sinkt der Drache
Und färbt die deutschen Strome rot
Mit Sklavenblut und freiem Blut! —
Du treuer Gott, verwalt' es gut!

Was uns bleibt.

Was uns bleibt, wenn Deutschlands Säulen brechen,
Wenn der Götter Stimme trügt,
Wenn der Menschheit Wunden sich nicht rächen,
Wenn das heiligste Vertrauen lügt;

Wenn umsonst die aufgeblitzte Jugend
 Um des Vaterlandes Kerker stürmt,
 Und des Volkes Sparergleiche Tugend
 Fruchtlos Leichen über Leichen turmt? —

Was uns bleibt, wenn wir trotz unserm Rechte
 Knirschend vor dem falschen Glücke stehn,
 Und des Wutrichs feile Henkersknechte
 Mordend durch der Freiheit Tempel gehn? —
 Was uns bleibt, wenn unser Blut vergebens
 Auf des Vaterlandes Grab verraucht
 Und der Freiheit Stern, der Stern des deutschen Lebens,
 An dem deutschen Himmel niedertaucht? —

Was uns bleibt? — Rühmt nicht des Wissens Bronnen,
 Nicht der Künste friedensreichen Strand!
 Für die Knechte gibt es keine Sonnen,
 Und die Kunst verlangt ein Vaterland.
 Aller Götter Stimmen sind verklungen
 Vor dem Fammerton der Sklaverei,
 Und Homer, er hätte nie gesungen:
 Doch sein Griechenland war frei! —

Was uns bleibt? — Ein christliches Ertragen,
 Wo des Dulders feige Thräne taut? —
 Soll ich selbst den Altar mir zerschlagen,
 Den ich mir im Herzen aufgebaut?
 Soll ich das für Gottes Finger halten,
 Wo der Menschheit Engel Rache schrein? —
 Wo die Teufel teuflisch walten,
 Das kann nur ein Sieg der Hölle sein! —

Bleibt uns nichts? — Flehn alle guten Engel
 Mit verwandtem Angesicht?
 Brechen aller Hoffnung Blütenstengel,
 Weil des Sieges Palme bricht?
 Kann der Arm kein rettend Kreuz umklammern
 In der höchsten letzten Not?
 Müssen wir verzweifeln und verjammern?
 Gibt es keine Freiheit als den Tod? —

Doch wir sehn's im Aufschwung unsrer Jugend,
 In des ganzen Volkes Heldengeist:

Ja! es gibt noch eine deutsche Tugend,
Die allmächtig einst die Ketten reißt.
Wenn auch jetzt in den bezwungenen Hallen
Tyrannie der Freiheit Tempel bricht: —
Deutsches Volk, du konntest fallen,
Aber sinken kannst du nicht!

Und noch lebt der Hoffnung Himmelsfunken!
Mutig vorwärts durch das falsche Glück!
's war ein Stern! Jetzt ist er zwar versunken,
Doch der Morgen bringt ihn uns zurück.
's war ein Stern! — Die Sterne bleiben.
's war der Freiheit goldner Stern!
Läß die blut'gen Wolken treiben;
Der ist in der Hut des Herrn!

Mag die Hölle drohn und schnauben,
Der Tyrann reicht nicht hinauf,
Kann dem Himmel keine Sterne rauben;
Unser Stern geht auf!
Ob die Nacht die freud'ge Jugend tötet,
Für den Willen gibt es keinen Tod;
Und des Blutes deutsche Heldenröte
Jubelt von der Freiheit Morgenrot!

Nachtrag aus des Dichters Nachlasse.

Männer und Buben.

Nach der Weise: Brüder, mir ist alles gleich ic.

Das Volk steht auf, der Sturm bricht los;
Wer legt noch die Hände feig in den Schoß?
Psui über dich Buben hinter dem Ofen,
Unter den Schränzen und unter den Zofen!
Bist doch ein ehrlos erbarmlicher Wicht;
Ein deutsches Mädchen küßt dich nicht,

Ein deutsches Lied erfreut dich nicht,
Und deutscher Wein erquict dich nicht. —
Stoßt mit an,
Mann für Mann,
Wer den Flamberg schwingen kann!

Wenn wir die Schauer der Regennacht
Unter Sturmespfeisen wachend vollbracht,
Kannst du freilich auf üppigen Pfuhlen
Wollüstig träumend die Glieder fühlen.
Bist doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht;
Ein deutsches Mädchen küßt dich nicht,
Ein deutsches Lied erfreut dich nicht,
Und deutscher Wein erquict dich nicht. —
Stoßt mit an,
Mann für Mann,
Wer den Flamberg schwingen kann!

Wenn uns der Trompeten rauher Klang
Wie Donner Gottes zum Herzen drang,
Magst du im Theater die Nase wezten
Und dich an Trillern und Laufern ergözen.
Bist doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht;
Ein deutsches Mädchen küßt dich nicht,
Ein deutsches Lied erfreut dich nicht,
Und deutscher Wein erquict dich nicht. —
Stoßt mit an,
Mann für Mann,
Wer den Flamberg schwingen kann!

Wenn die Glut des Tags versengend drückt
Und uns kaum ein Tropfen Wasser erquict,
Kannst du Champagner springen lassen,
Kannst du bei brechenden Tafeln prassen.
Bist doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht;
Ein deutsches Mädchen küßt dich nicht,
Ein deutsches Lied erfreut dich nicht,
Und deutscher Wein erquict dich nicht.
Stoßt mit an,
Mann für Mann,
Wer den Flamberg schwingen kann!

Wenn wir vorm Drange der würgenden Schlacht
Zum Abschied ans ferne Treuliebchen gedacht,
Magst du zu deinen Märtressen laufen
Und dir mit Golde die Lust erkaufen.

Bist doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht;
Ein deutsches Mädchen küßt dich nicht,
Ein deutsches Lied erfreut dich nicht,
Und deutscher Wein erquict dich nicht. —

Stoßt mit an,
Mann für Mann,
Wer den Flamberg schwingen kann!

Wenn die Kugel pfeift, wenn die Lanze faust,
Wenn der Tod uns in tausend Gestalten umbraust,
Kannst du am Spieltisch dein Septleva brechen
Und mit der Spadille die Könige stechen.

Bist doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht;
Ein deutsches Mädchen küßt dich nicht,
Ein deutsches Lied erfreut dich nicht,
Und deutscher Wein erquict dich nicht.

Stoßt mit an,
Mann für Mann,
Wer den Flamberg schwingen kann!

Und schlägt unser Stündlein im Schlachtenrot,
Willkommen dann sel'ger Soldatentod! —
Du verkriegst dich in seidene Decken,
Winselnd vor der Vernichtung Schreien:

Stirbst als ein ehrlos erbärmlicher Wicht;
Ein deutsches Mädchen beweint dich nicht,
Ein deutsches Lied besiegt dich nicht,
Und deutsche Becher klingen dir nicht. —

Stoßt mit an,
Mann für Mann,
Wer den Flamberg schwingen kann!

Trinklied vor der Schlacht.

Nach der Weise: Feinde ringsum ic.

Schlacht, du brichst an!
Grüßt sie in freudigem Kreise
Laut nach germanischer Weise.
Brüder, heran!

Noch perl't der Wein;
Eh die Posaunen erdröhnen,
Laßt uns das Leben versöhnen.
Brüder, schenkt ein!

Gott Vater hört,
Was an des Grabes Thoren
Vaterlands Söhne geschworen.
Brüder, ihr schwört!

Vaterlands Hört,
Woll'n wir's aus glühenden Ketten
Tot oder siegend erretten. —
Handschlag und Wort!

Hört ihr sie nah'n?
Liebe und Freuden und Leiden!
Tod, du kannst uns nicht scheiden!
Brüder, stoßt an!

Schlacht ruft! Hinaus!
Horch, die Trompeten werben.
Vorwärts, auf Leben und Sterben!
Brüder, trinkt aus!

Schwertlied.

Wenig Stunden vor dem Tode des Verfassers am 26. Aug. 1813 gebichtet.

Du Schwert an meiner Linken,
Was soll dein heitres Blinken?
Schaust mich so freundlich an,
Hab' meine Freude dran.
Hurra! *)

"Mich trägt ein wäcker Reiter,
Drum blink' ich auch so heiter,
Bin freien Mannes Wehr;
Das freut dem Schwerte sehr."
Hurra!

*) Bei dem Hurra wird mit den Schwertern geklirrt.

Ja, gutes Schwert, frei bin ich
Und liebe dich herzinnig,
Als wärst du mir getraut
Als eine liebe Braut.
Hurra!

„Dir hab' ich's ja ergeben,
Mein lichtes Eisenleben.
Ach, waren wir getraut!
Wann holst du deine Braut?“
Hurra!

Zur Brautnachts-Morgenröte
Ruft festlich die Trompete;
Wenn die Kanonen schrein,
Hol' ich das Liebchen ein.
Hurra!

„O feliges Umfangen!
Ich harre mit Verlangen.
Du Bräut'gam, hole mich,
Mein Kränzchen bleibt für dich.“
Hurra!

Was flirrst du in der Scheide,
Du helle Eisenfreude,
So wild, so schlachtenfroh,
Mein Schwert, was flirrst du so?
Hurra!

„Wohl flirr' ich in der Scheide;
Ich sehne mich zum Streite,
Recht wild und schlachtenfroh.
Drum, Reiter, flirr' ich so.“
Hurra!

Bleib doch im engen Stübchen!
Was willst du hier, mein Liebchen?
Bleib still im Kammerlein,
Bleib, bald hol' ich dich ein.
Hurra!

„Läß mich nicht lange warten!
O schöner Liebesgarten

Voll Roslein blutigrot
Und aufgeblühtem Tod!"
Hurra!

So komm denn aus der Scheide,
Du Reiters Augenweide.
Heraus, mein Schwert, heraus!
Führ' dich ins Vaterhaus.
Hurra!

"Ach, herrlich ist's im Freien,
Im rüst'gen Hochzeitsreihen!
Wie glänzt im Sonnenstrahl
So bräutlich hell der Stahl!"
Hurra!

Wohlauf, ihr fecken Streiter,
Wohlauf, ihr deutschen Reiter!
Wird euch das Herz nicht warm?
Nehmt's Liebchen in den Arm!
Hurra!

Erst that es an der Linken
Nur ganz versthölen blinken;
Doch an die Rechte traut
Gott sichtbarlich die Braut.
Hurra!

Drum drückt den liebeheißen
Bräutlichen Mund von Eisen
An eure Lippen fest.
Fluch! wer die Braut verläßt!
Hurra!

Nun laßt das Liebchen singen,
Daz helle Funken springen!
Der Hochzeitmorgen graut. —
Hurra, du Eisenbraut!
Hurra!

Vermischte Gedichte.

Erste Abteilung.

Bergmannsleben.

In das ew'ge Dunkel nieder
Steigt der Knappe, der Gebieter
Einer unterird'schen Welt.
Er, der stillen Nacht Gefährte,
Atmet tief im Schoß der Erde,
Den kein Himmelslicht erhellt.
Neu erzeugt mit jedem Morgen,
Geht die Sonne ihren Lauf.
Ungestört extönt der Berge
Uralt Zauberwort: Glück auf!

Da umschwebt uns heil'ges Schweigen,
Und aus blauen Flammen steigen
Geister in die grause Nacht;
Doch ihr eignes Thun verschwindet,
Fester sind sie uns verbündet,
Bauen uns den düstern Schacht.
Nimmer können sie uns zwingen,
Und sie hält ein ew'ger Bann:
Wir bekämpfen alle Mächte
Durch der Mutter Talisman.

Auch die lieblichen Najaden,
Die im reinen Quell sich baden,
Stürzen hilfreich in die Gruft,
Mit den zauberischen Händen
Das gewalt'ge Rad zu wenden,
Und es rauscht in ferner Kluft.
Selbst Vulkan, der Eisenband'ger,
Reicht uns seine Götterhand,
Und durch seines Geistes Stärke
Zwingen wir das Mutterland.

Auch mit Proserpinens Gatten,
Mit dem schwarzen Fürst der Schatten,

Flechten wir den ew'gen Bund;
 Und er läßt auf schwankem Steige
 Eingehn uns in seine Reiche,
 In des Todes grausen Schlund.
 Doch der Weg ist uns geöffnet
 Wieder auf zum goldenen Licht,
 Und wir steigen aus der Tiefe;
 Denn der Gott behalt uns nicht.

Durch der Stollen weite Länge,
 Durch das Labyrinth der Gänge
 Wandern wir den sichern Weg.
 Ueber nie erforschte Grinde,
 Ueber dunkle Höllenschlünde
 Leitet schwankend uns der Steg:
 Ohne Grauen, ohne Zaudern
 Dringen wir ins düst're Reich,
 Führen auf metallne Wände
 Jauchzend den gewalt'gen Streich.

Unter unsers Hammers Schlägen
 Quillt der Erde reicher Segen
 Aus der Felsenkuft hervor.
 Was wir in dem Schacht gewonnen,
 Steigt zum reinen Glanz der Sonnen,
 Zu des Tages Licht empor.
 Herrlich lohnt sich unser Streben,
 Bringet eine goldne Welt
 Und des Demants Pracht zu Tage,
 Die in finstrer Tiefe schwelt.

In der Erden dunklem Schoße
 Blühen uns die schönsten Rose,
 Strahlet uns ein göttlich Licht.
 Einst durch düst're Felsenpalten
 Wird es seinen Sitz entfalten;
 Aber wir erblinden nicht.
 Wie wir treu der Mutter blieben,
 Lebend in dem düstern Schacht,
 Hüllt uns in der Mutter Schleier
 Einst die ewig lange Nacht.

Der Traum.

Einst, von des Tages ehrner Stundenkette
Ermudet, sank ich auf des Lagers Raum;
Selene blickte durch der Fenster Glätte,
Und silbern malte sich der Wolke Saum.
Da nahte sich der sanften Muhestätte
Aus goldenen Pforten ein beglückter Traum,
Und in des Schlummers trügenden Gebilden
Sah ich mich in elysischen Gefilden.

Und gurtelartig schlangen sich Gebäude
Um mich herum, von Marmor, blendend weiß;
Der Sonne Licht im blauen Aetherkleide
Schwamm über meinem Scheitel glühend heiß,
Und herrlich in des Hofes stolzer Weite
Sah ich von Palmen einen heil'gen Kreis
Und in der Mitte eine Riesenpflanze,
Den Himmel stürmend mit des Gipfels Kranze.

Noch starr' ich von des Baumes Pracht geblendet,
Und einen Jungling sah ich ferne stehn,
Den sanften Blick nach oben hingewendet
Und leise betend zu den blauen Hohn.
Und als er glaubig das Gebet geendet,
Da zog's mich hin, — wer konnte widerstehn? —
Und staunend frag' ich ihn und frage wieder:
„Sprich! wer bist du? wer ist der Burg Gebieter?“ —

„Das Schloß und alles, was du kannst erschauen,
Gehorcht,“ so sprach er, „einem mächt'gen Herrn;
Ihn ehrt das Volk mit kindlichem Vertrauen,
Und froh gehorcht ihm jeder, dient ihm gern.
Wie ein Geschöpf aus Paradieses Auen
Erhebt er sich, klar wie ein goldner Stern;
Dem Element gebietet er als Meister,
Und willig folgen ihm die Flammengeister.

„Wie seinen Sohn nur hat er mich gehalten,
Ob ich sein Diener gleich, sein Sklave war;
Er zog mich hin mit mächtigen Gewalten,
Sein hohes Wort blieb ewig treu und wahr.

Die innre Brust konnt' ich vor ihm entfalten,
Er sah im Nebeldunst des Lebens klar,
Wies das Gesetz mir in dem ew'gen Ringe
Und zeigte mir das Wesen aller Dinge.

„So formte mich des Geistes strenger Wille,
Doch in dem Herzen blieb es ewig Nacht.
Und plötzlich, wie der Schmetterling die Hülle
Zerbricht, zum neuen Leben angefacht,
Und fröhlich flattert in des Lichtes Fülle,
Hellglänzend mit der farbiggoldnen Pracht,
So riss mich Lieb' empor im Rausch der Wonne:
Die Erde sank, das Dunkel war zerronnen.

„Des Herzens Sehnen färbte meine Wangen;
Denn eine Jungfrau, hold und wunderbar
Und rein wie sie, die Gottes Sohn empfangen,
Und wie ein Seraph licht und sonnenklar,
Entflammt' mich mit feurigem Verlangen;
Wir liebten uns, ein hochbeglücktes Paar!
Wohl sah der Herr den Bund; uns nicht entgegen,
Versprach er uns im stillen seinen Segen.

„So lebten wir des Lebens Wonnezeiten,
Eins war im andern innig sich bewußt.
Doch trägt dies sel'ge Uebermaß der Freuden
Nie ungetrübt die stauberzeugte Brust.
Das Schicksal nahte mit gewalt'gem Schreiten,
Und rächend kam der Sinne ird'sche Lust.
Im glühnden Taumel meiner Flammenliebe
Opfert' ich sie und mich dem wilden Triebe.

„Noch schwelgten wir in sündigen Genüssen,
Da kam der Herr, — er hatte uns vertraut.
Wir sanken reuevoll zu seinen Füßen;
Doch seines Zornes Stimme wurde laut:
Von meinem Herzen hast du dich gerissen,
Verloren ist auf ewig dir die Braut.
Die strenge Schuld gebeut, ihr müßt euch trennen:
Nachforschen darfst du nie und nie sie nennen.

„Nicht ihres Lebens Rätsel sollst du lösen,
Verblichen ist des Glückes Morgenrot.
Ch'r stürzt die Sonne aus des Himmels Großen!
Der Raub der Unschuld ist der Liebe Tod.
Und in des Donners brausenden Getöse
Entführt er sie mit seinem Machtgebot.
Bewußtlos sank ich da zur Erde nieder,
Und nur zum höchsten Schmerz erwacht' ich wieder.

„Denn auf dem Herzen lag's mit Zentnerschwere,
Und furchtbar büßt' ich meiner Sinne Lust;
Allein fühlt' ich mich in des Weltalls Leere,
Und nur der Sünde war ich mir bewußt.
Und wie die Windsbraut auf emportem Meere,
So tobt' es in der schuldbedeckten Brust.
Und eine Stimme rief: Du bist gerichtet;
Denn eines Engels Glück hast du vernichtet!

„So mußt' ich meine Qual verschwiegen tragen;
Nie hör' ich eines Freundes tröstend Wort.
Dem Echo durft' ich meinen Schmerz nicht klagen,
Der Jugendblüten Zweig war mir verborrt.
Kein Morgen wollte glückverkündend tagen,
Und aus dem Kreis der Menschen trieb mich's fort;
Und wollt' ich in die Todesnacht mich retten,
So hielt das Leben mich mit ehrnen Ketten.

„Als wollte sie des Herzens Schuld verkünden,
So flammtte mir die Sonne blutig rot.
Nicht Ruhe kommt' ich, konnte Trost nicht finden!
Da fäßte mich der Seele höchste Not.
Es trieb mich fort, ihr Schicksal zu ergründen,
Verzweifelnd schmäht' ich meines Herrn Gebot;
Zur Ferne lenkt' ich die verwegenen Schritte,
Zu eines Greises gottgeweihter Hütte.

„Ihm naht' ich forschend, meine Qual zu enden,
Verschwiegen ihm nicht den unglücksel'gen Bund;
Gebete sah ich ihn zum Himmel senden,
Und so verkündete sein Sehermund:
Berühr' der Palme Blatt mit frommen Händen,
Und der Geliebten Schicksal wird dir kund.

Doch hast du das geheime Wort errungen,
So wirst du von der Erde schnell verschlungen.“

„Er sprach es aus, und schnell war ich entschlossen.
Ich nahte eilig diesem heil'gen Baum;
Denn aus geweihter Erd' ist er entsprossen,
Regt sich mit ew'ger Kraft im Himmelsraum.
Schon ist der Schmerz in Thränen mir zerflossen,
Das nahe Ziel löst sanft den bittern Traum;
Zur letzten That ist meine Hand gehoben,
Die Liebe siegt, das Wissen kommt von oben.“

Er sprach's, und schnell will er die That erfüllen
Und röhrt der Blätter schreckliche Gewalt;
Und plötzlich leuchten Blitze, Donner brüllen,
Dass Erd' und Himmel furchtbar widerhallt.
Und als sich schnell die wilden Mächte stillen,
Schwebt eines Greises heilige Gestalt —
Ein Sternenmantel flog um seine Glieder —
Vom Himmelsraum auf lichten Wolken nieder.

Und neben ihm die zarteste der Frauen, —
Ein Säugling ruht an ihrer Schwanenbrust, —
Ein seliges Geschöpf aus Himmelsauen,
Der ew'gen heil'gen Liebe sich bewusst.
Und wie des Jünglings Blicke sie erschauen,
So sinkt er hin, umglüht von hoher Lust.
Und ich — erwachte; denn der Morgen graute,
Und voll Begeisterung schlug ich in die Laute.

Das Wunderblümchen.

Ein Blümchen blüht an stillen Quellen
Und atmet süßen Lebensduft.
Es badet sich in klaren Wellen,
Und munter mit des Frühlings Schwellen
Hebt sich die Knospe in die Luft.
Schon grünt die Flur mit süßem Prangen,
Und Freude färbt die zarten Wangen.

Es strahlt der Lenz auf tausend Zweigen,
 Froh hat sich die Natur verjüngt;
 Die Jugend schlingt den muntern Neigen;
 Horch! wie dort durch des Haines Schweigen
 Das süße Lied der Vogel klingt.
 Doch schöner als der Klang im Liede
 Färbt sich am Quell die zarte Blüte.

Und Sommer wird's im jungen Leben,
 Und kürzer weilt die kühle Nacht,
 Und feuriger wird jedes Streben;
 Es keimt die Kraft in zarten Leben,
 Es strahlt das Feld mit goldner Pracht;
 Die Knospe will die Hülle spalten,
 Zur Blume herrlich sich entfalten.

Und höher steigt der Lauf der Sonnen,
 Es glüht im dichtbelaubten Thal,
 Des Nebels Dünste sind zerrounen,
 Vertrocknend stirbt der klare Bronnen,
 Der Quell versiegt im Sonnenstrahl.
 Doch frischer noch in Jugendfülle
 Entfaltet sich des Blümchens Hülle.

Des Spätjahrs Kühle kommt gezogen,
 Neif glänzt der Traube Gold hervor,
 Die Sonne sinkt am Himmelsbogen,
 Es quillt, im Innern auferzogen,
 Aus Blütentod die Frucht hervor;
 Doch ewig schön im zarten Kleide
 Malt sich des Blümchens stille Freude.

Da zieht die Schwalbe durch die Felder,
 Die Biene zehrt vom Frühlingsraub,
 Es pfeift die Windsbraut durch die Wälder,
 Die Purpurrebe färbt die Kelter,
 Und raschelnd fällt das dürre Laub;
 Doch frei vom ernsten Weltgesetze
 Enthüllt das Blümchen seine Schätze.

Da stürzt sich mit der ehrnen Kette
 Hoch vom Gebirg der Winter los;

Er macht die Welt zur Grabesstätte,
Und mit des Eises Silberglatte
Umfesselt er der Erde Schöp
Und mordet auf den kahlen Fluren
Des zarten Lebens letzte Spuren.

Doch wie vom Götterblut empfangen,
Regt sich des Blümchens süße Pracht.
Es strahlt empor mit Glutverlangen
Und schmückt die Welt mit Frühlingsprangen
Und lichtet die gewalt'ge Nacht,
Aufglühend in des Himmels Freie:
Das Blümchen ew'ger Liebestreue.

Der Schreckenstein und der Elbstrom.

Der Schreckenstein.

Was rauschest du ewig mit fröhlichem Mut
Von blühenden Ufern umzogen?
Was leitest du fernhin die silberne Flut
Getürmt in bläuliche Wogen?
Versegst dir nimmer die wirkende Kraft,
Die erst das Leben zum Leben schafft?
Ist nie der Geist dir entflohen?

Elbstrom.

Wohl stürz' ich vom Felsen die Thäler entlang,
Genährt von unzähligen Quellen;
Wohl flüstern die Winde im Liebesgesang
Und küssen die tanzenden Wellen;
Doch endlich entflieht mir die wogende Macht,
Begräbt sich tief in des Meeres Nacht,
Wo die Fluten des Ozeans schwelen.

Schreckenstein.

Doch verjüngst du dich ewig mit neuer Gewalt;
Noch lispert die Welle und flimmert,
Noch glänzt dir die jugendlich volle Gestalt,
Wie sie seit Neonen geschimmert;
Doch ich, gemordet vom Drange der Zeit,

Ich sinke zur ew'gen Vergessenheit,
Seit mich die Zwietracht zertrümmert.

Auch ich war einst jung; mit herrlicher Pracht
Entstiegen die Türme der Erde.
Die Keller umarmten die ewige Nacht,
Die die Leuchte des Tages nicht flärte.
Dem Raubgrafen sollt' ich ein Schrecken sein;
Drum taufsten sie mich zum Schreckenstein,
Daz ich Schutz den Bewohnern gewährte.

Da riefen Posaunen zum lustigen Mahl,
Es eilten die Ritter zum Feste;
Es schäumte vom purpurnen Blut der Pokal,
Der die Zungen der Taumelnden näßte.
Die Sänger erwarben mit Harfenton
Nur süße Gaben den süßeren Lohn,
Den Frauen die liebsten der Gäste.

Doch endlich brach es mit wilder Gewalt
Durch die heiligen Schranken des Lebens,
Und schreckbar nahte in Schlachtengestalt
Das Ende des ewigen Strebens.
Es klirrten Schwerter, wild brauste die Glut,
Die Mauern düngte der Edlen Blut;
Doch die Kraft war, die Stärke vergebens.

Das weckte mich grausend aus stolzem Traum.
Die Flamme in farbigen Säulen
Durchwogte wild der Gemächer Raum,
Und ich stürzte in Windes Heulen
Und begrub im Falle der Edlen Gebein.
Da zog der Uhu als Burgherr ein
Und mit ihm als Knappen die Eulen.

Und in den Kammern ward's wüst und leer,
Versiegzt war die menschliche Rede;
Da kamen die Weisen, die Altklugen her
Und rieten, daß man mich besäte.
Der herrliche Saal, wo sonst Ritter gezecht,
Er schien den Herren zur Scheuer gerecht;
Sie machten die Zwinger zum Beete.

Für zertrümmerte Größe das hohe Gefühl,
 Es ist aus dem Leben verschwunden;
 Der Vorteil nur ist ihr einziges Ziel,
 Er hat sie mit Fesseln gebunden.
 Vom eitlen Gute, vom Silber und Gold,
 Nicht von des Ruhmes ewigem Sold
 Sind die niedrigen Herzen entzünden.

Elbstrom.

Du Armer! Doch gleicht dem deinen mein Voß,
 Das du so herrlich gepriesen.
 Wohl bad' ich der Erde fruchtbaren Schoß,
 Es blitzen die Wellen und fließen
 Und stürzen sich über den felsichten Grund
 Bis zu des Meeres unendlichem Schlund,
 Um ferne Länder zu grüssen.

Doch Sinken und Sterben ist auch mein Geschick.
 Zwar rausch' ich durch blühende Lände;
 Noch kehrte mir keine der Wellen zurück,
 Und einst verrinn' ich im Sande,
 Wenn die Himmelsträne nicht länger schwellet.
 Das Gesetz, das ewige, wahre der Welt,
 Es führt mich von Strand zu Strand.

Erst stürz' ich mich jauchzend in Knabenlust
 Neber Felsengeküste mit Haushchen.
 Und nimmer sehnt sich die fröhliche Brust
 Mit einem der Strome zu tauschen;
 Doch endlich legt sich der wilde Drang,
 Das Toben, es wird zum süßen Gesang,
 Daß liebende Herzen ihm lauschen.

Und schöner fängt das Gestad' an zu blühn.
 Zwar bin ich vom Fels noch umfangen;
 Doch bauen sich Hütten an Ufers Grün
 Und Gärten mit freundlichem Prangen.
 Ich bringe der Liebe den traulichen Gruß
 Und murmele lauter zum ersten Kuß,
 Entflammt vom regen Verlangen.

Und breiter und stiller entwog' ich die Bahn,
 Es erheben sich Mauern und Städte,

Es füllt sich der Strand mit Geschäftigen an,
Laut hor' ich die menschliche Rede;
Doch furchtbar treibt mich mein Sehnen hinab,
Nicht acht' ich die Meerflut, mein ewiges Grab,
Nicht acht' ich der Sterblichen Fehde.

Denn es türmt sich der Brücken steinerne Last
Und will im Laufe mich zügeln;
Doch stürz' ich mich durch mit gewaltiger Hast,
Mit des Sturmwind's brausenden Flügeln;
Und ebner erstreckt sich die grenzende Flur,
Ernst wind' ich mich durch die verschrobne Natur,
Es werden die Berge zu Hügeln.

Es werden die Felsengelüste zu Sand,
Und die Büsche, die lieblichen, sterben.
Mit weiteren Armen umfang' ich den Strand,
Da treibt's mich, das Ziel zu erwerben;
Und stolzer rausch' ich mit ernster Pracht,
Es reizt mich hinab in des Ozeans Nacht,
Es reizt mich hinab ins Verderben.

Du schmücktest dich einst mit festlichem Prunk
Und hast das Ende gewonnen;
Doch meine Qual, sie wird stündlich jung
Und nahrt sich im ewigen Bronnen,
Und jede Welle ruft sie zurück,
Und flüchtig wie das verhaszte Geschick
Ist die Lust und die Jugend zerronnen.

Scherzenstein.

Wohl schwang sich die Freude vom Erdengrund
Hinauf in das Reich der Gedanken.
Es bricht die Zeit den gewaltigen Bund,
Es tritt die Welt aus den Schranken;
Denn der Mensch treibt mit dem Heiligsten Spott:
Er vergift den Glauben, vergift den Gott,
Und die Festen der Ewigkeit wanken.

An meine Bither.

Singe in heiliger Nacht, du, meines Herzens Vertraute,
 Freundliche Bither, ein Lied, hier, wo die Liebliche wohnt!
 Sanft umflüstre dein Ton den süßen Traum der Geliebten,
 Und des Sängers Bild zaubre der Schlummer ihr vor. —
 Ach! wie gleicht dir mein Herz: da sind die Saiten Gefühle;
 Und — ist's die Liebe nicht auch, die es zum Wohlaut gestimmt?

Berglied.

Glück auf! Glück auf! in der ewigen Nacht;
 Glück auf! in dem furchtbaren Schlunde.
 Wir klettern herab durch den felsichten Schacht
 Zum erzgeschwängerten Grunde.
 Tief unter der Erde, von Grausen bedeckt,
 Da hat uns das Schicksal das Ziel gesteckt.

Da regt sich der Arm, der das Faustel schwingt;
 Es öffnen sich furchtbare Spalten,
 Wo der Tod aus tausend Ecken uns windt
 In greulichen Nebelgestalten.
 Und der Knappe wagt sich mutig hinab
 Und steigt entschlossen ins finstere Grab.

Wir wandern tief, wo das Leben beginnt,
 Auf nie ergründeten Wegen.
 Der Gänge verschlungenes Labyrinth
 Durchschreiten wir kühn und verwegen.
 Wie es oben sich regt im Sonnenlicht,
 Der Streit über Tage bekümmert uns nicht.

Und wenn sich Herrscher und Völker entzwein
 Und dem Ruf der Gewalt nur gehorchen,
 Und Nationen im Kampf sich bedräuin,
 Dann sind wir geschützt und geborgen;
 Denn wem auch die Welt, die entflammte, gehört,
 Nie wird in der Tiefe der Frieden gestört.

Zwar ist uns wohl manch graßlicher Streit
 Im Dunkel der Schäfte gelungen:
 Wir haben die Nacht von Geistern befreit
 Und den mächtigen Robold bezwungen
 Und bekämpft das furchtbare Element,
 Das in bläulicher Glut uns entgegenbrennt.

Zwar toben uns tief, wo nichts Menschliches wallt,
 Die Wasser mit feindlichem Ringen;
 Doch der Geist überwindet die rohe Gewalt,
 Und die Flut muß sich selber bezwingen.
 Gewältigt gehorcht uns die wogende Macht,
 Und wir nur gebieten der ewigen Nacht.

Und still geweht durch die Felsenwand,
 Erglanzt das Licht der Metalle;
 Und das Faustel in hochgehobener Hand
 Saust herab mit mächtigem Schalle;
 Und was wir gewonnen im nächtlichen Graus,
 Das ziehen wir fröhlich zu Tage heraus.

Da jagt es durch alle vier Reiche der Welt,
 Und jeder mocht' es erlangen;
 Nach ihm sind alle Sinnen gestellt,
 Es nimmt alle Herzen gefangen.
 Nur uns hat nie seine Macht bethört,
 Und wir nur erkennen den flüchtigen Wert.

Drum ward uns ein fröhlicher, leichter Mut
 Zugleich mit dem Leben geboren.
 Die zerstörende Sucht nach eitlem Gut
 Ging uns in der Tiefe verloren.
 Das Gefühl nur für Vaterland, Lieb' und Pflicht
 Begräbt sich im Dunkel der Erde nicht.

Und bricht einst der große Lohntag an,
 Und des Lebens Schicht ist verfahren:
 Dann schwingt sich der Geist aus der Tiefe hinan,
 Aus dem Dunkel der Schäfte zum Klaren,
 Und die Knappshaft des Himmels nimmt ihn auf
 Und empfängt ihn jauchzend: Glück auf! Glück auf!

Wechsel.

1.

Wenn der Knabe geträumt von künftiger Großthat, so jaucht er,
Kindlich schwärmend: Wie wird Vater und Mutter sich freun!

2.

Mutig und still wirst der Jüngling den glühenden Sinn auf
das eine,
Und in jeglichen Traum webt er der Lieblichen Bild.

3.

Doch mit ernsterem Blick tritt der Mann in die Stürme des
Schicksals,
Und des Ruhmes Gewalt lockt ihn zum Ziele der Bahu.

4.

Aber der Greis — er knüpft seine Welt an das dümmende Jenseits,
Und sein sterbender Blick segnet die Träume der Brust.

Elotars Abschied.

(Fragment eines Romans.)

Tief schlummert die Natur in süßen Träumen,
Und still und düster wogt die kühle Nacht;
Die Sterne funkeln in des Himmels Räumen,
Der Silbermond steigt auf in heil'ger Pracht.
Ich fühle stolz der Kräfte reges Reimen
Und in der Brust des Herzens fühlne Macht;
Es ruft mir zu wie eines Gottes Mahnen,
Zum hohen Ziele mir den Weg zu bahnen.

Schon ist der Trennung kurzer Schmerz bezwungen,
Die Liebe fühlt des Bundes Ewigkeit,
Des Abschieds letzte Tone sind verklungen;
Frei fühl' ich mich, frei in dem Sturz der Zeit.
Durch wilde Kämpfe wird der Sieg errungen,
Das Schöne lebt nur in der Kräfte Streit;
Da will ich kühn und mutig es erjagen,
Und fern der Heimat soll mein Morgen tagen.

Im Herzen lebt ein nie geahnet Streben,
 Es fliegt der Geist mit stolzem Adlerschwung,
 Und Worte flingen mir im innern Leben
 Wie einer Gottheit stille Huldigung.
 Die Träume meiner Jugendfülle schweben
 Vor meinem Blick in süßer Dämmerung,
 Und froh betritt im heitern Frühlingsstrahle
 Manch schönes Bild den Kreis der Ideale.

Droht auch die Glut der kühnen Brust Verzehrung,
 Die sich die steile Bahn zum Ziel erfor,
 Der heil'ge Rosen schimmer der Verklärung
 Umflüstert mich im leichten Nebelflor:
 „Vertraue dir, dem Glauben sei Gewährung!“
 Da strebt das Herz mit stolzer Macht empor,
 Da löst der Seele Dunkel sich in Klarheit,
 Und durch die Nacht bricht mir das Licht der Wahrheit.

Das war ich.

Jüngst träumte mir, ich sah auf lichten Höhen
 Ein Mädchen sich im jungen Tag ergehen,
 So hold, so süß, daß es dir völlig glich.
 Und vor ihr lag ein Jüngling auf den Knieen,
 Er schien sie sanft an seine Brust zu ziehen,
 Und das war ich!

Doch bald verändert hatte sich die Szene.
 In tiefen Fluten sah ich jetzt die Schöne,
 Wie ihr die letzte schwache Kraft entwich.
 Da kam ein Jüngling hilfreich ihr geflogen,
 Er sprang ihr nach und trug sie aus den Wogen,
 Und das war ich!

So malte sich der Traum in bunten Zügen,
 Und überall sah ich die Liebe siegen,
 Und alles, alles drehte sich um dich!
 Du flogst voran in ungebundner Freie,
 Der Jüngling zog dir nach mit stiller Treue,
 Und das war ich!

Und als ich endlich aus dem Traum erwachte,
Der neue Tag die neue Sehnsucht brachte,
Da blieb dein liebes, süßes Bild um mich.
Ich sah dich von der Kusse Glut erwärmen,
Ich sah dich selig in des Jünglings Armen,
Und das war ich!

Da trast du endlich auf des Lebens Wegen
Mit holder Anmut freundlich mir entgegen,
Und tiefe, heiße Sehnsucht fasste mich.
Sahst du den Jüngling nicht mit trunkenen Blicken?
Es schlug sein Herz im seligen Entzücken!
Und das war ich!

Du zogst mich in den Kreis des höhern Lebens,
In dir vermählt sich alle Kraft des Strebens,
Und alle meine Wünsche rufen dich.
Hat einer einst dein Herz davongetragen,
Dürft' ich nur dann mit lautem Munde sagen:
Ja, das war ich!

Das warst du.

Der Morgen kam auf rosichtem Gefieder
Und weckte mich aus stiller Ruh;
Da wehte sanft Begeisterung zu mir nieder,
Ein Ideal verklärte meine Lieder,
Und das warst du!

Bald aber warf in heißer Mittagsschwüle
Die Sonne ihre Glut mir zu.
Da schwoll die Brust im höheren Gefühl,
Mein ganzes Streben flog zu einem Ziele,
Und das warst du!

Doch endlich wehte den durchglühten Fluren
Der Abend süße Kühlung zu,
Und nur ein Bild in duftigen Konturen
Umschwebte mich auf leisen Geisterspuren,
Und das warst du!

Und aus dem Meere kam die Nacht gestiegen
 Und lockte mich zur süßen Ruh;
 Da träumt' ich, hold an schöner Brust zu liegen,
 In eines Mädchens Armen mich zu wiegen,
 Und das warst du!

Doch, ach, das schöne Bild ward mir entrissen,
 Die Welt der Träume schloß sich zu! —
 O, laß mich wachend jetzt das Glück genießen!
 Dann ruf' ich laut, durchglüht von deinen Küszen:
 Ja, das warst du!

Sehnsucht der Liebe.

Wie die Nacht mit heil'gem Beben
 Auf der stillen Erde liegt!
 Wie sie sanft der Seele Streben,
 Nepp'ge Kraft und volles Leben
 In den süßen Schlummer wiegt!

Aber mit ewig neuen Schmerzen
 Regt sich die Sehnsucht in meiner Brust.
 Schlummern auch alle Gefühle im Herzen,
 Schweigt in der Seele Dual und Lust: —
 Sehnsucht der Liebe schlummert nie,
 Sehnsucht der Liebe wacht spät und früh.

Leis wie Aeolsharfentöne
 Weht ein sanfter Hauch mich an.
 Hold und freundlich glänzt Selene,
 Und in milder geist'ger Schöne
 Geht die Nacht die stille Bahn.

Aber auf kühnen stürmischen Wegen
 Führt die Liebe den trunkenen Sinn.
 Wie alle Kräfte gewaltig sich regen!
 Ach, und die Ruhe der Brust ist dahin:
 Sehnsucht der Liebe schlummert nie,
 Sehnsucht der Liebe wacht spät und früh.

Tief im süßen heil'gen Schweigen
Ruhet die Welt und atmet kaum,
Und die schönsten Bilder steigen
Aus des Lebens bunten Reigen,
Und lebendig wird der Traum.

Aber auch in des Traumes Gestalten
Winkt mir die Sehnsucht, die schmerzliche, zu,
Und ohn' Erbarmen, mit tiefen Gewalten,
Stört sie das Herz aus der wonnigen Ruh.
Sehnsucht der Liebe schlummert nie,
Sehnsucht der Liebe wacht spät und früh.

So entschwebt der Kreis der Horen,
Bis der Tag im Osten graut.
Da erhebt sich neugeboren
Aus des Morgens Rosenthoren
Glühendhell die Himmelsbraut.

Aber die Sehnsucht in meinem Herzen
Ist mit dem Morgen nur starker erwacht;
Ewig verjüngen sich meine Schmerzen,
Qualen den Tag und qualen die Nacht.
Sehnsucht der Liebe schlummert nie,
Sehnsucht der Liebe wacht spät und früh.

Erinnerungen an Schleiden.

1. Auf dem Greifenstein. (Fragment.)

Staunend tret' ich heraus auf den Söller, das trüffene Auge
Schwelgt unentgeschlossen umher, schwer ist die glückliche Wahl!
Soll es nach Westen hinauf in die dämmernden Berge sich tauchen?
Soll es der spiegelnden Flut folgen in schlängelndem Lauf
Oder verwegen sich dort zu den flatternden Raben gesellen,
Um das verfallene Schloß magische Kreise zu ziehn?
Alles auf einmal, so war' es dir recht, ungnügsames Auge!
Alles auf einmal, ein Blick über die ganze Natur:
Rückwärts tief in den Wald, vorwärts zur Feste hinüber,
Dort zu den dämmernden Hohn, hier in die Fluten hinab;

Dann zum Himmel hinauf und zu euch, ihr ergötzlichen Wolken,
Wie eure Nebelgestalt feck und verwegen sich baut.
So mit dem einzigen Zug den Nektar der Freude zu schlürfen,
So mit dem einzigen Blick, Erde, dein blühendes Reich
Klar in des spiegelnden Auges entzückten Kristall zu verweben,
Leben und Frühling und Licht all in die Seele getaucht! —

2. Am Elbbrunnen.

Sei freundlich mir gegrüßt, du stille Quelle,
Aus tiefer Felsenbrust so klar entsprungen;
Der Liebe süßes Lied sei dir gesungen,
Begeistert ton' es an der heil'gen Stelle.

Du bist so kührend, bist so rein, so helle;
Noch ist dir nicht dein kühnster Sturz gelungen,
Doch hast du bald der Felsen Macht bezwungen;
Dann rauscht in breiten Stromen deine Welle.

Jetzt fülle hell mir die kristallne Schale:
In Traumen kommt die Knabenwelt gezogen,
Ihr bring' ich froh den ersten Labetrunk.

Denn, ach, schon früh saß ich in deinem Thale
Und lauschte oft dem Murmeln deiner Wogen,
Und still ergreift mich jetzt Erinnerung.

3. Der Zackenfall.

Brausend stürzt sich die Flut in die dunkle, schwindelnde Tiefe,
Und im silbernen Schaum bricht sich die Farbe des Lichts.
Ewig verjungt sich der Fall, es drängt sich Woge auf Woge,
Und seit Jahrtausenden kämpft hier mit den Fluten der Hölle.
Aber umsonst nur strebt er dem Elemente entgegen,
Und der ewige Kampf bleibt das Gesetz der Natur. —
Stolz wie die brausende Flut, so das kühne Streben des Jünglings,
Das durch des Schicksals Nacht mutig den Mutigen reißt.
Heil! fließt, wie nach dem Sturze der Bach, nach den Kämpfern
der Jugend
Ihm auch des Lebens Strom rein und kristallhell dahin!

4. Buchwald.

Ich grüße dich mit meinem schönsten Liede,
 Mit meines Herzens stiller Huldigung.
 Dein reizend Bild lebt tief mir im Gemüte
 In süßer, lieblicher Erinnerung:
 Hier, wo Natur in ihrer schönsten Blüte,
 Im goldnen Farbenglanz, im Frühlingsprunk,
 Mit stiller Lust und glühendem Verlangen
 Die große Weise hoher Kunst empfangen.

Der süße Wunderschein auf allen Fluren,
 Des Tages Glanz, licht wie der junge Mai,
 Die Felsen, die in kraftigen Konturen
 Den Himmel stürmen, mächtig, groß und frei,
 Und überall der Liebe stille Spuren! —
 Das bleibt dem Herzen ewig jung und neu!
 Denn wo die Kunst sich zur Natur gestaltet,
 Da wird des Lebens schönste Pracht entfaltet.

5. Neudorf und Peterswalde.*)

Sei mir gesegnet, du liebliche Flur! Mit lebendiger Fülle,
 Mit anmutiger Kraft prangst du im Glühn der Natur.
 Fern der Heimat, fand ich hier liebe, bekannte Gestalten,
 Hier nahm ein schöner Kreis freundlicher Wesen mich auf.
 Neppig blüht deine Pracht, es durchweht dich der Geist dieser
 Edlen,
 Und ihre heilige Spur macht dich zum Eden der Welt.
 Und so vergeß ich dich nie, denn das Bild der trefflichen Freunde
 Lebt mit der ewigen Kraft tief in der fühlenden Brust.

6. Sonnenaufgang auf der Niesenkoppe.

Die Erde ruht in tiefer, ernster Stille,
 Und alles schweigt, es dringt kein Laut zum Ohr;
 Doch schnell auf finstrer Spur entflieht die Hore,
 Daz sie das Wort der ew'gen Zeit erfülle.

*) Beide gehörten dem Grafen Gehler, einem Paten des Dichters.

Da bricht der Morgen durch des Dunkels Hülle,
Es tritt der Tag in lichtem Strahlenflore
Mit üpp'ger Kraft aus seinem goldenen Thore,
Der Himmel glüht in frischer Jugendfülle;

Und freudig auf des Lichtes zarten Spuren
Beginnt das neue Leben sich zu regen
Und keimt und blüht in tausendsacher Lust.

Unübersehbar schimmern Städt' und Fluren
Aus weiter Ferne meinem Blick entgegen,
Und heil'ge Sehnsucht glüht in meiner Brust.

7. Auf der Niesenkoppe.

Hoch auf dem Gipfel
Deiner Gebirge
Steh' ich und staun' ich,
Glühend begeistert,
Heilige Koppe,
Himmelanstürmerin!

Weit in die Ferne
Schweifen die trunkenen,
Freudigen Blicke;
Ueberall Leben,
Ueppiges Streben,
Ueberall Sonnenschein.

Blühende Fluren,
Schimmernde Städte,
Dreier Könige
Glückliche Länder
Schau' ich begeistert,
Schau' ich mit hoher,
Immiger Lust.

Auch meines Vaterlands
Grenze erblick' ich,
Wo mich das Leben
Freundlich begrüßte,
Wo mich der Liebe

Heilige Sehnsucht
Glühend ergriff.

Sei mir gesegnet
Hier in der Ferne,
Liebliche Heimat!
Sei mir gesegnet,
Land meiner Traume!
Kreis meiner Lieben,
Sei mir gegrüßt!

8. Scharade. An Pr. v. S.

Was ist so oft der Schädel der Sophisten,
Die sich mit hoher Götterweisheit brüsten,
Als könnten sie des Lichtes Urquell schaun?
Was ist der Kern so mancher Lust des Lebens,
So manches stolzen, mühevollen Strebens?
Die erste Silbe wird es dir vertrauen.

Doch, was die zweite Silbe dir verkündet,
Dem hat kein Strahl des Lebens sich verbündet.
Kalt steht es da, wenn alles steigt und fällt.
Nur der Natur geheimes Walten
Wird es dem Förscher oft entfalten
Als stummer Zeuge der vergangnen Welt.

Auf Felsenhöhen thront mein stolzes Ganze,
Blickt freundlich nach des Flusses Silberglanze,
Blickt in des Thales Zauberduft hinein.
Doch Schönres noch als all der Reiz der Fluren,
Zwei holde Wesen höherer Naturen
Schließt es beglückt in seine Mauern ein.

Ach, da ist all der Liebreiz schöner Seelen,
Und Stimmen wie das Lied von Philomenen,
Vereinigt mit der zartesten Gestalt.
Und alles beugt das Knie zu Huldigungen,
Und jedes Herz, von süßer Macht bezwungen,
Erkennt der Schönheit heilige Gewalt.

Die menschliche Stimme.

Mutiger bei dem Ruf der Posaune
 Stürmt der Krieger in Kampf und Tod,
 Froher begrüßt mit Waldhornstönen
 Der Jäger das strahlende Morgenrot.
 Melodischer zum Chore der Andacht
 Stimmt der Orgel erhabenes Lied;
 Aber was mit tieferem Beben
 Alle Herzen gewaltig durchglüht,
 Was der Seele ruft mit Sehnsuchtsworten
 Und gen Himmel sie wirbelt in heiliger Lust,
 Das ist in dem ewigen Reiche der Töne
 Der Einklang der Stimme aus menschlicher Brust.

Bur Nacht.

Gute Nacht!
 Allen Müden sei's gebracht.
 Neigt der Tag sich still zum Ende,
 Ruhen alle fleiß'gen Hände,
 Bis der Morgen neu erwacht.
 Gute Nacht!

Geht zur Ruh,
 Schließt die müden Augen zu!
 Still wird es auf den Straßen,
 Und den Wächter hört man blasen,
 Und die Nacht ruft allen zu:
 Geht zur Ruh!

Schlummert süß!
 Träumt euch euer Paradies!
 Wem die Liebe raubt den Frieden,
 Sei ein schöner Traum beschieden,
 Als ob Liebchen ihn begrüß'.
 Schlummert süß!

Gute Nacht!
 Schlummert, bis der Tag erwacht!
 Schlummert, bis der neue Morgen
 Kommt mit seinen neuen Sorgen,
 Ohne Furcht; der Vater wacht!
 Gute Nacht!

Treuer Tod.

Der Ritter muß zum blut'gen Kampf hinaus,
 Für Freiheit, Ruhm und Vaterland zu streiten;
 Da zieht er noch vor seines Liebchens Haus,
 Nicht ohne Abschied will er von ihr scheiden.
 „O weine nicht die Neuglein rot,
 Als ob nicht Trost und Hoffnung bliebe!
 Bleib' ich doch treu bis in den Tod
 Dem Vaterland und meiner Liebe.“

Und als er ihr das Lebewohl gebracht,
 Sprengt er zurück zum Haufen der Getreuen;
 Er sammelt sich zu seines Kaisers Macht,
 Und mutig blickt er auf der Feinde Reihen.
 „Mich schreckt es nicht, was uns bedroht,
 Und wenn ich auf der Walstatt bliebe!
 Denn freudig geh' ich in den Tod
 Für Vaterland und meine Liebe!“

Und furchtbar stürzt er in des Kampfes Glut,
 Und Tausend fallen unter seinen Streichen;
 Den Sieg verdankt man seinem Heldenmut,
 Doch auch den Sieger zählt man zu den Leichen.
 „Ström' hin, mein Blut, so purpurrot!
 Dich rachten meines Schwertes Hiebe;
 Ich hielt den Schwur, treu bis in Tod
 Dem Vaterland und meiner Liebe.“

Wiegenlied.

Schlummre sanft! — Noch an dem Mutterherzen
 Fühlst du nicht des Lebens Qual und Lust;
 Deine Träume kennen keine Schmerzen,
 Deine Welt ist deiner Mutter Brust.

Ach! wie süß träumt man die frühen Stunden,
 Wo man von der Mutterliebe lebt;
 Die Erinnerung ist mir verschwunden,
 Ahnung bleibt es nur, die mich durchbebt.

Dreimal darf der Mensch so süß erwärmen,
 Dreimal ist's dem Glücklichen erlaubt,
 Daß er in der Liebe Götterarmen
 An des Lebens höhre Deutung glaubt.

Liebe gibt ihm ihren ersten Segen,
 Und der Säugling blüht in Freud' und Lust:
 Alles lacht dem frischen Blick entgegen;
 Liebe hält ihn an der Mutterbrust.

Wenn sich dann der schone Himmel trübte,
 Und es wölk't sich nun des Jünglings Lauf:
 Da, zum zweitenmal, nimmt als Geliebte
 Ihn die Lieb' in ihre Arme auf.

Doch im Sturme bricht der Blütenstengel,
 Und im Sturme bricht des Menschen Herz:
 Da erscheint die Lieb' als Todesengel,
 Und sie trägt ihn jubelnd himmelwärts.

Bei einem Springbrunnen.

Sieh, dort strebt mit Junglingsmute,
 Wie Kristalle rein und hell,
 Von der eignen Kraft gehoben,
 Himmelwärts der Silberquell.

Immer höher, immer höher
Sprudelt er in Sonnenglut,
Wenn er oben kaum zerstoben,
Wächst er auf mit neuer Flut.

Und das reine Licht des Tages
Bricht sich im kristallnen Strahl,
Und den schönsten duft'gen Schleier
Webt der Farben heil'ge Zahl.

Ach, so steigt auch all mein Streben
Durch die Wolken himmelwärts,
So durchflammen tausend Wünsche
Glühend mein begeistert Herz.

Aber wie der Kreis der Farben
Sich im reinen Licht vermählt,
Sind auch alle meine Wünsche
Nur von einer Glut besetzt:

Und es ist der Liebe Sehnsucht,
Die den Busen mächtig schwelt
Mit der Ahnung leisem Schauer
Wie ein Traum aus jener Welt.

Worte der Liebe.

Worte der Liebe, ihr flüstert so süß,
Wie Zephyrswehen im Paradies,
Ihr klingt mir im Herzen nah und fern;
Worte der Liebe, ich trau' euch so gern.
Streng mag die Zeit, die feindliche, walten,
Darf ich an euch nur den Glauben behalten.

Wohl gibt es im Leben kein süßeres Glück,
Als der Liebe Geständnis in Liebchens Blick;
Wohl gibt es im Leben nicht höhere Lust,
Als Freuden der Liebe an liebender Brust.

Dem hat nie das Leben freundlich begegnet,
Den nicht die Weihe der Liebe gesegnet.

Doch der Liebe Glück, so himmlisch, so schön,
Kann nie ohne Glauben an Tugend bestehn;
Der Frauen Gemüt ist rein und zart,
Sie haben den Glauben auch rein bewahrt.
Drum trau'e der Liebe, sie wird nicht lügen,
Denn das Schöne muß immer, das Wahre muß siegen.

Und flieht auch der Frühling dem Leben vorbei,
So bewahrt den Glauben doch still und treu!
Er lebt, wenn hier alles vergeht und zerfällt,
Wie ein Strahl des Lichts aus der bessern Welt;
Und tritt auch die Schöpfung aus ihren Schranken,
Der Glaube an Liebe soll nimmer wanken.

Drum flüstert ihr, Worte der Liebe, so süß,
Wie Zephyrswehen im Paradies,
Drum klingt im Herzen noch nah und fern,
Drum, Worte der Liebe, drum trau' ich euch gern.
Und wenn im Leben nichts Heiliges bliebe,
Ich will nicht verzagen, ich glaube an Liebe.

Die drei Sterne.

Es blinken drei freundliche Sterne
Ins Dunkel des Lebens herein;
Die Sterne, die funkeln so traulich,
Sie heißen: Lied, Liebe und Wein.

Es lebt in der Stimme des Liedes
Ein treues, mitsühlendes Herz;
Im Liede verjüngt sich die Freude,
Im Liede verweht sich der Schmerz.

Der Wein ist der Stimme des Liedes
Zum freudigen Wunder gesellt
Und malt sich mit glühenden Strahlen
Zum ewigen Frühling die Welt.

Doch schimmert mit freudigem Winken
 Der dritte Stern erst herein,
 Dann klingt's in der Seele wie Lieder,
 Dann glüht es im Herzen wie Wein.

Drum blickt denn, ihr herzigen Sterne,
 In unsre Brust auch herein;
 Es begleite durch Leben und Sterben
 Uns Lied und Liebe und Wein.

Und Wein und Lieder und Liebe,
 Sie schmücken die festliche Nacht;
 Drum leb', wer das Küssen und Lieben
 Und Trinken und Singen erdacht!

Trinklied.

Kommt, Brüder, trinket froh mit mir;
 Seht, wie die Becher schäumen!
 Bei vollen Gläsern wollen wir
 Ein Stündchen schön verträumen.
 Das Auge flammt, die Wange glüht,
 In kühnern Tönen rauscht das Lied:
 Schon wirkt der Götterwein! —
 Schenkt ein!

Doch was euch tief im Herzen wacht,
 Das will ich jetzt begrüßen:
 Dem Liebchen sei dies Glas gebracht,
 Der Einzigsten, der Süßen!
 Das höchste Glück für Menschenbrust,
 Das ist der Liebe Götterlust;
 Sie trägt euch himmelan!
 Stoßt an!

Ein Herz, in Kampf und Streit bewahrt
 Bei strengem Schicksalswalten,
 Ein freies Herz ist Goldes wert,
 Das müßt ihr fest erhalten.

Bergänglich ist des Lebens Glück,
Drum pflückt in jedem Augenblick
Euch einen frischen Strauß! —
Trinkt aus!

Jetzt sind die Gläser alle leer;
Füllt sie noch einmal wieder!
Es wogt im Herzen hoch und hehr;
Ja, wir sind alle Brüder,
Von einer Flamme angefacht —
Dem deutschen Volke sei's gebracht,
Auf daß es glücklich sei,
Und frei!

Weinlied.

Einer.

Gläser klingen, Nektar glüht
In dem vollen Becher,
Und ein trunkses Götterlied
Tönt im Kreis der Becher.
Mut und Blut braust in die Höh,
Alle Sinne schwellen
Unterm Sturm des Eroe
Fröhlicher Gesellen.

Chor.

Die Jugendkraft
Wird neu erschafft,
In Nektarsglut
Entbrennt der Mut;
Drum, der uns Kraft und Mut verleiht,
Dem Weingott sei dies Glas geweiht!

Einer.

Becher, deinen Purpurfaß
Schlurf' ich froh hinunter,
Denn des Herzens stolze Kraft
Lodert im Burgunder;
Glüht er nicht mit deutschem Mut
Und mit deutschen Flammen,

Eint er doch des Südens Glut
Mit dem Ernst zusammen.

Chor.

Wer in sich Mut
Und Thatenglut
Und stolze Kraft
Zusammenrafft,
Und wer im Wollen fühlt die Macht,
Dem sei der Becher dargebracht!

Einer.

Aber jetzt ringt Jugendlust
In Champagners Schaumen,
Wie in frischer Junglingsbrust
Träume kühn mit Träumen.
Leichtes Blut, verwegnes Herz,
Stolzes Selbstvertrauen,
Froher Sinn bei Leid und Schmerz,
Mutig Vorwärtschauen.

Chor.

Das Auge sprüht,
Die Wange glüht,
Es wogt die Brust
In trunkner Lust.
Der schönen frohen Jugendzeit,
Der sei dies volle Glas geweiht!

Einer.

Doch des Südens ganze Pracht
Und ein schöner Feuer
Und der Liebe süße Macht
Lodert im Tokayer;
Golden schaumt er im Pokal,
Hell wie Himmelskerzen,
Wie der Liebe Götterstrahl
Glüht im Menschenherzen.

Chor.

Der Liebe Glück
Wie Sonnenblick
Im Paradies,
So hold, so süß!

Der höchsten Erdeneligkeit,
Der Liebe sei dies Glas geweiht!

Einer.

Aber jetzt der letzte Trank;
Rheinwein glüht im Becher!
Deutscher Barden Hochgesang
Tönt im Kreis der Becher.
Freiheit, Kraft und Männerstolz,
Männerlust und Bonne
Reift am deutschen Rebenthal,
Reift in deutscher Sonne.

Chor.

Am Rhein, am Rhein
Reift deutscher Wein
Und deutsche Kraft
Im Rebensaft.
Dem Vaterland mit voller Macht
Ein dreifach donnernd Hoch gebracht!

Einer.

Unsern frohen Becherkreis —
Daz er ewig bliebe! —
Föhre auf des Lebens Gleis
Freiheit, Kraft und Liebe!
Drum, eh wir zum letztenmal
Unsre Gläser leeren,
Soll der Brüder volle Zahl
Diesen Bund beschwören.

Chor.

Ein festes Herz
In Lust und Schmerz,
In Kampf und Not,
Frei — oder tot! —
Und daß der Bund auch ewig währt,
Drauf sei dies letzte Glas geleert!

Des Sängers Lied zu den Sternen.

Nach der Melodie: God save the king.

Die ihr dort oben zieht,
Hört ihr des Sängers Lied,
Das zu euch spricht? —
Frei durch des Himmels Plan
Von Lebens Aufang an
Geht eure stille Bahn
Ewig im Licht.

Seid mir doch eng vertraut!
Hab' ich euch angeschaut,
Wird mir so klar,
Wird mir das Herz so weich.
Drei Wünsche hab' ich gleich,
Drei Wünsche nenn' ich euch:
Macht mir sie wahr!

Erst ist's der Liebe Glück;
Bringt es mir schon zurück,
Wie ich's gewählt!
Hab' ich's doch einst gewußt,
Hier in der vollen Brust,
Hab' sie gefühlt, die Lust,
Die mir jetzt fehlt.

Dann sei ein schöner Lohn
Für meines Liedes Ton
Mir einst geschenkt:
Macht, daß ein deutscher Mann,
Hört er mein Singen an,
Dran sich erfreuen kann,
Gern mein gedenkt!

Und wenn ich scheiden muß,
Rufe der Genius
Mich, Schwanen gleich!
Trage mein volles Herz,
Frank von der Erde Schmerz,
Sonnenrein sonnenwärts,
Sterne, zu euch!

Bundeslied.

Freudig traten wir zusammen
 Mit des Liedes hohem Gruß,
 Und des Altars reine Flammen
 Glühen dir, Gott Cythius.
 Dank dir, Schlangenüberwinder,
 Für den liedbegabten Mund,
 Du vereinst deine Kinder
 Zu Gesang und Bruderbund.

Ward das schönste nicht der Lobe,
 Ward uns nicht die höchste Lust?
 Für das Edle, für das Große
 Schlägt noch glühend manche Brust;
 Doch es treibt ein dunkles Sehnen
 Sie in tiefe Nacht hinaus,
 Und es sprechen ihre Thränen,
 Ihre Freuden sich nicht aus.

Aber wir mit kühnem Herzen
 Halten fest, was in uns glüht,
 Unsre Freuden, unsre Schmerzen
 Hauchen wir ins warme Lied,
 Weben sinnig unsre Worte
 Zu der Saiten tiefem Klang,
 Und lebendig im Akkorde
 Wird die Sprache zum Gesang.

Flach und kahl entflieht das Leben,
 Laßt dem Schwachen keine Wahl;
 Nur des Starken echtes Streben
 Folgt dem flücht'gen Ideal.
 Darum singt in lauten Tönen,
 Was die Kunst der Mäuse schafft,
 Und dem Edlen und dem Schönen
 Weihen wir des Bundes Kraft.

Erinnerungen an Karlsbad.

1811.

1. Vom Dreikreuzberge.

Dort an jener Felsenkette
 Glüht es schon wie Abendschein,
 Und von dieser heil'gen Stätte
 Blick' ich in das Thal hinein.

Sehe nur das rege Leben
 Durch die engen Straßen ziehn;
 Wie sie wallen, wie sie weben
 Und der Sorge nicht entfliehn.

Alle ihre Lust und Schmerzen
 Fühl' ich vor mir ausgestreut,
 Und mir braust es tief im Herzen
 Bei des Menschen Aermlichkeit.

Weg von jenem Würmierleben
 Blickt das Auge unbewußt,
 Und mich fäßt's mit Freudebeben,
 Voll und groß wird meine Brust.

Weit hinaus auf jenen Höhen,
 Auf der Berge blauen Reihn,
 Durch der Nebel dichtes Wehen
 Darf das Auge sich erfreun.

Wie sie stolz gen Himmel ragen,
 Riesenkinder der Natur!
 Geisterwehn von alten Sagen
 Wiegt sich durch die stille Flur.

Und es schlängelt seine Wogen
 Durch die Berge sanft der Strom,
 Und der Abend kommt gezogen,
 Schmückt mit Rosen sich den Dom.

Und geheimnisvolles Schweigen
 Webt sich über Berg und Thal,
 Und die alten Fichten neigen
 Grüßend sich zum letztenmal.

Wie die Strahlen dort vergehen,
Zieht im Thal die Dämmerung nach,
Aber auf des Kreuzes Höhen
Flammt noch der entzückte Tag.

Und begeistert sink' ich nieder,
Tiefer Sinn war mir erwacht;
Spat' dacht' ich ans Leben wieder,
Um mich her war's tiefe Nacht.

2. Der Sprudel.

Dampfe nur immer empor und brause herauf aus der Tiefe,
Wie es dich dranget und treibt, wunderbar glühender Quell!
Nicht nach der Brüder Art ist dein wildes Wogen und Wallen,
Denn der höhere Mut bricht sich die eigene Bahn.
So des Jünglings Gemüt, das über die Schranken hinausfliegt
Und gegen irdische Kraft rühmlich im Kampfe besteht.

3. Dorf Hammer.

Freundlich an dem Berggehänge
In des Thales stiller Enge,
Freundlich, wie ich keines sah,
Liegt das liebe Dörfchen da.

Oben auf des Berges Höhen
Alte dunkle Fichten stehen,
Unten rauscht der Strom vorbei,
Und die Luft ist mild und frei.

Und ein reges volles Leben
Seh' ich Haus und Hof durchweben;
In der Hütte Tag für Tag
Rastet nicht des Hammers Schlag.

Und die hellen Funken sprühen,
Und die Eisenstangen glühen,
Von des Wassers Sturz gefaßt,
Tummelt sich der Rader Last.

Aber nicht der Erde Sorgen
 Will ich hier im Thal behorchen,
 Nein, des Lebens Freud' und Lust
 Komm' in meine junge Brust.

Unter jenen dunkeln Baumen
 Laßt es sich gar lieblich träumen,
 Aus des Thales Wiesenplan
 Weht der Friede still mich an.

4. Dorotheens Tempel.

Dorotheens Tempel, dich grüß' ich in süßer Erinnerung!
 Hier am geweihten Ort kommt mir ein freudiger Traum.
 Ach, es knüpft an den Namen sich still manch lieber Gedanke,
 Und das Edle spricht sich und das Zarte mit aus:
 Und so hat dich dein Name zur lieblichsten Stelle geadelt,
 Ein geheiliger Ort, weiblicher Anmut geweiht.

5. Die Prager Straße.

Wenn ich mir die stille Ahnung löse,
 Die aus deinem Riesengange spricht,
 Bist ein Bild der echten Fürstengröße,
 Schon erfüllter königlicher Pflicht.

Kecker Sinn hat manche Bahn gebrochen,
 Viele Wege führen wohl zum Thal;
 Doch der Uebermut ward oft gerochen,
 Schwer bereut die zu verwegne Wahl.

Aber du führst sorgsam deine Waller
 Uebern Abgrund den gebahnten Pfad,
 Und die vollen Segenswünsche aller
 Danken dir für diese Liebesthat.

Sanft vorbei an steilen Felsenwegen
 Leitet freundlich deine sichre Hand
 Jenem stillen Friedensthäl entgegen,
 Wo noch jeder Pilger Ruhe fand.

6. Der Obelisk.

Mutig ragst du empor, du Zeuge dankbarer Menschen,
Dem Verschönerer der Stadt einfach und herzlich geweiht.
Jene werden vergehen, die dich dem Verehrten errichtet,
Und ihr Name verhallt leicht in dem Streite des Tags;
Aber dein Name wird, der gefeierte, nimmer vergessen,
Bricht auch dein kühner Bau unter den Sturmen der Zeit.
Auch das stolzeste Werk, ins Leben gestellt, ist vergänglich:
Was man im Herzen gebaut, reißt keine Ewigkeit um.

7. Scharade.

Was uns die ersten Silben freundlich nennen,
Das ist dem Menschen wunderbar verwandt;
Einst werden wir das Mäthelbild erkennen,
Von oben sonst den Vätern oft gesandt,
Wenn sich die Seele wird vom Körper trennen
Und einziehn in das alte Vaterland;
Da mag es freundlich in der Jugend prangen
Mit zarten Liebestonen uns empfangen.

Die dritte Silbe baut sich auf der Erde
Und ist dem Menschen immer wert und lieb;
Und leichter trägt er seines Tags Beschwerde,
Wenn's drin nur froh und ohne Kummer blieb.
Ach, wie so gern er zu ihm wiederkehrte,
So ihn das Schicksal in die Ferne trieb;
So er hinaus muß in das wilde Leben,
Er scheidet still, doch bleibt er ihm ergeben.

Das Ganze prangt auf steilen Felsenhöhen
Als ein Vermächtnis der Vergangenheit,
Durch seine Mauern flüstert Geisterwehen
Wie stille Träume jener bessern Zeit.
Und wo hinaus die trunkenen Blicke sehen,
Hat die Natur den Brautschmuck ausgestreut,
Als sollte hier die dritte Silbe prangen,
Die beiden ersten würdig zu empfangen.

8. Der Kaiserin Platz.

Buchen, seid mir begrüßt! Euch hat die Liebe geheiligt,
 Euch hat ein treues Volk treu seiner Mutter geweiht.
 Glückliche Fürsten und glückliches Land! Wo find' ich es wieder,
 Daz die Liebe befiehlt, und daz die Liebe gehorcht?

9. Von Weyrothers Ruh bei Ellenbogen.

Du Schloß dort auf dem Felsen,
 Du stehst so ernst und treu;
 Die dunkeln Wogen wälzen
 Sich unten still vorbei.

Seit vielen hundert Jahren
 Grüsst dich der treue Fluß,
 Und was du auch erfahren,
 Er brachte dir den Gruß

Und bringt dir ihn noch immer
 Und rauscht so sanft und mild,
 Und in der Wogen Schimmer
 Malt sich dein stolzes Bild.

Mir ist's, als hört' ich Worte
 Wie aus vergaigner Zeit,
 Vom hohen Felsenorte
 In Windeswehn gestreut.

Ich möchte gerne lauschen,
 Was in dem Winde weht;
 Doch wie der Wellen Kläuschen
 So Wind und Wort vergeht.

Da blick' ich still hinüber,
 Die Wellen ziehn vorbei,
 Die Träume ziehn vorüber,
 Die Ahnung bleibt mir treu.

10. Das Krenz auf dem Felsen vor dem Eger-Thore.

Sei mir am Eingang begrüßt, wo das Thal der Hoffnung sich öffnet,
 Wo der dampfende Quell zwei Elemente vermahlt.
 Sanft verkünde dem Pilger der irdischen Hülle Genesung,
 Wie dein heilig Symbol ewiges Leben verheißt.

11. Das Löpel-Thal.

Mit der Freude lichten Träumen
 Saßen wir im muntern Kranz,
 Auf den Wellen, auf den Bäumen
 Lag des Tages milder Glanz.

Wie ein freudiges Getümmel,
 War ein Glühen überall:
 Dort im Abendrot der Himmel,
 Hier im Weine der Pokal.

Wie ein schön erfülltes Hoffen
 Mahnte uns die schöne Zeit,
 Lieb' und Leben war uns offen,
 Alle Herzen wurden weit.

Von der nahen düstern Hütte
 Horten wir des Hammers Schlag;
 Aus des Ofens Feuermitte
 Flamme der gezwungne Tag. —

Und so neben unsre Freude
 War des Lebens Qual gestellt;
 Zwang und Sorge im Gebäude,
 Freiheit unterm Himmelszelt.

Und wir hörten laut und lauter
 Ihre Worte in der Brust,
 Und es schloß sich immer trauter
 Unsres Kreises stille Lust.

Da verschwand auf Waldeshöhen
 Tagesleuchten mehr und mehr,
 Und es ging der Dämmerung Wehen
 Um das stille Dörfchen her.

Und der Berge lange Schatten
 Lagen dunkel überm Thal,
 Und es schwirrten auf den Matten
 Feuerläser ohne Zahl.

Herr aus mancher stillen Klause
 Blickte freundlich schon das Licht,
 Das gemahnte uns nach Hause,
 Und wir weilten länger nicht.

Auf dem schön gezognen Wege
 kehrten wir durchs Thal zurück,
 Und des Herzens Doppelschläge
 Riesen dem gewesnen Glück.

Da, durch dunkle Tannenbäume,
 Stieg der volle Mond herauf,
 Und im schönsten aller Träume
 Ging das volle Herz mir auf.

Denn der freundlichste der Sterne
 Blickte mich so selig an,
 Wie ein Liebchen in der Ferne
 Mir's in schöner Zeit gethan.

All sein Weben, all sein Leuchten
 Schien mir wunderbar vertraut —
 Und mir war's, als hätt' mit feuchten
 Augen er mich angeschaut.

Was noch tief im Herzen ruhte,
 Fühl't ich plötzlich stark und reich,
 Und mir war so still zu Mute,
 Doch so wunderfroh zugleich.

Und er leuchtete mit hellen
 Strahlen in das Thal hinein,
 Und es blickte auf den Wellen
 Silberweiß der Widerschein.

Einen Führer hätt' ich gerne
 Auf dem langen Weg gesehn! —
 Sollt' ich wandern mit dem Sterne
 Oder mit den Wellen gehn? —

Doch zu schnell ziehn mir die Wellen
 Den gewohnten krummen Lauf,
 Jener steigt des Himmels Schwellen
 Nur zu langsam mir herauf.

Da, zum Glück, fällt in die Wogen
 Mir das Bild des Mondes ein,
 Und ich bin ihm nachgezogen,
 War's auch nur ein Widerschein.

12. Findlaters Tempel.

Freundlich begrüßt der Wandrer, der müde, die lichtere Halle,
 Wenn er vom Thale herauf mutig die Höhe bestieg.
 Unten ging er am Ufer und sah hinauf zu dem Tempel,
 Wie er so himmlisch sich zwischen den Fichten erhebt.
 Nicht widerstand er der Lust; schwer atmend steigt er zur Halle,
 Und nun blickt er hinab in die Verschlingung des Thals.
 Da zieht tiefere Sehnsucht ihn unwiderstehlich hinunter,
 Und die blühende Flur lockt den Bethörten hinab. —
 Ach! so ist der Menschen Geschlecht: — wir sehnen und hoffen,
 Und das ersehnte Glück wird uns errungen zur Last.

13. Abschied vom Dorotheen-Tempel.

So lebe wohl, du vielgeliebte Stelle,
 Wo ich so oft in süßen Traumen saß,
 Begeistert jene bunte Welt vergaß;
 Zum letztenmal betret' ich deine Schwelle!

Ich kehre wieder heim in meine Zelle,
 Das Leben tritt in das gewohnte Maß,
 Und was des Herzens Sehnsucht sich erlaß,
 Es flieht dahin im leichten Spiel der Welle. —

So walten sie, die Freuden dieses Lebens!
Der Glaube bleibt mir an die höchste Wahrheit
Und der Erinnerung stille Götterlust. —

Auch mir erschien das Edle nicht vergebens.
Das Bild des Zarten und des Schönen Klarheit
Lebt glühend fort in meiner Dichterbrust.

14. Friederikens Felsen.

Still und düster schaust du mich an, du einsame Felswand,
Und es gemahnt mich streng wie ein verschloßnes Gemüt. —
Nicht zu deinem Ernst paßt sich der liebliche Name,
Der wie ein heiteres Bild freudigen Lebens mich grüßt.
Zwar der Unmut Gewalt mag auch das Ernsteste versöhnen,
Und wo das Ernsteste erscheint, hat ja die Freude nur Sinn.
Drun, so begrüß' ich dich gern und suche gern deine Stille;
Macht die Natur mich ernst, macht ja dein Name mich froh.

15. Am Kreuze unfern Mariannens Ruhe.

Schweigend liegt die Friedensnacht
Auf dem stillen Thale,
Und es bleicht der Sterne Pracht
In des Mondes Strahle.

Wie die dunkeln Schatten dort
Sinn und Herz ergreifen!
Aus dem Zimmer muß ich fort,
Muß den Wald durchstreifen.

In der Hand mein Saitenspiel,
Wandr' ich meine Wege,
Und getraumter Freuden viel
Werden in mir rege.

An dem Kreuze komm' ich an
Auf der Felsen spitze,
Und ich kletter fühl' hinan
Zu dem heil'gen Siße.

In der Brust, so voll, so weit,
Reimen tausend Lieder,
Und zur stillen Einsamkeit
Schaut der Mond hernieder.

Reich mit Träumen angefüllt,
Blick' ich dort hinüber,
Und der Berge Nebelbild
Zieht an mir vorüber.

Und die Saiten schlag' ich an,
Lass' die Lieder klingen;
Kleine Sterne ziehn heran
Auf gar lichten Schwingen.

Und sie kommen ohne Zahl,
Und ich spiele langer,
Und mit ihrem sanften Strahl
Leuchten sie dem Sänger.

Zarte Tierchen hier im Kreis,
Könnt ihr mich verstehen? —
Wird's auch euch so wunderheiß
Bei des Liedes Wehen? —

Ja, gewiß! das volle Lied
Tagt in euren Seelen;
Wo der Strahl des Lichtes glüht,
Kann die Kunst nicht fehlen. —

Leuchtet immer durch die Nacht,
Zarte Feuerfäfer,
Spart nur eure stille Pracht
Nicht für jene Schläfer.

Um mich glüht es licht und weiß,
Und die Wellen rauschen;
Mußt' ich diesen heil'gen Kreis
Die mit andern rauschen!

16. Hans Heilings Felsen.

Wie sich die Felsenwand dort, die flippengepanzerte, aufstürmt!
 Schon in Säulen gereiht, fügt sich zum Steine der Stein.
 Stolz und edel erhebt sich die Riesenpflanze des Thales,
 Und das Felsengewächs ragt aus den Wellen empor.
 Mancherlei Sagen erzählt sich das Volk, und mancherlei Kunde
 Ward mir, wie sich der Berg öffne in heimlicher Nacht;
 Aber mich gemahnt's wie Geisterruf aus der Ferne,
 Wie ein edleres Bild früher vergangener Zeit.
 So hat Deutschland geprangt, so standen germanische Helden,
 Groß und edel und fest, wie dieser heilige Fels.
 Mag der brausende Fluss die Felsenritzen umschäumen,
 Ruhig stehet der Fels, seht! und es bricht sich die Flut.
 Mag es dämmern im Thal, aus der Tiefe die Nacht sich erheben;
 Aber den Gipfel des Bergs küsst noch der himmlische Strahl.

17. Der Neu Brunnen.

Wie sie wogt, die bunte Menge,
 Wie sich alles drängt und treibt,
 Wie jede liebliche Gestalt
 Flüchtig vorüberwallt
 Und keine schöne Gruppe bleibt!
 Dort, wo der Brunnen dampfend quillt,
 Wird der Becher gefüllt;
 Da drängt sich die Menge hastig hinzu
 Und kommt und geht ohne Rast und Ruh;
 Bald wogt sie näher, bald wogt sie fern.
 Viel schöne Kinder, viel artige Herrn,
 Ein matter Greis, eine schwache Matrone,
 Alle kosten den heilsamen Trank;
 Doch gehört es bei vielen zum guten Tone,
 Die meisten sind nur an Langerweile krank.
 Aber siehst du jene süße Gestalt,
 Die dort im bunten Schwarme
 Leichtschwebend vorüber wallt,
 Wie sie mit leicht gehobnem Arme,
 Von allen Reizen der Anmut geziert,

Den Becher zur rosigen Lippe führt? —
 Wie das Auge so blau und frühlingsklar,
 Der Mund so lieblich, so golden das Haar,
 Die Brust so voll, der Nacken so weiß! —
 Ach, im Herzen brennt es mir glühend heiß!
 Im lichten Zauberreich der Gesänge
 Schwelgt die begeisterte Phantasie;
 Aus meinem Blick verschwindet die Menge,
 Und ich sehe nur sie.

18. Beim Tanze im Sächsischen Saale.

Wie die Walzer vorüber fliegen,
 Wie sie sich drehen und wiegen
 Im leicht durchwirbelten Kranz!
 Weg mit den fremden Touren,
 Der Verbildung unleugbaren Spuren!
 Auch der Deutsche hat seinen Tanz!
 Da wird der Mut so lebendig und frei,
 Und die Grazie bleibt der Natur getreu! —

„Und was stehst du heut so allein?
 Sind deine Träume dir lieber?
 Sonst bist du doch auch immer beim flüchtigen Reihn,
 Läßt keinen nicht müßig vorüber — — ?“
 Und heute steh' ich mit Freuden allein,
~~Es~~ sind meine Träume mir lieber.
 Denn siehst du dort die liebe Gestalt? —
 Wie Rosen blüht's auf den Wangen,
 Das goldne Haar um den Nacken wallt, —
 Die hält mich gebannt und gefangen.
 Und fliegt die Holde an mir vorbei,
 Die Blicke folgen ihr still und treu;
 Denn ihr ist auch im wildesten Drehn
 Die Anmut treueigen geblieben.
 Du schönes Bild, man soll dich sehn,
 Und soll nicht bewundern und lieben?

19. Als sie von dem Brunnen Abschied nahm.

„Und so leb' wohl, du Nymphe dieser Quelle!
 Vertrauend kam ich zu dir hergezogen:
 Ich bin gestärkt, du hast mich nicht betrogen,
 Und dankbar scheid' ich von der heil'gen Stelle!“ —

Die Holde spricht's, und jetzt mit freud'ger Schnelle,
 Leicht über das Geländer hingebogen,
 Wirft sie den Becher lächelnd in die Wogen,
 Und er versinkt im Silberschaum der Welle.

Sie aber zieht mit frohem Mute weiter;
 Ich kann sie nicht mehr sehen und begrüßen. —
 Bei ihrem Anblick ward mir frühlingsheiter!

Ach! kommt' ich doch der schönern **Zeit** Gedenken,
 Da meine Ideale mich verließen,
 Wie sie den Becher, in den Strom versenken!

20. Auf der Bank am Sauerbrunnen.

Du Lieblingsplätzchen meiner stillen Träume,
 Das mich so oft der lauten Welt verborgen,
 Sei mir gegrüßt mit jedem neuen Morgen,
 Im grünen Schattendunkel deiner Bäume.

Und wie ich auch in Liedeswellen schäume,
 Der stillen Sehnsucht muß ich doch gehorchen,
 Und dir, Vertrauten meiner schönsten Sorgen,
 Dir sag' ich, was ich sinne, was ich träume. —

Ich hab' in seligen Erinnerungen
 Hier einst der Liebe ganze Lust gesungen. —
 Ach, jene Tone sind mir längst verklangen! —

Ein böses Schicksal haust in meinen Plänen;
 So teile du mein Fürchten und mein Sehnen,
 Du kennst den Schmerz, und du verstehst die Thränen.

21. Rundgesang auf dem Belvedere.

So sitzen wir traulich im bunten Kreis,

In der Lüfte freundlichem Wehen,

Wir treten heraus aus dem engen Gleis,

Wir wohnen in sonnigten Höhen,

In der Freude lichtem, lebendigem Strahl,

Hoch über den Menschen und ihrer Dual.

Wohin das Auge hier oben blickt,

Hat's Frieden und Freuden gefunden;

Denn was im Herzen uns engt und drückt,

Das bleibe im Thale dort unten.

Nicht neben den Zauber der blühenden Welt

Sei des Lebens Dual und Sorge gestellt!

Nein, blickt hinunter und schaut hinauf

Und weit in die Ferne dort drüber!

Da türmen des Vaterlands Berge sich auf,

Da ist der Kreis unsrer Lieben.

Vielleicht, daß sie jetzt der Entfernten gedacht,

Daß der Wind ihre freundlichen Grüße gebracht.

Wohl blüht uns hier ein freundliches Glück:

Wir kennen nicht Last und Beschwerde;

Doch wir denken auch gern an die Heimat zurück,

An die liebe, geheiligte Erde;

Im Kreis der Lieben, im Vaterland,

Da ist auch das Leblose uns verwandt.

Doch, sind wir auch hier im Lande fremd,

Wir sind uns nicht fremd im Herzen.

Das Glück ergriffen, so wie es kommt,

Sonst wird man es ewig verscherzen;

Und wenn die Freude scheiden will,

Da folge man fühl und bleibe nicht still!

Drum wie uns der Himmel zusammengebracht,

So sitzen wir fröhlich zusammen;

Der Gott, der die Freude uns angefacht,

Erhalt ihre heiligen Flammen.

Und müssen wir scheiden, und wandern wir weit,

Wir gedenken mit Liebe der herrlichen Zeit.

22. Abschied vom Leser.

Das Spiel ist aus, die Töne sind verklungen,
 Nicht weiter rühr' ich meine Saiten an,
 Ich hab' es recht aus voller Brust gesungen,
 Nein, meine Hoffnung ist kein leerer Wahn;
 Denn knüpft nur einer voll Erinnerungen
 An diese Traume seine Freuden an,
 Leg' ich zufrieden meine Laute nieder,
 Und reich belohnt sind alle meine Lieder.

Sängers Wanderlied.

Gar fröhlich tret' ich in die Welt
 Und grüß' den lichten Tag;
 Mit Sang und Liedern reich bestellt,
 Sagt, was mir fehlen mag?
 Viel Menschen schleichen matt und trüg
 Ins kalte Grab hinein,
 Doch fröhlich geht des Sängers Weg
 Durch lauter Frühlingschein.

Natur, wie ist es doch so schön!
 In deiner treuen Brust
 Lieg' ich auf deinen Zauberhöhn
 In stiller Liebeslust.
 Da wogt es tief und wunderbar,
 Weiß nicht, wo ein, wo aus,
 Doch endlich wird das Treiben klar
 Und tobt in Liedern aus.

Mit Liedestonen wach' ich auf,
 Sie quellen sanft heran;
 Die Sonne hoch am Himmel 'rauf
 Trifft mich beim Singen an.
 Nicht rast' ich, wenn der Tag verglüht,
 Greif' in die Saiten ein
 Und grüße noch mit stillem Lied
 Des Abends Dämmerschein.

Und langsam steigt die Nacht herauf
 Aus tiefer Bergeskluft,
 Da wacht mein Lied zum Himmel auf
 In klarer Sternenluft,
 Bis sich in bunter Träume Reih'n
 Bergnügt des Sängers Blick;
 Doch denk' ich traumend auch allein
 An Sang und Dichterglück.

Und wo ich wandre, hier und dort,
 Da duldet man mich gern,
 Wohl mancher sagt ein freundlich Wort,
 Doch immer muß ich fern;
 Denn weiter treibt's mich in die Welt,
 Mich drückt das enge Haus,
 Und wenn der Gott im Busen schwelbt,
 Muß ich ins Freie 'raus.

Und frisch hinauf und frisch hinein,
 Durch Lebens Nacht und Tag,
 Auf daß mich Freiheit, Lieb' und Wein
 Gar treu begleiten mag.
 Ein freier Sinn in Lust und Weh
 Schwelgt gern in Sang und Reim,
 Und sag' ich einst der Welt Ade,
 Bich' ich in Liedern heim.

Sehnsucht nach dem Rhein.

Was zieht mich ein tiefes glühendes Treiben
 In die blaue Ferne mächtig hinaus?
 Es läßt mich nicht rasten, es läßt mich nicht bleiben,
 Es drückt mich die Mauer, es engt mich das Haus.

Ich muß in die Welt, ich muß ins Freie,
 Nicht widerstehen mag ich dem Drang;
 Und was ich empfunden, bewahr' ich mit Treue
 Und geb' es euch wieder in Lied und Gesang.

Aber nicht nach Griechenlands reichen Palästen,
 Nicht nach dem ewigen herrlichen Rom:
 Es zieht mich hinüber, es zieht mich nach Westen,
 Zu dir, zum Rhein, an den deutschen Strom,

Wo Leben und Lieben mit tieferen Freuden
 In heiligen Tönen die Seele hebt,
 Und wo aus der Vater goldnen Zeiten
 Ein freier Geist noch die Fluren durchwebt.

Du hast der Barden Geheimnis verstanden,
 Hast früher Meister Lieder belauscht
 Und wie einem alten treuen Bekannten
 Von jeher dem Sänger zugerauscht.

So ruf auch mir zu: Willkommen, Lieber!
 Ich wollte dir danken aus voller Brust
 Und brächte ein freies Herz mit hinüber
 Voll Mut und Gesang und voll freudiger Lust.

An den Frühling.

Frühling, ich grüße dich!
 Frühling, umschließe mich
 Mit deinem jungen aufkeimenden Leben,
 Mit deinem Hoffen und deinem Streben! —
 Wie das Leben sich regt in deinen Reimen,
 Und freudig, wie deine Blumen blühn,
 So ist es auch Frühling in meinen Träumen,
 So wird auch mein Herz wieder jung und grün.

Aber der Blüten stille Reime
 Und der Blätter lebendiges Grün,
 Es sind vergängliche schöne Träume,
 Die beim Erwachen schnell entfliehn.
 Kommt nicht der traurige Winter wieder? —
 Ach, dann schweigen der Nachtigall Lieder,
 Und in das weitoffne, kalte Grab
 Sinkt seufzend das blühende Leben hinab! —

Aber was kummern mich künftige Schmerzen,
Und daß sie vergänglich ist, diese Lust?
Bleibt es doch Frühling in meinem Herzen,
Bleibt doch Frühling in meiner Brust.

Schifferlied.

Straubing, den 16. September 1811.

Glück zu, Glück zu auf der spiegelnden Bahn!
Gott lasse die *Fahrt* uns gelingen!
Es brausen die Wellen, es schaukelt der Kahu,
Und die fröhlichen Schiffer singen,
Und zu der Ruder gedoppeltem Schlag
Flammt auf den Wellen der freudige Tag.

Der Schiffer zieht durch die schimmernde Flut
Im frischen Leben und Treiben,
Ihn jagt ein ewig glühender Mut,
Er kann nicht rasten noch bleiben,
Er muß zu den freundlichen Wellen hinaus:
Da ist seine Heimat, sein Vaterhaus.

Und wenn ihm daheim auch was Liebes gehört,
Er scheidet mit leichterem Sinne.
Wenn er glücklich ist, wenn er wiederkehrt,
Holt er's ein mit doppelter Minne,
Und kost er mit andern, und küßt er sie frei,
Er bleibt doch im Herzen Feinliebchen getreu.

Und wo er wandert, und wo er schifft,
Er findet wadre Gesellen;
Auch wenn er nichts Lebendiges trifft,
Er hat einen Freund an den Wellen.
Zwar ist er fremd auf dem festen Land,
Mit dem Wasser aber vertraut und bekannt.

Gern hört er der Freude Aufgebot
Und mag nicht vorübergehen;
Doch wenn ihm ein feindlich Verhängnis droht,
Er wird wie ein Mann es bestehen.

Wer das Leben liebt und den Tod nicht scheut,
Geht fröhlich und frei durch die sinkende Zeit.

So wollen wir wandern auf spiegelnder Flut
Und Wellen und Wogen durchschiffen.
Wohl fröhlich durchs Leben führt fröhlicher Mut;
Drum frisch! und die Freude ergriffen!
Und tobt es auch finster auf uns herein,
Nach Sturm und Regen kommt Sonnenschein.

Morgenlied für Schiffer.

Auf der Donau, den 18. Oktober 1812.

Seht, Brüder, wie der Tag so mild
Durch Nacht und Wolken bricht!
Zwar webt ein Nebelschleier sich
Ums Felsenufer schauerlich,
Uns aber kümmert's nicht!

Zwar türmen sich die Wellen hoch
Wie eine Wasserburg
Und schlagen schäumend an das Schiff,
Und pfeilschnell fliegt's am Felsenriff
Durch spitze Klippen durch.

Doch immer sind wir frohen Muts
Und aller Sorgen frei,
Dort überm blauen Himmelsdom,
Da sitzt der Herr und wehrt dem Strom
Und führt uns frisch vorbei.

Drum sei gedankt und sei gelobt,
Du großer Herr der Welt!
Und wie du uns bisher bewahrt,
So schütze uns auf unsrer Fahrt;
Dir ist's anheimgestellt!

Und gern erhört der Vater uns;
Drum immer leck hinaus!

Nicht so betrüglich ist die Flut,
Als Erdenglück und Erdengut
Und eitler Lebensbraus.

Auf Erden hält uns wenig fest,
Die Liebe wird getrennt;
Doch wie uns auch die Welle droht,
Sie bleibt im Leben und im Tod
Ein freundlich Element.

Violetblau.

Im Wundereinklang ist das Leben
Der Menschenbrust mit der Natur;
Was jener als Gefühl gegeben,
Geht hier in lichter Farbenpur.

Der Blätter Grün, das uns in Lenzen
Mit neuer Lebensfülle freut,
Wird hier zu ew'gen Hoffnungskränzen
Zur Ahnung einer bessern Zeit.

Des tiefen Himmels klare Bläue,
Der Lüfte dunkle Harmonie,
Du findest sie als heil'ge Treue
In deines Herzens Poesie.

Des Morgenrotes Prachtgesieder,
Das uns des Tages Grüße reicht,
Erkennst du in der Liebe wieder,
Wie sie verklärt zum Lichte fleugt. —

Doch Rot und Blau stand sich entgegen,
Und Lieb' und Treue war getrennt, —
Sieh, da vermahlt Gottes Segen
Der Farben geistig Element.

Das Rote mischte sich dem Blauen
In der Viole Frühlingslust,
Und Lieb' und heiliges Vertrauen
Ward Freundschaft in der Menschenbrust.

So prangt des Lebens schönste Farbe,
Ins volle Blütentum gestellt,
So harrt die reichste Hoffnungsgarbe
Dem Schnittertag der bessern Welt.

Phantasie.

Was schwelgt im Jubellied der Saiten?
Was überfliegt vergangne Zeiten
Im Wechselsturm der Harmonie? —
Der Nachklang aus verwelkten Tagen,
Die uns ins befreie Land getragen,
Heißt Phantasie!

Und was der Dichter still gegeben,
Wer zauberte sein Lied ins Leben?
Wer schenkt den Worten Melodie?
Das nie Belebte wie das Tote,
Es atmet doch im Morgenrote
Der Phantasie.

Wo sich die Muse Tempel baute,
Ist sie die einzige Vertraute,
Verlischt die heil'ge Flamme nie.
Es herrscht im Schmerz von Melpomenen
Wie in Thaliens heitern Lönen
Nur Phantasie.

Was wär' der Jugend Frühlingsfülle,
Was wär' des Herbstes reife Stille,
Was Kunst und Leben ohne sie?
Hoch in des Glaubens Lichtgestalten,
Und wo der Liebe Zauber walten,
Blüht Phantasie.

Am schönsten reift das Kind der Musen
In edler Frauen edlen Busen,
Am Sonnenstrahl der Poesie.
Der Frauen zartbesaitet Leben,
Ihr Lieben, Glauben, Hoffen, Streben
Ist Phantasie. —

Und deine Lippe durft' es sagen:
 Dich hätte nie ihr Flug getragen,
 Ihr Zaubergeist ergriff dich nie?
 Kann sich der Mai vom Frühling trennen? —
 Dein Liebling will dich nicht erkennen:
 O weine, Phantasie!

Der Augen seelenvolle Klarheit,
 Der Worte frühlingsheitere Wahrheit,
 Des ganzen Wesens Harmonie,
 Das Seraphslied in deinen Tönen, —
 Wo fehlt' in diesem Kreis des Schönen
 Je Phantasie! —

Und steh' ich dir so gegenüber,
 Mit Liebesfülle weht's herüber,
 Und jedes Wort wird Melodie,
 Und in des Lebens finstre Schranke
 Tritt wunderhell der Traumgedanke
 Der Phantasie.

Im Prater.

Es keimen die Blüten, es knospen die Bäume,
 Der Frühling bringt seine goldenen Träume,
 Ein lauer Wind weht mich freundlich an,
 Die Felder sind bräutlich angethan.

Dort unten flüstern die Wellen vorüber,
 Zu duftigen Bergen schau' ich hinüber,
 Die Vögelein singen und fliegen vorbei
 Und lispeln von Sehnsucht, von Liebe und Mai.

Und jetzt erst erklärt sich das heimliche Beben,
 Jetzt ahn' ich erst, Frühling, dein Wirken und Weben,
 Jetzt weiß ich erst, was die Nachtigall singt,
 Was die Rose duftet, die Welle klingt.

Denn auch in mir ist's Frühling geworden,
 Es schwelgt die Seele in Blutenakorden;

Der Sehnsucht Stimme, der Liebe Drang
Klingt Wellengeflüster und Lerchengesang.

Und freundlich, wie die heiligen Strahlen
Der Sonne den lieblichen Tempel malen,
So steht meine Liebe mir nimmer fern
Und glüht in der Seele, ein günstiger Stern.

Und jeder geschlossene Kelch meines Lebens
Und jede Knospe des freudigen Strebens
Wird von dem Sterne zur Blüte gefüzt,
Ein Hauch, der das Tote erwecken müßt'.

Und alle Blumen, die in mir keimen,
Und alle Strahlen aus meinen Träumen
Band' ich gern in einen Strauß,
Der spreche mein Leben, mein Sehnen aus,

Mein Lieben, mein glühend unendliches Lieben!
Wo ist all das andere Treiben geblieben?
Versunken in Sehnsucht nach deinem Licht,
In den einen Wunsch, der für alle spricht.

Und du lachelst mild dem Freunde entgegen
Und pflegst die Blumen auf seinen Wegen.
O, was hat der Himmel für Seligkeit
In das kalte nüchterne Leben gestreut!

Drum mag der Herbst in den Blättern fäuseln,
Der Winter die silbernen Flocken krauseln,
Die Lerche schweigen, die Schwalbe ziehn;
In meinem Frühling bleibt's ewig grün!

Döbling.

So bin ich hier! — die heitern Blicke schweisen
Mit stiller Lust auf der erwachten Flur.
Mich treibt der Geist, ich muß die Töne greifen;
Sei mir willkommen, heilige Natur!

Sei mir willkommen! Deine ganze Wonne
 Wirf glühend in dies ungestüme Herz! —
 Zum ew'gen Tage rüstet sich die Sonne,
 Und Kunst und Liebe trägt mich himmelwärts.

Dort zieht die Donau ihre Wellenkreise
 An sanften Ufern silberhell vorbei,
 Hier unten duften volle Blütensträuße,
 Und Lust und Leben ist so frisch und frei!

Dort prangt die Burg auf stolzem Bergesrücken,
 Mit Frühlingstraumen schmückt die Wiese sich;
 Und dort — dort! — ach, ich denk' es mit Entzücken,
 Dort, Teure, atmest du und denfst an mich!

Siehst du den Stephan? — Heilig schaut er nieder,
 Die Kuppel Karls erhebt den stolzen Dom;
 Da weiß ich dich, und meine kühnsten Lieder
 Entzögeln sich wie ungestümer Strom.

Zu dir, zu dir, zu den geliebten Füßen!
 Es reißt mich fort, ich kann nicht widerstehn.
 Rauscht, Lieder, rauscht, die Heilige zu grüßen
 Und ihr melod'sche Küsse zuzumehn.

Die Augen der Geliebten.

Augen, zarte Seelenblüten,
 Klare Perlen ew'ger Liebe,
 Augen, ihr verehrte Augen,
 Meiner Herrin lichte Sterne,
 Laßt euch von des Sängers Liedern
 Sanfte Frühlingstone wehn!

Alles, was das Leben heiligt,
 Trägt die Ahnung seiner Seele,
 Trägt den stillen Schmuck der Augen;
 Nicht der Mensch allein, der stolze,
 Auch der Frühling, auch die Erde,
 Auch des Tages Wechselgruß.

In der Erde dunklen Tiefen
Steht die klaren Diamanten
Wie ein ewig blühend Auge;
Rosenaugen hat der Frühling,
Und der Tag hat seine Sonne,
Ihre Sterne hat die Nacht:

Aber ihr, verehrte Augen,
Meiner Herrin lichte Sterne,
Klare Perlen ew'ger Liebe,
Augen, zarte Seelenblüten, —
Solche liebe, gute Augen,
Solche Augen sind es nicht.

Nicht so klar sind Diamanten,
Die in dunkler Tiefe leuchten;
Nicht so lieblich Frühlingsrosen
An des Lebens zartem Busen;
Nicht so mild die ew'gen Sterne,
Nicht so hell der junge Tag.

Was im Leben schön und edel,
Les' ich klar in eurem Schimmer;
Was das Jenseits dort verschleiert,
Leuchtet mir in eurer Freude,
Leuchtet mir in euren Thranen
Wie aus Himmelsferne zu.

Und so hört des Sängers Grüße! —
Wollt ihr freundlich nicht dem Jüngling
Wie die ew'gen Dioskuren
Leuchten durch des Lebens Wogen?
Augen, zarte Seelenblüten,
Wollt ihr meine Sterne sein?

Vor dem Bilde ihrer Mutter.

An diesem Herzen
Hat sie gelegen,
Mit diesen Sternen
Himmlischer Güte,

Weiblicher Zartheit
Zauber geschmeide,
Grüßte die Mutter
Freundlich das Kind.

Von der Anmut gesaugt,
Von ihr in den Schlummer
Spielend gesungen,
Wuchs sie herauf
Und blühte und strahlte,
Die Rose der Anmut,
In fröhlichem Schmuck.

Und neben der Rose
Säß zärtlich die Mutter,
Die freundliche Mutter,
Und wehrte dem Zephyr
Und wehrte den Bienen
Und zog sich im Herbste
Des eignen Frühlings
Frischblühendes Bild.

Und wie sich die Rose
Dem Frühling entfaltet,
Da weinte die Mutter
Lichtperlen der Freude
Und lächelte heiter
Und schied aus dem Leben,
Mit segnenden Grüßen
Zur Rose gewandt.

Und die Rose blühte
In heiligem Segen
Und schmückte den Frühling
Und zierte den Garten,
Und wer sie betrachtet,
Dem wurd' es im Herzen,
Als säß' er gefesselt
Und Worte der Freiheit
Klängen ihm zu.

Drum bist du mir heilig,
Du Bild ihrer Mutter.

O, daß dich das Leben
Noch freudig umfinge!
Ich wollte dich lieben,
Ich wollte dich ehren
Mit kindlicher Treue
Und kindlichem Lied.

Doch du bist geschieden
Zur freundlichen Klarheit,
Du Schwester des Seraphs;
So ruf' ich's hinüber
In deine Verklärung,
Was heilige Sehnsucht
In Tönen erweckt.

Zum Grab will ich pilgern,
Will knieen am Hügel,
In stillem Gebete
Dich, Heilige, rufen
Und danken und singen
In füherer Verzückung
Aus glühender Brust.

Morgenfreude.

Ich bin erwacht! — Im Rosenschimmer
Strahlt mir der junge Frühlingstag;
Es treibt mich aus dem engen Zimmer,
Mich ruft der Sehnsucht Glockenschlag.
Noch freut mich nicht der Sonne Prangen,
Die glühend durch die Wolken bricht;
Für mich ist sie nicht aufgegangen;
Denn meine Sonne ist es nicht.

Und durch die buntlebend'ge Menge
Der Straße fliegt der fühe Sinn.
Ich weiß nicht, daß ich im Gedränge,
Weiß nur, daß ich dir näher bin;

Wie ich dann immer froh erschrecke,
 Wie sich das scheue Herz bewegt,
 Wenn um die vielgeliebte Ecke
 Erwartungsvoll der Schritt mich trägt.

Dann häng' ich mit verklärten Blicken
 Am lieben Fenster unverwandt;
 Ein stilles, heiliges Entzücken
 Führt mich in meiner Träume Land,
 Bis ich's in schöner Wahrheit sehe,
 Bis sich der Traum ins Leben wagt
 Und Himmelsklarheit aus der Höhe
 Von deinen Augen niedertagt.

Bitte.

Du hast es mir in einer schönen Stunde
 Halb zugesagt;
 Und war die Bitte auch zu kühn gewagt,
 Im Munde
 Bescheidner Liebe ist kein Wort verwegen;
 Und wenn der Morgen noch so zeitig tagt,
 Die Sonne lächelt doch dem Freund entgegen!

Um eine Locke hab' ich dich gebeten.
 Kannst du dem Flehn
 Der treusten Liebe grausam widerstehn?
 Die Faden
 Des Menschenlebens winden Zauberhände;
 Nur wo der Liebe stille Blüten wehn,
 Da hat des Erdgeists finstres Reich ein Ende.

Gib mir die Locke! Auf dem treuen Herzen
 Bewahr' ich sie,
 Ein Talisman für Sturm und Phantasie.
 Verschmerzen
 Will ich die Perlen in den trüben Blicken,
 Den rauhen Eingriff in die Harmonie,
 Kann ich sie sehn und an die Lippen drücken.

Es ist so schön, die Menschen glücklich machen;
 Du kannst es jetzt.
 O, nicht den schönen Augenblick verlezt!
 Es wachen
 Viel gute Geister über unsre Schmerzen,
 Und ob man Augen trocknet oder nekt,
 Das schreiben sie in ihre klaren Herzen.

Mut.

Hinaus, hinaus ins rasche Leben,
 Die Brust dem Sturme preisgegeben,
 Frisch durch die Brandung, fühltes Herz!
 Die Männerfaust zerteilt die Wellen,
 An Klippen mag die Kraft zerschellen,
 Des Auges Strahl fliegt himmelwärts!

Hab' ich doch längst in heil'gen Stunden
 Des Lebens Zaubergruß gefunden;
 Er jauchzte Mut und Sehnsucht wach
 Und haucht nun durch des Sturmes Wüten
 Den ganzen Frühling seiner Blüten
 Mir in melod'scher Ahnung nach.

An ihrer Brust, an ihrem Herzen
 Zur Freude werden meine Schmerzen,
 Und meine Freude Seligkeit.
 Mein Himmel blüht auf ihren Wangen,
 Von ihren Armen treu umfangen,
 Vergess' ich deine Donner, Zeit!

Und drum hinaus ins rasche Leben,
 Drum durch die Brandung ohne Beben,
 Drum ohne Furcht hinaus, hinaus!
 Zwei Herzen, die sich treu verschlungen,
 Biehn, nicht von Tod und Zeit bezwungen,
 Mit Gottes Sieg ins Vaterhaus.

Der Dreiklang des Lebens.

Mit wilder Kühnheit trat ich rasch ins Leben,
 Groß träumt' ich mir den Schuldbrief an das Glück;
 Ins Grenzenlose ging mein dunkles Streben,
 Kalt blickt' ich auf die Gegenwart zurück,
 Zu stolzer Höhe wollt' ich mich erheben,
 Doch nach dem Ziele schweifte noch der Blick;
 Da stürmt' ich in des Lebens wüste Tiefen,
 An jeder Klippe meine Kraft zu prüfen.

Die Flut riß mich in ihren Brand hinunter,
 Und neben mir sank manches edle Herz.
 Ich schlug mich durch, ich ging im Sturm nicht unter,
 Um die Verlornen trauerte mein Schmerz.
 Der Rettung kühner Sieg blieb mir ein Wunder,
 Und frischen Auges blickt' ich himmelwärts.
 Es war die Ahnung der verwandten Seele,
 Die mich heraufzog aus der Morderhöhle.

Mit neuem Mute folgt' ich leisern Stimmen,
 Von einem schöneren Leben sprachen sie:
 Ich sollte feck den kühnen Strom durchschwimmen,
 Die Kräfte wagen, die mir Gott verlieh,
 Den Sonnenberg der Hoffnung zu erklimmen:
 Denn eins sei Glaube, Lieb' und Poesie,
 Und in der heil'gen Trias dieser Töne
 Vermählte sich das Göttliche und Schöne. —

Und tief in meiner Brust war mir der Glaube
 An Gott, an Kraft, an Freiheit eingeprägt.
 Die Menschheit wühlte um mich her im Staube,
 Raum von des Himmels Donnerruf bewegt. —
 Zwar fallen Tausende der Welt zum Raube,
 Ich fand doch Herzen, wo es edel schlägt;
 Und allen Zweiflern möcht' ich's laut erzählen:
 Die Zeit ist schlecht, doch gibt's noch große Seelen.

Auf diesen Glauben bauten meine Träume
 Der Dichtkunst jugendliche Fabelwelt.
 Im Frühlingsduftreicher Blütenbäume
 Fand ich den Altar prangend aufgestellt.

Und wie ich nun in Liedeswellen schäume,
 Und wie der Gott mir in dem Busen schwelst,
 Da fühlt' ich's deutlicher in meiner Seele,
 Daß mir das Höchste, daß die Liebe fehle.

Mit tiefer Sehnsucht blickt' ich in das Leben,
 Vom Ideale fand ich keine Spur.
 In Schmeichelformen abgeschmacktes Streben,
 Zierpuppen der verschrobensten Natur,
 So sah ich geistlos sie vorüberschweben:
 Wie mir das eiskalt durch die Seele fuhr! —
 Des Lebens Kranz — ich sag' es mit Erröten —
 Herabgewürdigt, in den Staub getreten.

Verzweifeln wollt' ich an der Gottheit Strahle; —
 Da sah ich dich, dich, und ein einz'ger Blick,
 Jungfräulich wie der Mai im Blutenthale,
 Rief mich zu meiner Dichterwelt zurück.
 Es lächelte aus Hippokrenens Schale
 Mit Spiegelklarheit kaum geträumtes Glück,
 Ich wandte mich mit wunderbarem Beben,
 Und heilig trat das Heilige ins Leben.

Und vor dem aufgeflammtten Morgenlichte
 Sank ich ins Knie, von Gottes Hauch beseelet;
 Die Ahnung sprach es längst im Traumgesichte,
 Kein Märchen war's, das Phantasie erzählt;
 Denn, was ich glaube, was ich glühend dichte
 Und glühend liebe, blüht in dir vermählt,
 Und kühn im Dreiklangsdonner der Gefühle
 Stürzt mich dein Wink durch Sturm und Kampf zum Ziele.

• Jugendlust.

Der Frühling bricht an, das Leben keimt,
 Manch schone Träume hab' ich geträumt,
 Auf manches Blümchen thät ich hoffen,
 Nur hab' ich's noch nimmer angetroffen.

Das seh' ich oft mit Schmerzen an!
 Doch junges Blut
 Hat frischen Mut! —
 Wenn ich nur noch küssen und singen kann!

Der Sommer wird schwül, der Sommer wird heiß,
 Die Sehnsucht treibt aus dem alten Gleis:
 Gern wollt' ich was Großes überwinden,
 Nur kann ich Weg und Steg nicht finden,
 Daß Unmut mir in den Adern brennt! —
 Doch was geht's mich an?
 Nur frisch hinan!
 Bleibt mir doch das Singen und Küssen vergönnt!

Da kommt der Herbst, die Blüte reift,
 Nur das Herz in dunkler Sehnsucht schweift;
 Es will immer noch nach dem Höchsten reichen,
 Und kann nicht hinauf und kann's nicht ersteigen.
 Das quält mich wohl manchen langen Tag! —
 's ist doch Spielerei!
 Was wünsch' ich herbei,
 Solang ich noch küssen und singen mag?

Und endlich tritt der Winter herein
 Und blickt so schaurig ins Herz hinein;
 Das kann das warme Herz nicht vertragen
 Und will an Glück und Sehnsucht verzagen,
 Und der Sturm umpfeift es so kalt und scharf! —
 Doch das Blut kocht heiß,
 Trotz Winter und Eis! —
 Wenn ich nur noch küssen und singen darf!

Und so tret' ich fühl' in die Welt hinaus,
 Mit der Sehnsucht kommt nichts Großes heraus!
 Verwegen soll man vorwärts schauen,
 Dem Herzen und seiner Liebe vertrauen,
 So wird man ein freier, ein glücklicher Mann!
 Drum immer zu,
 Ohne Rast und Ruh,
 Solang ich noch singen und küssen kann!

Leichter Sinn.

Mutig durch die Lust des Lebens,
Mutig durch des Lebens Dual!
Deine Sehnsucht ist vergebens
Nach dem hohern Ideal.

Gern gehorche jedem Triebe,
Trohe nur der Leidenschaft;
Selbst nicht die Gewalt der Liebe
Zugle deine freie Kraft!

Ja! in schöner Frauen Armen, —
Höre, was die Klugheit spricht, —
Freudig darf dein Herz erwärmen,
Deine Ruhe opfre nicht!

Sorglos durch die Welt sich schlagen,
Immer vorwärts, nie zurück,
Auf die Freiheit alles wagen,
Bringt dem Herzen Heil und Glück.

Schwert und Männerkraft verrostet,
Liegt es lange mühhig still;
Der hat nie das Glück gekostet,
Der's in Ruh genießen will.

Mutig nach dem flücht'gen Glücke,
Nach durch Sturm und Sonnenschein!
Greife schnell zum Augenblicke!
Nur die Gegenwart ist dein.

Ständchen.

Alles wiegt die stille Nacht
Tief in süßen Schlummer;
Nur der Liebe Sehnsucht macht
Und der Liebe Kummer.

Mich umschleichen bandenfrei
 Nächtliche Gespenster;
 Doch ich harre still und treu
 Unter deinem Fenster.

Holdes Mädchen, hörst du mich?
 Willst du langer säumen?
 Oder wiegt der Schlummer dich
 Schon in süßen Träumen?
 Nein, du bist gewiß noch wach;
 Hinter Fensters Gittern
 Seh' ich ja im Schlafgemach
 Noch das Lampchen zittern.

Ach, so blicke, süßes Kind,
 Aus dem Fenster nieder!
 Leise wie der Abendwind
 Flüstern meine Lieder;
 Doch verständlich sollen sie
 Meine Sehnsucht klagen
 Und mit sanfter Harmonie
 Dir: „Ich liebe!“ sagen.

Was die treue Liebe spricht,
 Wird die Liebe hören.
 Aber langer darf ich nicht
 Deine Ruhe stören.
 Schlummre, bis der Tag erwacht,
 In dem warmen Stübchen.
 Drum, feins Liebchen, gute Nacht,
 Gute Nacht, feins Liebchen!

Mein hohes Lied von der Einzigsten.

In der Neujahrsnacht auf 1811.

Hoch rauscht mein Lied auf kühnen Flügeln,
 Hoch rauscht es, wie mit Gotterwehn!
 Wer darf den Mut des Sängers zügeln,
 Wer seinem Fluge widerstehn?

Schon hab' ich Aethersluft gewonnen,
 Planeten lass' ich hinter mir;
 Durch tausend Himmel, tausend Sonnen
 Und tausend Welten hin zu dir!

Wie ein Gebild aus schönern Sternen
 Standst du in meiner Jünglingswelt,
 Ich sah der Zukunft dunkle Fernen
 Von mildem Zauberlicht erhellst;
 Ich sah mit himmlischem Vergnügen
 Des Lebens Rätselwort erfüllt,
 Und in den engelreinen Zügen
 Erkannt' ich meiner Träume Bild.

Da ward es hell im Sturm des Lebens,
 Da ward es in dem Herzen Tag;
 Dem schönsten Ziel des schönsten Strebens
 Flog jeder Glutgedanke nach.
 Durch Weltenhatt' ich mich geschlagen,
 Für dich gelitten Dual und Mord,
 Und sollt' ich wo was Großes wagen,
 Dein Name war mein Lösungswort.

In allen Stürmen meiner Jugend
 Blieb ich der stillen Liebe treu;
 An Klippen stolzer Männertugend —
 Ich dachte dich, und flog vorbei.
 Die Zeit im ew'gen Frühlingsscheine,
 So webte sich mein schöner Traum;
 Das Schlechte hatte, das Gemeine
 Nicht in dem Feuerherzen Raum.

Da kam die Welt mit ihren Schmerzen,
 Der Frühlingstraum war schnell verglüh't.
 An eines andern treuem Herzen
 War dir die Liebe schon erblüht.
 Ich sah dich leicht die Zeit durchschweben
 In sel'ger Stunden Vollgenuss,
 Und auf das heiße volle Leben
 Gab mir das Glück den Todeskuß. —

Der schöne lichte Himmelsfunken,
 Der meines Lebens Fahrt erhellt,
 Er war in tiefe Nacht versunken,
 Und dunkel lag's auf meiner Welt.
 Ruhn war ich durch das Meer geschwommen,
 Bis dieser Stern für mich versank;
 Nun war der Schiffbruch mir willkommen,
 Wild stürmt' ich in den Untergang.

Es brach das Schiff an Felsenklippen,
 Dem Strudel flog ich nicht vorbei.
 Da tönt' es mir von Geisterlippen:
 „Bleib, Jüngling, deinem Herzen treu!
 Ist dir dein Ideal erschienen,
 So wärme dich an seinem Schein!
 Das Schöne kann man nicht verdienen,
 Das Schöne will gewonnen sein.“ —

Ich kam zurück — ich sah dich wieder,
 Du warst so hold, du warst so mild;
 Im glühnden Taumel stürzt' ich nieder
 Vor meines Gottes Ebenbild. —
 Was soll ich diese Flamme dämpfen?
 Sie brennt im Herzen ewig neu!
 Kann ich das Schöne nicht erkämpfen,
 So bleib' ich doch dem Schönen treu!

Wehmut der Liebe.

Ach, daß im lauten Spiel des Lebens
 Nicht eine Seele mich versteht!
 Es klagt mein tiefes Lied vergebens,
 Es wird vom Zephyrhauch verweht!
 Die Liebe nur kennt meinen Schmerz,
 Die Liebe nur versteht mein Herz.

Sie weckte mich mit zarten Tönen
 Aus meiner Jugend leichtem Spiel,
 Das Ideal des höchsten Schönen
 Durchflammt' glühend mein Gefühl;

Da zog, was tief im Herzen schlug,
Hinauf, hinauf mit Adlerflug.

Doch all mein Sehnen war vergebens
Und mein Elysium zerstört.
Mir ward das höchste Glück des Lebens,
Das Glück der Liebe, nicht beschert.
Wenn überall die Hoffnung spricht,
Umsonst, umsonst, mich ruft sie nicht!

Zwar noch ein Trost ist mir geblieben,
Ein Trost für das zerrissne Herz;
Denn ward mir nicht das Glück, zu lieben,
So ward mir doch der Liebe Schmerz;
Er ist, ich fühl's in meiner Brust,
Noch mehr als alle Erdenlust.

Aus der Ferne.

Über jener Berge Höhen,
Die vom Strahl der Sonne glühn,
Möcht' ich in des Liedes Wehen
Zu der schönen Freundin ziehn.
Ach, des Haines düstre Grüne
Und der Farben Lichtafford
Und der Wellen Silberwort
Lispeln immerfort
Hier und dort:
Karoline!

Nach der Trennung, in der Ferne
Fühlt erst die bewegte Brust
Das Verbleichen ihrer Sterne
Und des Augenblicks Verlust.
Tiefen Gram in jeder Miene,
Muß ich still den Schmerz ertragen,
Darf es nur dem Echo klagen! —
Freudig mit Behagen
Hör' ich's sagen:
Karoline!

Keinem wird der Wunsch gelingen,
 Dem des Glückes Gunst gefehlt;
 Keiner kann die Charis zwingen,
 Wenn sie ihn nicht selbst erwählt.
 Ob ich bezres Los verdiene?
 Schönres Glück? entscheide sie.
 Ruft doch meiner Phantasie
 Süße Harmonie
 Spät und früh:
 Karoline!

Und so will ich dir vertrauen,
 Hoffnung meiner schönen Zeit;
 Mutig will ich vorwärts schauen
 In der Zukunft Seligkeit.
 Auf des Lebens lauter Bühne
 Zieh' ich traurig meine Kreise,
 Wandl' ich im gewohnten Gleise;
 Doch der Sehnsucht Weise
 Flüstert leise:
 Karoline!

In der Stephans-Kirche.

Wie Riesen prangt der Felsenwald der Bäume,
 Vom Donneruf der Gottheit hingestellt.
 Die Aleste wachsen als verwegne Träume,
 Ein jeder Pfeiler steht ein eigner Held
 Und trägt das Blumenhaupt in stolze Räume,
 Ein stummer Zeuge längst vergangner Welt,
 Und tragt des Geistes königlichen Stempel,
 Und Menschenkunst baut sich zum Gottesstempel.

Die Monatssteine.

1810.

Nach arabischer Mythe.

Ein schöner Glaube blühte sonst dem Herzen
 Auf stiller, wunderbarer Spur,
 Und jeder knüpfte Freuden so wie Schmerzen
 An dunkle Rätsel der Natur.
 Er fand geheimes Wort in Baum und Blüte,
 Geheimes Wort in lichter Steine Glanz,
 Und oben, wo das Heer der Sterne glühte,
 Schloß sich der wunderheil'ge Kranz.

Was auch das Herz auf dunklen Wegen strebte,
 Das Auge blickte hoffend himmelman,
 Und wie die nahe Stunde sich verwebte,
 Verborgen lag's in der Planeten Bahm;
 Nicht bloß um unsre Nächte zu erhellen,
 Das Sternenlicht sich durch die Lüfte goß,
 Nein, in des Menschenlebens tiefsten Quellen
 Stand ihrer Kräfte zartes ZauberSchloß. —

Die Erde war aus Sternenhöh' gesunken,
 Gefallen von der Götter Brust,
 Nur in der Steine Sonnenfunkeln,
 Da lebte noch der Sterne Lust.
 Sie huteten in tiefen Höhlen
 Die Lieblinge so treu und juß
 Und hauchten in die klaren Seelen
 Ein lichthes Strahlenparadies. —

Und hoher Wirkung heil'ge Worte
 Durchslamnten ihren fremden Glanz,
 Und so aus tiefer Erdenpforte
 Entblühte ihr geheimer Kranz
 Und wand sich um den Flug der Zeiten
 Nach hoher, ratselvoller Wahl
 Und trat mit sinnigem Bedeuten
 Still wirkend in der Monden Zahl.

Und mit geheimnisvollen Zeichen
Erfreute sie des Meisters Hand; —
Doch plötzlich ward aus Lebens Reichen
Der Sternenglaube streng verbannt.
Der schönste Traum ward uns entrissen,
Seit man die Geisterwelt verwarf,
Seit man nur kalten Weisheitsschlüssen
Und nicht dem Herzen glauben darf. —

Es spricht sich in den lichten Steinen
So klar der Farben Rätsel aus;
Wie ew'ge Blüten sie erscheinen
In ihrer Mutter dunklem Haus.
Drum, wem noch in dem treuen Herzen
Die leise Ahnung freundlich glüht,
Wie süßer Trost in tiefen Schmerzen,
Der horche still dem Geisterlied.

Im Januar
Beginnt das Jahr
So kalt und klar,
Aller Freuden bar;
Drum hat ihm Natur tiefglühend Leben
Im Hyazinthe beigegeben,
Der das Auge mit Flammenrot begrüßt
Und tiefes Wirken in sich schließt.
Er wärmt das Herz
Bei kaltem Schmerz,
Besiegelt die Freundschaft
Mit frohlicher Lust
Und treibt die Feindschaft
Aus tiefer Brust.
Du sollst ihn tragen als heilige Last,
Am Halse, im reinsten Golde gefaßt.

Im Februar
Nimmt schon die Welt
Verjüngtes Leben wahr;
Drum hat Natur so licht und klar
Den Amethyst ihm zugesellt.
Er knüpft das Rote mit dem Blauen

In seiner Farben Lieb' und Treu';
 Magst du der stillen Wirkung trauen,
 Er macht die Seele frisch und frei,
 Besänftigt das empörte Blut
 Und zähmt den trunknen Uebermut;
 Und wird er an demi Haupte prangen,
 So magst du Fürstengunst erlangen.

Der März
 Richtet schon des Lebens Keime
 Himmelwärts;
 Doch durch seine dunkeln Träume
 Schlägt noch kein Herz.
 Nur wenig Lebensfunken
 Der künft'gen Liebeswelt
 Sind blutigrot gesunken
 Ins grüne Hoffnungsfeld;
 Denn also ist des Steines Art,
 Der sich im jungen März bewahrt.
 Der Heliotrop, von der Natur erkoren,
 Ward vom Saturnus kalt geboren;
 Doch ist er nicht aller Wirkung bar:
 Er macht die trübe Stirne klar
 Und schützt vor des Giftes heimlicher Pein;
In der Herzgrube will er getragen sein.

Der April
 Läßt das junge Leben
 Mit freudigem Beben
 Nicht länger still.
 Er springt aus dem kalten Grab,
 Streift sich die Hülle ab
 Und will mit stürmischem Walten
 Sich neu gestalten.
 Ihm ward dafür
 Der klare Saphir.
 Er ist ein heitres Sternenkind,
 Wie alle Joviskinder sind,
 Blickt das Leben so freundlich an,
 Man meint, er hätt' uns was Liebes gethan.
 Mit leichten Scherzen

Bersöhnt er die Herzen,
In glühenden Schmerzen
Kühlt er die Herzen;
Drum sorgenfrei,
Fest und treu
Trag ihn am Herzen.

Im Mai
Treten des Frühlings frühe Keime
Still, aber frei
Aus dem lieblichen Reich der Traume.
Mit tausend Farben prangt die Flur,
Und tausend Blüten blühn;
Aber der schönste Schmuck der Natur
Bleibt das lebendige Grün.
Drum ward der Smaragd
Strahlenbesetzt
Und der Frühlingspracht
Des Mais vermahlt.
Er bringt dem Menschen dauerndes Glück,
Erfreut das Auge und stärkt den Blick;
Und wie alles, was so edel schaut,
Sich vor dem Gemeinen und Schlechten graut,
So wirft er auch nur den Strahlenschein,
Wo Liebe treu ist und engelsrein;
Doch an falscher Hand behagt es ihm nicht,
Und so wie die Treue, der Stein zerbricht.

Im Junius
Winkt die Liebe den ersten Gruß;
Es kost der Zephyr auf rosichten Spuren,
Es erwacht die Sehnsucht in der Welt,
Und auf den vollblühenden Fluren
Neu üppiges Leben schwelbt.
Drum hat Natur des Chalcedons Kraft,
Die still bescheidne, freundlich geschafft,
Dass er mit wechselndem Farbenspiele
Erfreue des Herzens dunkle Gefühle.
Denn freundlich ist er wie lichter Morgen
Und bringt dem Menschen ein freundliches Glück;
Er treibt aus der Brust die quälenden Sorgen
Und lässt nur die Sorgen der Liebe zurück!

Der Julius

Drückt auf die Welt den Bräutigamskuß:
 Da flammt die Lieb' auf allen Zweigen,
 Da flammt die Liebe aus jeder Brust.
 Und in der Gefühle berauschten Neigen
 Webt sich die höchste geistige Lust.
 Drum ward ihm der Karneol erkoren,
 Ein feuerlebendiger Venus-Sohn,
 Der in guten glücklichen Stunden geboren,
 Hellglühend wie heißer Minne Lohn;
 Er krafftigt das Herz und stärkt das Gemüt,
 Daß es neu im Leben und Lieben glüht.

Der August

Glüht in versöhnter Liebeslust,
 Und wie lebendig das Herz auch schlägt,
 Keine Unruhe mehr die Seele bewegt.
 So ward ihm denn zum freudigen Leben
 Der doppelt gefarbte Onyx gegeben,
 Den Zeus zugleich und Merkur gezeugt,
 Und dem kein Stein auf der Erde gleicht.
 Drum stellt er auch zwiefache Wirkung dar:
 Denn er macht den Geist lebendig und klar,
 Doch stärkt er das Herz auch zu führnem Wagen;
 Drum mögen ihn die Gewaltigen tragen.

Zu Septembers Trist

Die reifere Kraft das Leben begrüßt,
 Die Natur hat die ernste Weihe empfangen;
 Da gilt nicht mehr das eitle Prangen,
 Gediegner Wert und stiller Schein
 Tritt mit bescheidner Klarheit herein.
 Drum ward der Chrysolith erwählt,
 Der solches Treiben in sich vermählt.
 Er ist so klar, so mild, so hold
 Wie goldnes Grün, wie grünes Gold;
 Und wie des Mannes reife Kraft
 Den Frieden in tobender Brust erschafft,
 So läßt auch er mit sanftem Walten
 Den Zorn im Herzen sich nicht gestalten
 Und schützt mit seiner stillen Pracht
 Vor bösen Träumen die friedliche Nacht.

Mit Oktobers Beginn
 Reift des Spätjahrs ruhiger Sinn.
 Die Luft wird wieder kühl und klar
 Und stellt sich friedlich den Blicken dar.
 Jetzt siehst du in der Tage Verblühn
 Gleich Tropfen des Taues den Aquamarin
 Mit grünlichen Strahlen wie Meereswelle,
 Aber unendlich klar und helle.
 Er ist für das Auge ein lichtes Bad
 Und schützt vor Feindes List und Verrat;
 Doch ist er nicht aller Leute Lust,
 Und Eifersucht weckt er in mancher Brust,
 Trägt man ihn in stillen Mondennächten
 Beim einsamen Wandeln an der Nechten.

Novembers Zeit
 Tritt in die Welt mit dem Winterkleid.
 Die Früchte fallen, die Blätter ab,
 Und die Natur wird ein weites Grab.
 Aber hellglühend wie goldner Wein,
 Wie sonnenflammendes Glas
 Glänzt der Topas
 Ins kalte Leben lebendig herein.
 An der linken Hand als freundliche Zierde
 Stills er des Herzens wilde Begierde,
 Macht die Seele des Zornes frei
 Und zügelt die glühende Phantasie.

In Dezembers Wut
 Starrt all der Natur lebendigs Blut;
 Es birgt sich die Erde im Nebelkranze,
 Es deckt sich die Flur mit des Schnees Glanze;
 Nur in des Chrysopras lichtem Blick
 Kehrt des Lebens Farbe zurück.
 Und wie er im abgestorbnen Greis
 Das künstige Leben verkündet leis
 Und so die Hoffnung nicht sinken lässt,
 So hält er im Herzen die Hoffnung fest.
 Trag ihn voll Glauben, wenn du bangst,
 Er bezwingt des Herzens quälende Angst,
 Macht die Seele freudig in Gefahr
 Und schließt im heiligen Kreise das Jahr!

An die Geliebte.

1812.

Heil'ger Frieden liegt in klaren Tönen
 Auf der eingeschlummerten Natur,
 Und des Mondes sanfte Schimmer krönen
 Dort den Wald mit seinen dunklen Söhnen,
 Dort den Berg und dort die Wiesenflur.

Und ich bade mir im Windeshauche
 Meine heiße, wildbewegte Brust.
 Wie ich da mich in Erinnerung tauche,
 Drängen sich ins klare Seelenauge
 Alle Bilder sel'ger Liebeslust.

Wie du mir zum erstenmal erschienen,
 Ach, ich seh' dich jetzt noch vor mir stehn,
 Wie du mir mit diesen Engelsmienen
 Wie aus ferner Himmelswelt erschienen;
 Mädchen, du warst gar zu wunderschön!

Wie ich dann ein still unendlich Lieben
 In der treuen Dichterbrust empfand
 Und zuletzt, von heißer Glut geirrieben,
 Dir den ersten, ersten Brief geschrieben
 Und verwegen mein Gefühl gestand.

Seligkeit, nun drängen deine Reime
 Ihre Blüten in die volle Brust,
 Lebenswarm in heitre Sonnenräume
 Jubeln die entzückten Frühlingsträume
 Die Verklärung ihrer heil'gen Lust.

Denn ich sehe mich auf meinen Knieen
 Liegend vor dem heiligen Altar,
 Sehe Seelen in einander sprühen,
 Kuß auf Kuß und Wang' an Wange glühen,
 Gottes Frieden und ein selig Paar.

Strahlenjubel leuchtet aus den Blicken,
Der sich klar durch Nacht und Nebel weht; —
Dich ans treue, warme Herz zu drücken,
Nenne mir, Geliebte, das Entzücken,
Das durch alle Nervenzweige bebt!

Nenne mir der Seele Wunderbeben;
Ich bin mild und ungestüm zugleich,
Fühle sanften Frieden mich umschweben,
Und bin doch dem Sturme hingegaben,
Bin trotz meiner Felsenföhnhheit weich.

Und ich suche — — aber schweigt, ihr Träume!
Seht ihr's nicht, wie's dort im Osten graut?
Liederfrühling, schließe deine Reime,
Bis ich neu in frischen Wellen schwäume.
Gute Nacht, du meine süße Braut!

Beim Gewitter.

1812.

Der Donner rollt in wilden Regenschauern,
Die Bliße leuchten majestatisch drein.
Mich treibt die Sehnsucht aus den dumpfen Mauern,
Wie groß ist's dort in Blitz und Regenschauern,
Wie in der engen Zelle hier so klein!

Ha! wie das zuckt! So fuhr's durch Herz und Leben,
So traf die Liebe göttlich stark und kühn,
Als aus der Tage wunderlosem Streben
Dein süßes Bild allmächtig mir erschien.

Ich fühlte mich von Geisterhand ergriffen,
Mein Traum, mein Hoffen, mein Gebet warst du.
Die Sehnsucht flog auf ihren tausend Schiffen,
Sonst wild zerstreut, jetzt fest an Felsenrissen
Mit vollen Segeln meinem Hafen zu.

Was hab' ich sonst gerufen und getrachtet!
 Das Unbegrenzte hab' ich klein geachtet,
 Am Busen der unendlichen Natur
 Nach einer andern Ewigkeit geshmachtet,
 Und jetzt von all der Sehnsucht keine Spur.

Das Leben war zu kurz für meine Liebe,
 Die Welt zu klein, zu arm an Lust und Schmerz,
 Die müß'gen Näder stockten im Getriebe:
 Da fand ich dich, da fand ich deine Liebe,
 Und was die Welt nicht gab, das gab ein Herz. —

In deiner Brust sind meines Schicksals Sterne,
 In deiner Brust liegt meine Welt.
 Und was ich sonst gesucht in dunkler Ferne,
 Das Unbegrenzte floß in klaren Flammen,
 Die schöne Form zum Göttlichen zusammen,
 Und auf den Altar ist dein Bild gestellt.

In der Nacht.

Ich bin dir nah, nur eine dünne Mauer
 Trennt mich von dir.
 Du träumst wohl schon im sanften Schlummertschauer,
 Vielleicht von mir.

Auf diesem Pfuhl, der oft in heil'ge Weihe
 Dich eingewiegt,
 Ruht jetzt dies Herz, das dir voll Mut und Treue
 Entgegenfliegt.

Mir ist's, als blühten aller Sehnsucht Keime
 Melodisch auf,
 Als stiegen geisterflüsternd deine Träume
 Zu mir herauf.

Ich fühle plötzlich in den dunklen Locken
 Ein leises Wehn;

Die Ahnung ruft, die vollen Aldern stocken,
Die Pulse stehn. —

Es war dein Geist, und heilig auf der Wange
Fühl' ich den Kuß;
An deiner Lippen küssendem Gesange
Kann' ich den Gruß.

Es war dein Geist! Es war der Hauch der Liebe!
Hast mein gedacht!
O, daß sie ewig, ewig, ewig blicke,
Die schöne Nacht!

Dresden.

1813.

Folge mir, liebliche Braut, auf den Schwingen des Lieds in
die Heimat,

Zu der verwandten Stadt führt dich berauscht mein Gesang.
Lächelnd entfalte die Flur die vaterländischen Blüten,
Lächelnd auch breite vor dir Leben und Lieben sich aus.
Hab' ich die Heimat geschnäht, vergib's dem inneren Grimmie,
Das fatale Gesicht regte die Galle mir auf. —
Ach, das Herz war so voll, so glühend in Lieb' und Begeisterung,
Wie ein gefrorner Blitz schlug die Erbärmlichkeit drein.
Sieh, da trieb mich die heimliche Wut zur beißenden Rede,
Und der giftige Groll warf mir die Galle hinein. —
Nein, Geliebte, so mein' ich's nicht mit dem heimischen Lande,
Und ich ehre mein Volk, wie es sich selber geehrt. —
Freilich die Zeiten sind schwer, es ächzt unter fremden Tyrannen,
Und das geduldige Land scheut die verwegene That.
Aber Männer gab's doch und Männer gibt's noch in Sachsen,
Wo das deutsche Blut ehrlich und wacker sich regt.
Nicht die Heinrichen brauchen sich, die Ottonen zu schämen,
Luther und Moritz nicht, alle die Helden des Lieds.
Wohl geschwächt ist das Volk; doch der Sachs' ist nimmer
entartet,
Und der geerbte Ruhm soll ein errungener sein,

Wenn es der Freiheit gilt, wenn der Tag der Nacht gekommen
 Und das fränkische Blut fühlend die Elbe gefärbt.
 Karl den Großen bestand mein Volk, den Weltenbezwingen,
 Sein allmächtig Gebot brach an der männlichen Kraft;
 Noch bei Detmold schlügen sie gut; da tagte der Glaube,
 Und was das Schwert nicht besiegt, sieh, das erwarb sich
 das Kreuz.

Odin stürzte herab, und Wodan wurde zertrümmert,
 Und an Kaiser und Reich knüpfte der Glaube das Volk. —
 Wohl mit Recht wird dein Land das männerstolze gescholten,
 Helden und Herrscher viel hat es ins Leben geführt;
 Aber auch Sachsen ist gut und nennt gepriesene Namen,
 Und das verwandte Volk grüßt dich mit deutschem Gesang.
 Doch was kümmerlt die Liebe sich um der Vergangenheit
 Stimme;

Oft, was die Liebe zertrat, hat die Geschichte erhöht.
 Anders will ich dich preisen, du heimisches Land meiner Väter,
 Daß der Geliebten Herz froher entgegen dir schlägt. —
 Folge mir jetzt in mein Thal! — In langen silbernen Kreisen
 Wälzt die Elbe den Strom weit aus Bohemien her.
 Siehst du die Riesen dort am Eingang? im Nebel der Lüste
 Heben sie drohend das Haupt über die blühende Flur.
 Fest geschlossen erblickst du das Thal, es hat nur der
 Strom sich

Ruhn durch die Mauer gewühlt, die ihm entgegen sich türmt.
 Aber friedlicher ziehn sich die sanften Gehänge des Thales,
 Reich mit Dörfern besät, dort an den Helsen herab;
 Einzelne Villen erblickst du, es gleiten zierliche Gondeln,
 Bunt mit Wimpeln geschmückt, über den ruhigen Strom.
 Pirna liegt dir zur Linken, das muntre, lebendige Stadtchen,
 Und der Sonnenstein prangt hell noch im Scheiden des Tags.
 Aber sieh gegenüber! — Erkennst du die heitern Gebäude
 Nah an der Elbe Strand? — Pillnitz, so nennt sich der Ort.
 Freundlich hat sich der König den freundlichen Garten erzogen,
 Und von dem Borsberg herab schweift in die Ferne der Blick.
 Aber nun folge mir weiter hinab an den blühenden Ufern,
 Durch Weingärten dahin, längs an den Villen vorbei.
 Näher und immer näher erscheinen die Türme der Hauptstadt,
 Viere zählst du, es hebt stolz sich die Kuppel empor.
 Doch wir hemmen den Schritt. — „Was schimmert so weiß
 durch die Pappeln?
 Neben schmücken den Berg, Lindenduft flüstert mir zu!“ —

Also fragst du, Geliebte; da reiß' ich ans glühende Herz dich,
Küsse das liebliche Wort dir von den Lippen hinweg.
Sieh! meinem Vater gehört's und dir und mir; manche Stunde
Hab' ich da fröhlich verlebt, hab' ich da mutig verprägt.
Aber nun kommen die schönsten! — Da soll uns der Frühling
begrüßen,

Und in das niedrige Dach wandern die Götter mit ein.
Und wir steigen die Treppen hinauf, durch alle Gemächer
Führ' ich mein glückliches Weib, zeige dir jeglichen Platz,
Mir aus der Kindheit noch, aus der frohlichen, wichtig geblieben,
Wo der „Karlos“ entstand, wo uns der Sänger *) verließ. —
Endlich brechen wir auf, uns erwartet die lustige Gondel,
Und im lieblichen Tanz tragen die Wellen das Schiff.
Lauschend sitzen wir beide, die Arme liebend umschlungen,
Horchten der Niederer Schlag, sehen das scheidende Licht
Flimmernd im Spiegel der Flut, und liebe Erinnerung erwacht uns,

Wie wir das jetzige Glück nur in der Zukunft geträumt. —
Sieh, da wendet das Schiff sich um die Ecke des Ufers,
Und nun liegt sie vor dir, sie, meine heimische Stadt.
Ha, wie die Brücke sich stolz aus den schimmernden Wellen
emporhebt,

Wie die verwogene Kunst Bogen an Bogen gereiht!
Beide Städte erkennst du: die Altstadt hier, dort die Neustadt,
Und der entferntere Turm zeigt dir die Friedrichstadt an.
„Schiffer, du hältst am Brühl'schen Garten!“ — so ruf' ich;
das Steuer

Lenkt den schaukelnden Kahn schnell an den wimmelnden
Strand.

Freudig trag' ich dich aus der Gondel, und glühende Küsse
Flüstern: „Willkommen, mein Weib, hier in der heimischen
Stadt!“

Freudig fliegen wir jetzt durch die Gassen, schnell über den
Neumarkt

Tragt uns der rasche Fuß. Siehst du das Haus dort am Eck?
Siehst du die Köpfe dort, die aus dem Fenster sich neigen? —
Ja! sie schauen nach uns; siehe, dort ist unsre Welt.
Und die Liebe gibt Flügel, wir springen ins Haus, auf der
Treppe

Holt die jubelnde Schar ihre Geliebten sich ein.

Erst fallst du an des Vaters Brust, dann umarmt dich die Mutter,
Und ihre segnende Hand liegt auf dem glücklichen Paar. —
Seligkeit, wo verweilst du? noch zwei, zwei traurige Jahre!
Aber dann sind wir am Ziel. — Wohl, ich extrag' es mit Mut.
Wer sich das Göttliche will und das Höchste im Leben erfechten,
Scheue nicht Arbeit und Kampf, wage sich kühn in den Sturm.
Nur ungewöhnliche Kraft darf nach Ungewöhnlichem streben,
Und der Alcide allein hat um die Hebe gefreit.

Erzählende Gedichte.

Balladen, Romanzen, Sagen, Legenden, Schwänke.

Amphiaraos.

Bor Thebens siebenfach gähnenden Thoren
Lag im furchtbaren Bruderstreit
Das Heer der Fürsten zum Schlagen bereit,
Im heiligen Eide zum Morde verschworen.
Und mit des Panzers blendendem Licht
Gerüstet, als galt' es, die Welt zu bekriegen,
Traumen sie jauchzend von Kämpfen und Siegen, —
Nur Amphiaraos, der Herrliche, nicht.

Denn er liest in dem ewigen Kreise der Sterne,
Wen die kommenden Stunden feindlich bedrohn;
Des Sonnenlenkers gewaltiger Sohn
Sieht klar in der Zukunft nebelnde Ferne,
Er kennt des Schichals verderblichen Bund,
Er weiß, wie die Wurfel, die eisernen, fallen,
Er sieht die Moira mit blutigen Krallen;
Doch die Helden verschmähen den heiligen Mund.

Er sah des Mordes gewaltsame Thaten,
Er wußte, was ihm die Parze spann.
So ging er zum Kampf, ein verlorener Mann,
Von dem eignen Weibe schmählich verraten.
Er war sich der himmlischen Flamme bewußt,
Die heiß die kräftige Seele durchglühte;
Der Stolze nannte sich Apolloide,
Es schlug ihm ein göttliches Herz in der Brust.

„Wie! — ich, zu dem die Götter geredet,
Den der Weisheit heilige Düfte umwehn,
Ich soll in gemeiner Schlacht vergehn,
Von Periklymenos' Hand getötet?
Verderben will ich durch eigene Macht,
Und staunend vernehm' es die kommende Stunde

Aus künftiger Sänger geheiligtem Munde,
Wie ich kühn mich gestürzt in die ewige Nacht."

Und als der blutige Kampf begonnen,
Und die Ebne vom Mordgeschrei widerhallt,
So ruft er verzweifelnd: "Es naht mit Gewalt,
Was mir die untrügliche Parze gesponnen;
Doch wogt in der Brust mir ein göttliches Blut,
Drum will ich auch wert des Erzeugers verderben."
Und wandte die Nossé auf Leben und Sterben
Und jagt zu des Stromes hochbrausender Flut.

Wild schnauben die Hengste, laut rasselt der Wagen,
Das Stampfen der Hufe zermalmet die Bahn.
Und schneller und schneller noch ras't es heran,
Als gält' es, die flüchtige Zeit zu erjagen.
Wie wenn er die Leuchte des Himmels geraubt,
Kommt er in Wirbeln der Windsbraut geflogen;
Erschrocken heben die Götter der Wogen
Aus schäumenden Fluten das schilflichte Haupt.

Doch plötzlich, als wenn der Himmel erglühete,
Stürzt ein Blitz aus der heitern Lust,
Und die Erde zerreißt sich zur furchtbaren Kluft;
Da rief laut jauchzend der Apolloide:
"Dank dir, Gewaltiger! fest steht mir der Bund,
Dein Blitz ist mir der Unsterblichkeit Siegel,
Ich folge dir, Zeus!" — und er faszte die Zügel
Und jagte die Nossé hinab in den Schlund.

Treuroschen.

Es war ein Jäger wohl feck und kühn,
Der wußte ein schönes Roschen blühn,
Das hielt er höher als Gut und Gold;
Es wurd' ihm im Herzen gar licht und hold,
Wenn er nur Treuroschen sah.
Trala, trala, trala.

Und wenn der Abend die Flur betaut,
Da zog der Jäger zur süßen Braut;
Er zog hinauf mit Sing und Sang,
Mit Liederton und Hörnerklang,
Bis er Treuroßchen sah.
Trala, trala, trala.

„Treuroßchen, Treuroßchen! hörst du das Lied,
Wo nur dein Name lebt und blüht! —
Vorüber ist das bräutliche Jahr,
Bald führ' ich Treuroßchen zum Traualtar.“
Da spricht Treuroßchen: „Ja!“
Trala, trala, trala.

Und wie er vom Pferde gesprungen ist,
So sitzt er bei Liebchen und scherzt und führt
Und scherzte bis um Mitternacht
In stiller, heitner Liebespracht,
Treuroßchens Herzen so nah.
Trala, trala, trala.

Die Sternlein verbleichen, der Morgen graut;
Der Jäger kehrt heim von der süßen Braut
Und jagt hinab durch Wald und Flur
Und folgt einem Hirsch auf flüchtiger Spur,
So schön, wie er keinen noch sah.
Trala, trala, trala.

Und der Hirsch vom hohen Felsenstein
Springt blind in das Klippenthal hinein,
Und hinter ihm stürzt ins tiefe Grab
Das wütende Pferd mit dem Reiter hinab;
Kein Auge ihn wieder sah! —
Trala, trala, trala.

Und wie der Abend den Tau geweint,
So harrt Treuroßchen auf ihren Freund
Und harrt und hofft auf Sing und Sang,
Auf Liederton und Hörnerklang;
Den Buhlen nicht kommen sah.
Trala, trala, trala.

Und als es kam um Mitternacht,
 Treuroschen noch traurig im Bette wacht;
 Sie weinte sich die Auglein rot:
 „Was lässt du mich harren in Angst und Not? —
 Lieb Buhle, bist noch nicht da!“
 Trala, trala, trala.

Und auf einmal hört sie Hörnerklang,
 Und es flüstert ihr leise wie Geistersang:
 „Komm, Liebchen, bist mir angetraut,
 Das Bett ist bereitet; komm, rosige Braut,
 Der Buhle ist längst schon da!“
 Trala, trala, trala.

Da faszt sie ein Schauer so eisig und kalt,
 Und sie fühlt sich umarmt von Geistergewalt,
 Und heimlich durchweht es ihr bebendes Herz
 Wie Hochzeitlust und Todesschmerz.
 Und zitternd flüstert sie: „Ja!“
 Trala, trala, trala.

Da stockt das Blut in der klopfenden Brust,
 Da bricht das Herz in Todeslust;
 Und der Jäger führt heim die rosige Braut:
 Dort oben ist er ihr angetraut,
 Treuroschens Hochzeit ist da!
 Trala, trala, trala.

Harras der kühne Springer.

(Eine alte Volksage erzählt die kühne That dieses Ritters, und noch heut zeigt man bei Lichtenwalde im sächsischen Erzgebirge die Stelle, die man den Harrasprung nennt. Am Ufer steht jetzt zwischen zwei alten ehrwürdigen Eichen, der steilen Felsenwand gegenüber, ein Denkmal mit der Inschrift: „Ritter Harras der kühne Springer“.)

Noch harrte im heimlichen Dämmerlicht
 Die Welt dem Morgen entgegen,
 Noch erwachte die Erde vom Schlummer nicht,
 Da begann sich's im Thale zu regen.
 Und es klingt herauf wie Stimmengewirr,
 Wie flüchtiger Hufschlag und Waffengelirr,
 Und tief aus dem Wald zum Gefechte
 Sprengt ein Fahnlein gewappneter Ruedte.

Und vorbei mit wildem Ruf fliegt der Troß,
 Wie Brausen des Sturms und Gewitter,
 Und voran auf feurig schnaubendem Roß
 Der Harras, der mutige Ritter.
 Sie jagen, als gält' es dem Kampf um die Welt
 Auf heimlichen Wegen durch Flur und Feld
 Den Gegner noch heut zu erreichen
 Und die feindliche Burg zu besteigen.

So stürmen sie fort in des Waldes Nacht
 Durch den frohlich aufglühenden Morgen;
 Doch mit ihm ist auch das Verderben erwacht,
 Es lauert nicht länger verborgen:
 Denn plötzlich bricht aus dem Hinterhalt
 Der Feind mit doppelt stärker Gewalt,
 Das Hifthorn ruft furchtbar zum Streite,
 Und die Schwerter entfliegen der Scheide.

Wie der Wald dumpf donnernd wiedererklingt
 Von ihren gewaltigen Streichen!
 Die Schwerter klirren, der Helmbusch winkt,
 Und die schnaubenden Rossse steigen.
 Aus tausend Wunden strömt schon das Blut --
 Sie achten's nicht in des Kampfes Glut,
 Und keiner will sich ergeben;
 Denn Freiheit gilt's oder Leben.

Doch dem Häuflein des Ritters wankt endlich die Kraft,
 Der Nebermacht muß es erliegen,
 Das Schwert hat die meisten hinweggerafft:
 Die Feinde, die mächtigen, siegen.
 Unbezwingerbar nur, eine Felsenburg,
 Kampft Harras noch und schlägt sich durch,
 Und sein Roß trägt den mutigen Streiter
 Durch die Schwerter der feindlichen Reiter.

Und er jagt zurück durch des Waldes Nacht,
 Jagt irrend durch Flur und Gehege;
 Denn flüchtig hat er des Weges nicht acht,
 Er verfehlt die kundigen Stege.
 Da hört er die Feinde hinter sich drein,
 Schnell lenkt er tief in den Forst hinein,

Und zwischen den Zweigen wird's helle,
Und er sprengt zu der lichteren Stelle.

Da hält er auf steiler Felsenwand,
Hört unten die Wogen brausen.—
Er steht an des Bischofauthals schwindelndem Rand
Und blickt hinunter mit Grausen.
Aber drüben auf waldichten Bergeshöhn
Sieht er seine schimmernde Feste stehn;
Sie blickt ihm freundlich entgegen,
Und sein Herz pocht in lauteren Schlägen.

Ihm ist's, als ob's ihn hinüberrief,
Doch fehlen ihm Schwingen und Flügel,
Und der Abgrund, wohl funfzig Klaftern tief,
Schreckt das Ross, es schäumt in die Bügel;
Und mit Schauderu denkt er's und blickt hinab,
Und vor sich und hinter sich sieht er sein Grab;
Er hört, wie von allen Seiten
Ihn die feindlichen Scharen umreiten.

Noch sinnt er, ob Tod aus Feindes Hand,
Ob er Tod in den Wogen erwähle.
Dann sprengt er vor an die Felsenwand
Und befiehlt dem Herrn seine Seele;
Und näher schon hört er der Feinde Troß —
Aber scheu vor dem Abgrund häumt sich das Ross;
Doch er spornt's, daß die Fersen bluten,
Und er setzt hinab in die Fluten.

Und der kühne, gräßliche Sprung gelingt,
Ihn beschützen höhre Gewalten;
Wenn auch das Ross zerschmettert versinkt,
Der Ritter ist wohl erhalten;
Und er teilt die Wogen mit kraftiger Hand
Und die Seinen stehn an des Ufers Rand
Und begrüßen freudig den Schwimmer. —
Gott verläßt den Mutigen nimmer.

Graf Hoyer von Mansfeld
oder
Die Schlacht am Wöllesholze.
Eine Volksjage.

Der Graf hält stolz
Am Wöllesholz,
Und vor ihm in blinkenden Reihen
Die Scharen seiner Getreuen.
Es pochte das Männerherz an die Brust,
Zum Kampf und Streit
Und zum Sterben bereit;
In aller Augen sprühete die Lust,
Der Todeschlacht sich zu weihen.

Da sprach der Graf:
„Als der Feind uns traf
Im letzten Kampf gewühle,
Da sanken der Wackern viele,
Und mancher verspritzte sein edles Blut.
Doch floh uns das Glück;
Wir wichen zurück
Aus dem Schwertergedräng, aus des Streites Glut,
Wir verloren im eisernen Spiele.“

„Doch, Brüder, heut —
Neu erwacht der Streit!
Heut müßt ihr in Kampf und Verderben
Den alten Ruhm euch erwerben!
Und so wahr ich jetzt mit gewappneter Hand
In diesen Stein
Greife tief hinein,
So ist uns das Glück heut zugewandt
Zum Sieg und zum ruhmvollen Sterben.“

Und er fühlt in der Faust,
Daz Gott drin braust;
Da blickt er siegend hinunter
Und reicht zum Steine herunter
Und greift, als ob es nur Erde wär,
Tief hinein
Mit der Hand in den Stein —

Und jauchzend stürzt sich zum Kampfe das Heer;
Es ergreift sie das göttliche Wunder.

Und weit und breit
Wuhlt der Streit,
Die Schwerter im Blute sich baden,
Es geschehen herrliche Thaten.
Da weicht der Feind der begeisterten Macht;
Doch es fällt der Graf,
Die Lanze traf;
Und er wird vom Herrn aus der blutigen Schlacht
Zum ewigen Frieden geladen.

So ging der Held
Aus dem Kampf der Welt,
Des streitenden Lebens müde! —
Und wenn jene Zeit auch verblühte,
Zeigt man doch heut noch am Wölleshofz
Des Grafen Hand
In der Felsenwand,
Und der Deutsche neunt seinen Namen mit Stolz;
Es lebt seine That noch im Liede.

Das gestörte Glück.

Ich hab' ein heißes junges Blut,
Wie ihr wohl alle wißt,
Ich bin dem Küssen gar zu gut
Und hab' noch nie geküßt;
Denn ist mir auch mein Liebchen hold,
's war doch, als ob's nicht werden sollt':
Trotz aller Müh' und aller List
Hab' ich doch niemals noch geküßt.

Des Nachbars Nöschen ist mir gut;
Sie ging zur Wiese früh,
Ich lief ihr nach und sah sie Mut
Und schlang den Arm um sie:

Da stach ich an dem Miederband
Mir eine Nadel in die Hand;
Das Blut lief stark, ich sprang nach Hau,
Und mit dem Küssen war es aus.

Jüngst ging ich so zum Zeitvertreib
Und traf sie dort am Flüß;
Ich schlang den Arm um ihren Leib
Und bat um einen Kuß;
Sie spitzte schon den Rosenmund,
Da kam der alte Kettenhund
Und biß mich wütend in das Bein:
Da ließ ich wohl das Küssen sein.

Drauf saß ich einst vor ihrer Thür
In stiller Freud' und Lust;
Sie gab ihr liebes Händchen mir,
Ich zog sie an die Brust;
Da sprang der Vater hinterm Thor,
Wo er uns längst belauscht, hervor;
Und wie gewöhnlich war der Schluß:
Ich kam auch um den dritten Kuß.

Erst gestern traf ich sie am Hause;
Sie rief mich leis herein:
„Mein Fenster geht in'n Hof hinaus,
Heut abend wart' ich dein.“
Da kam ich denn in Liebeswahn
Und legte meine Leiter an;
Doch unter mir brach sie entzwei,
Und mit dem Küssen war's vorbei.

Und allemal geht mir's nun so;
O, daß ich's leiden muß!
Mein Lebtag werd' ich nimmer froh,
Krieg' ich nicht bald 'nen Kuß.
Das Glück sieht mich so finster an --
Was hab' ich armer Wicht gethan?
Drum, wer es hört, erbarme sich
Und sei so gut und küssse mich!

Wallhaide.

Wo dort die alten Gemäuer stehn
 Und licht im Abendrot schimmern,
 Erhob sich ein Schloß in waldichten Höhn;
 Nun liegt's versunken in Trummern,
 Nun pfeift der Sturm
 In Saal und Turm,
 Nachts wandeln durch Thüren und Fenster
 Gespenster! —

Da hauste ein Graf vor langer Zeit,
 Wohl Sieger in manchem Straße,
 Gar wild und furchtbar im Kampf und Streit
 Und streng und ernst auch zu Hause;
 Doch sein Tochterlein war
 Wie Sonne so klar
 Und so mild und voll Lieb' und Freude,
 Wallhaide.

Sie webte still im häuslichen Kreis
 Und trat gar selten ins Leben;
 Doch ein Ritter liebte sie glühend und heiß,
 Ihr ewig zu eigen gegeben.
 Vom nahen Schloß
 Auf flinkem Ross
 Flog Rudolf zur Süßen, zur Lieben
 Dort drüber.

Und eh die Sonne noch untergeht,
 Harrt er still am einsamen Orte;
 Und leiser schleicht, als der Zephyr weht,
 Wallhaide durch Hof und Pforte
 In stiller Lust
 An Buhlens Brust,
 Und er hält sie mit treuen Verlangen
 Umfangen.

Sie träumen, sie hätten im Himmel gelebt
 Zwei kurze schöne Minuten;
 Denn er scheidet, wenn Dämmerung niederwebt,
 Wenn die letzten Strahlen vergluten.

Noch Kuß auf Kuß
Zum Abschiedsgruß;
Dann eilt sie mit Thränen im Blicke
Zurücke.

Und wie sie den Sommer so scheiden fahn,
Fing Sehnsucht an sie zu quälen;
Und also trat Rudolf den Grafen an:
„Herr, ich mag's nicht länger verhehlen:
Ich liebe Wallhaid;
Drum gebt mir die Maid,
Auf daß sie treueigen mir bleibe,
Zum Weibe!“ —

Da zog der Graf ein finster Gesicht:
„Was ziemt dir solch kecke Minne?
Mein Mädel, Rudolf, bekommst du nicht,
Das schlag dir nur frisch aus dem Sinne;
Ein reicher Baron
Führt morgen schon
Die Braut, trotz Thränen und Jammer,
Zur Kammer.“ —

Das fuhr dem Rudolf durch Mark und Bein;
Er warf sich wild auf den Dänen
Und jagte in Wald und Forst hinein.
Das Auge hatte nicht Thränen;
Ein kalter Schmerz
Zerriß ihm das Herz,
Als müßt' er in grausamen Wehen
Bergehen.

Da durchbebt's ihn auf einmal mit stiller Gewalt,
Er fühlt sich wie neugeboren,
Und Ahnungen werden zur lichten Gestalt,
Als war' noch nicht alles verloren.
„Bin ich doch frei,
Und Wallhaide treu;
Gott hilft, sie aus Vaters Ketten
Zu retten!“ —

Und eh die Sonne noch untergeht,
Harrt er still am einsamen Orte;

Und leiser schleicht, als der Zephyr weht,
 Wallhaide durch Hof und Pforte
 In stiller Lust
 An Buhlens Brust,
 Und er hielt sie mit treuem Verlangen
 Umfangen.

Sprach Rudolf endlich: „Um Mitternacht,
 Wenn alles langst ruht im Schlosse,
 Kein Verräterauge die Liebe bewacht,
 Dann komm' ich mit flüchtigem Rosse.
 Du schwingst dich hinauf,
 Und freudig im Lauf
 Tag' ich mit der herrlichen Beute
 Ins Weite!“ —

Da sank sie glühend an seine Brust
 Und kost ihn mit zärtlichem Worte;
 Doch schnell erwacht sie aus ihrer Lust:
 „Wie komm' ich, Freund, durch die Pforte?
 Denn streng in der Nacht
 Wird die Mauer bewacht;
 Wie mag ich der Knechte Reigen
 Durchschleichen?

„Zwar so — wenn mich nimmer die Hoffnung betrog —
 So kam' ich durch Pforten und Thüren;
 's ist freilich für Mädchenmut zu hoch —
 Doch Lieb' soll mich leiten und führen!
 Wer ihr vertraut,
 Hat wohl gebaut,
 Und wenn er im Kerker auch wäre;
 Drum höre:

„Als Wundebold noch, unsers Hauses Ahn,
 Auf dieser Burg residierte,
 Da wuchs ihm ein Töchterlein herrlich heran,
 Des ganzen Hauses Zierde,
 Hieß auch Wallhaid,
 Hatt' frühere Zeit
 Einen Buhlen in glücklichen Stunden
 Gefunden.

„Dem wollte sie ewig treueigen sein
 In Leben und Leiden und Freuden;
 Doch der harte, trohige Vater sprach: Nein! —
 Da wollte sie nicht von ihm scheiden
 Und kühn bedacht
 Um Mitternacht
 Zur Liebe aus Vaters Ketten
 Sich retten.

„Doch dem Grafen sagt's ein Verräter an,
 Der zerstörte blutig ihr Hoffen.
 Ihr Buhle fiel auf nachtlicher Bahn,
 Von meuchelnden Schwertern getroffen.
 Sie harrete noch sein:
 Trat der Vater herein,
 Stieß den Dolch ins Herz der Armen
 Ohn' Erbarmen.

„Nun hat ihr Geist im Grabe nicht Ruh,
 's ist alle Rast ihm genommen;
 Sie wandelt oft nachtlich der Pforte zu,
 Ob wohl der Buhle mocht' kommen,
 Und harret sein
 Bis Morgenschein;
 Der Buhle soll einst, wie sie meinen,
 Erscheinen!

„Solange wandert sie ohne Rast
 Im weißen blutigen Kleide,
 Ist allen ein stiller, befreundeter Gast,
 That keinem je was zuleide;
 Still geht ihre Bahn
 Zur Pforte hinan;
 Die Wächter lassen sie schleichen
 Und weichen.

„Und wie sie ihr Leben der Liebe geweiht,
 Wird sie tot auch zur Liebe sich neigen.
 Sie borge heut nacht mir ihr blutiges Kleid,
 Die Wächter sollen mir weichen;
 Die Geisterbahn
 Hält keiner an,
 Frei lenk' ich so durch ihre Mitte
 Die Schritte.

„Drum harr' an der Pforte! — Wenn's zwölfe schlägt,
Kommt Wallhaide langsam gegangen;
Ein blutiger Schleier, vom Winde bewegt,
Hält die Geistergestalt umfangen.

In deinem Arm,
Da wird sie erst warm;
Dann schnell auf den Gaul und reite
Ins Weite!“ —

„O herrlich!“ — fiel Rudolf ihr freudig ins Wort —
„Fahrt hin nun, Zweifel und Sorgen!
Und sind wir erst aus dem Schlosse fort,
So ist auch die Liebe geborgen;

Wenn der Morgen graut,
Grüß' ich dich als Braut.

Ade, seins Liebchen, ich scheide
Zur Freude!“ —

Und lange noch glüht auf der Lippe der Kuß;
Da sprengt er mutig bergunter,
Und scheidend wirft sie den letzten Gruß
Dem Liebsten ins Thal hinunter:
„Lieb Rudolf! bist mein!
Lieb Rudolf! bin dein!
Nicht Himmel und Hölle scheide
Uns beide!“ —

Und wie die Nacht auf die Thaler sinkt,
Sitzt der Ritter gerüstet zu Pferde;
Manch bleiches Sternlein am Himmel blinkt,
Tief dunkel liegt's auf der Erde.
Er spornt das Roß
Aufs Grafen Schloß
Und kommt, nach Liebchens Worte,
Zur Pforte.

Und wie es vom Turme zwölfe schlägt,
Kommt Wallhaide langsam gegangen;
Ein blutiger Schleier, vom Winde bewegt,
Hält die Geistergestalt umfangen.
Da sprengt er hervor
Und hebt sie empor
Und jagt mit der zitternden Beute
Ins Weite.

Und reitet lange, — und Liebchen schweigt;
 Er wiegt die Braut auf dem Kniee:
 „Feins Liebchen, wie bist du so federleicht!
 Machst dem Reiter nicht Arbeit und Mühe.“ —
 „Mein Gewand ist so fein,
 Das mag's wohl sein;
 Mein Gewand ist wie Nebel so duftig
 Und luftig!“

Und den Ritter umfaßt die zarte Gestalt,
 Da schauert ihm Frost durch die Glieder:
 „Feins Liebchen, wie bist du so eisig, so kalt!
 Erwärmst dich die Liebe nicht wieder?“ —
 „In deinem Arm,
 Da ist's wohl warm;
 Doch mein Bette war kalt, Gefährte,
 Wie Erde!“ —

Und sie reiten weiter durch Flur und Wald,
 Bleich flimmert der Sterne Schimmer:
 „Und bist du auch außen so frostig und kalt —
 Dein Herzchen glüht doch noch immer?“ —
 „Lieb Rudolf! bist mein!
 Lieb Rudolf! bin dein!
 Nicht Himmel und Hölle scheide
 Uns beide!“ —

Und sie reiten rastlos immer zu,
 Und nächtlich schleichen die Stunden. —
 „Nun bin ich erlost, nun komm' ich zur Ruh,
 Nun hab' ich den Liebsten gefunden.
 Bist ewig mein,
 Bin ewig dein!
 Nicht Himmel, nicht Hölle scheide
 Uns beide!“

Der Morgen allmählich dämmert und graut,
 Noch geht's durch Fluren und Felder;
 Doch immer stiller wird die Braut
 Und immer kälter und kälter.
 Da kräht der Hahn:
 Schnell hält sie an
 Und zieht den Liebsten vom Pferde
 Zur Erde.

„Husch! wie die kalte Morgenluft weht
 Mit dem nächtlichen Sturm um die Wette;
 Es graut der Tag, der Hahn hat gefräht,
 Lieb Buhle, die Braut will zu Wette!
 Komm h'rein, komm h'rein!
 Bist mein, bin dein!
 Nicht Himmel, nicht Hölle scheide
 Uns beide!“ —

Und eiskalte Lippen drücken den Kuß
 Auf seine zitternden Wangen,
 Und Leichenduft und Totengruß
 Umweht ihn und hält ihn umfangen.
 Da sinkt er zurück,
 Es bricht der Blick. —
 Und die Braut hat den Liebsten gefunden
 Dort unten!

Der Kynast.

(Die Sage vom Kynast, einer alten verfallenen Felsenburg an der nordöstlichen Seite des Kiejengebirges, hat sich im Munde des Volks erhalten. Fürchterlich in der That ist der Abgrund von der Schloßmauer herab in das enge Felsenthal, das den Namen der Hölle führt und eine bedeutende Rolle in dieser Ballade spielen wird. Der Kynast ist vom Herzog Volko von Schlesien im Jahre 1592 erbaut und dem Grafen Schaffgotsch geschenkt worden. Im Jahre 1675 brannte er ab und schmückt seitdem als eine der herrlichsten Ruinen die Gegend um Hirschberg.)

Es zieht ein Hauf
 Zur Burg hinauf:
 Was mögen die wandern und wallen?
 Die Brücke fällt, das Thor geht auf, —
 Es sind Kunigundens Vasallen.
 Sie kommen weit durchs ganze Land;
 Die Herrin soll sich vermählen,
 So wünscht das Volk; sie hat freie Hand,
 Zu wählen,
 An Würdigen kann es nicht fehlen.

Der Graf ist tot,
 Das Land in Not,
 Der Arm fehlt, die Männer zu lenken;

Drum kommt zu der Gräfin das Aufgebot,
 Die jungfräuliche Hand zu verschenken. —
 Viel edle Ritter werben um sie
 Mit Zeichen des innigen Strebens,
 Umschwärmen die Hohe spät und früh —
 Vergebens!
 Jungfrau will sie bleiben zeitlebens.

Ein Trauerkleid wallt
 Um die hohe Gestalt,
 So empfängt sie den Zug der Vasallen.
 Und als sie's vernommen, entgegnet sie bald:
 „Wohl möcht' ich dem Volke gefallen;
 Doch ford'r ich von meinem Freier ein Pfand,
 Das darf mir keiner verwehren;
 Erfüllt er's, so soll ihm Herz und Hand
 Gehören.“ —
 Es riefen die Ritter: „Laß hören!“ —

„Mein Vater stand
 Auf der Mauer Rand“ —
 So begann sie — „und blickte hinunter,
 In die Hölle hinab, an der Felsenwand;
 Da stürzt' ihn der Schwindel hinunter.
 Drum wer mir mit Wünschen der Liebe naht —
 Denn ich mag keine zweite Trauer —
 Der soll es beweisen mit kecker That:
 Kein Schauer
 Ergreif' ihn am Abgrund der Mauer.

„So sei denn bekannt:
 Dem gehört meine Hand,
 Der fack mit festen Schritten
 Vorbei an der steilen Felsenwand
 Auf der Mauer ums Schloß geritten;
 Und wer es glücklich vollenden kann,
 Der soll mich zur Kammer führen;
 Doch soll mich liebend kein anderer Mann
 Berühren!
 Ich gelob' es mit heiligen Schwüren.“

Die Herrin schwieg,
 Stolz auf den Sieg.
 Still zogen die Männer von dannen:

Sonst mancher Freier den Kynast erstieg, —
 War allen die Lust vergangen.
 Was die Gräfin gewünscht, das stand ihr frei,
 Es schreckten des Ritter Gefahren;
 Die Burg ward still, nun konnte sie treu
 Nach Jahren
 Des Vaters Gedächtnis bewahren.

Ein Jungling allein
 Fand bald sich ein,
 Der war ihr treueigen geblieben.
 Solch wackerer Mut kann nicht mehr sein
 Und solch redliches Herz im Lieben;
 Im ganzen Land war Graf Albert geehrt.
 Er wagt es auf Leben und Sterben:
 Der junge Degen den Ritter begehrte,
 Zu werben
 Um Liebe oder Verderben.

Die Gräfin erschrickt,
 Wie sie den erblickt;
 Sie dacht': 's wird keiner es wagen,
 Und ihre Diener zu ihm schickt
 Und lässt ihm den Ritter versagen.
 Doch der Ritter erklärt sich frei und frank:
 Sie möcht' auf den Schwur sich besinnen;
 Er wolle sterben oder den Dank
 Gewinnen,
 Er scheide nicht eher von hinnen.

In höchster Not
 Sie ihn zu sich entbot
 Und beschwört ihn, die Augen voll Zähren:
 „Zur Verzweiflung brächte mich Euer Tod,
 O lasst meine Bitte gewähren!
 Ich lieb' Euch nicht, ich bekenn' es frei,
 Doch dauert mich Eure Jugend,
 Und Euer Mut ist -- bei Glauben und Treu'! —
 Nicht Tugend,
 Nein, tollkühn und Gott verüchend.

„Es wäre zu viel;
 Kein freches Spiel
 Wollt' ich mit dem Leben treiben;

Ich wollte frei sein, das war mein Ziel;
 Ich meinte, sie lassen's wohl bleiben.
 Läßt ab, wenn ich lieb dir und teuer bin,
 Du wirst den Tod nur umarmen;
 Es ist uns beiden doch kein Gewinn. —

Erbarmen

Mit dir und mit mir — mir Armen!" —

Sie lag vor ihm
 Auf beiden Knie
 Und beschwor ihn bei Himmel und Erde;
 Doch Albert blieb immer fest und kühn
 Und den furchtbaren Ritt begehrte.
 „Nicht du bist schuld an meinem Tod,
 In den ich mit Freuden gehe;
 Ich gehorche der Liebe Zaubergebote,
 Mir geschehe
 Nun ewig wohl oder wehe!" —

Er schwingt sich aufs Roß,
 Der Knappen Troß
 Kommt traurig ihm entgegen;
 Den Jüngling beklagt das ganze Schloß,
 Der Geistliche gibt ihm den Segen;
 Und festlich schmückt man die jammernde Braut,
 Die der kühne Graf will erwerben.
 Da schmettern dreimal Trompeten laut:
 Sie werben
 Zur Liebe oder zum Sterben.

Und er sprengt gewandt
 An der Felsenwand,
 Und das Roß setzt keck auf die Mauer.
 Einen Kuß noch wirft er mit flüchtiger Hand,
 Ihn faßt nicht Schwindel noch Schauer.
 Sein wackeres Roß geht Schritt für Schritt,
 Es trägt den wackersten Knaben; —
 Da wankt ein Stein, das Roß wankt mit,
 Und es haben
 Die Felsen den Ritter begraben. — —

Die Gräfin sank,
 Aller Sinne frank,
 Es ergriff sie ein tödliches Fieber.

Sie fiechte wohl viele Wochen lang,
Der Tod wär' ihr tausendmal lieber.
Und als sie endlich genesen war,
Da sind auch drei Brüder erschienen,
Die wollten die Braut durch Todesgefahr
Verdienen
Oder sterbend den Schwur versöhnen.

„Laßt ab, laßt ab!
„Ist euer Grab!“
So beschwore die Gräfin mit Zähren;
„Schon stürzte vor euch ein Wackerer hinab;
Wollt ihr meine Qual noch vermehren?
Und soll ich morden ein ganzes Geschlecht?
Nein, teilt euch in all meine Güter,
Nur besteht nicht auf diesem gräßlichen Recht!
Drei Brüder
Sonst kehren dem Vater nicht wieder.

„Nein, kehrt zum Glück,
Zum Vater zurück!“ —
So bat sie und warf sich zur Erde;
Doch schöner war sie mit Thränen im Blick,
Und jeder der Kitter begehrte:
„Wir sind aus einem edlen Geschlecht,
Und durfte der für dich sterben,
So fordern wir billig ein gleiches Recht;
Wir werben
Um Liebe oder Verderben!“ —

Der erste schickte
Sich zum Ritte und drückt
Den Brüdern noch scheidend die Hände;
Er schaut auf die Gräfin still entzückt,
Dann sprengt er zur Mauer behende.
Und noch ist er nicht zur Hälfe heran,
Und jammiernd stehen die Brüder:
Das Roß, es hebt vor der gräßlichen Bahn,
Stürzt nieder.
Und den Jüngling sieht keiner wieder.

Noch hebt das Herz
In stummem Schmerz,
Da sprengt der zweite zur Mauer,

Und gräßlich blickt er himmelwärts,
 Es faßt ihn wie Todesfchauer;
 Doch erreicht er die Mitte — da blickt er hinab,
 Und die Sinne sind ihm verschwunden;
 Es bäumt sich das Roß, er sturzt hinab:
 Tief unten,
 Da haben sich beide gefunden.

Und schreckenbleich,
 Den Toten gleich,
 Steht alles und ringt die Hände;
 Und die Gräfin zum dritten sich wendet gleich:
 „O denkt Eurer Brüder Ende!
 O laßt Eurem Vater das letzte Glück,
 O laßt ihm den letzten Erben!
 Die beiden fehren doch nimmer zurück;
 Kein Werben
 Um Liebe war's — nein, um Verderben!“ —

Doch der Ritter spricht:
 „Ich kenne die Pflicht
 Und scheide nicht von den Lieben.
 Vermeldet dem Vater die Trauergeschicht,
 Und wir wären uns treu geblieben!“ —
 So drückt' er dem Pferde die Sporen ein,
 Die Gräfin grüßt' er noch heiter;
 Dann stürzt' er sich schnell in die Felsen hinein,
 Und Reiter
 Und Roß sah kein Auge weiter.

Die Gräfin sank
 Sinnlos, todfrank
 Noch am Abend aufs Siechbett nieder,
 Und was ihr stets in die Ohren klang,
 Das waren die Worte der Brüder.
 Man zählte sie zu den Lebendigen kaum,
 Wohl täglich ward's schlimmer und schlimmer;
 Es quälte sie ein gräßlicher Traum,
 Und immer
 Bernahm sie's wie Geistergewimmer:

„Ade, süße Braut!
 Der Morgen graut,
 Den Todesfuß auf die Wange!

Wir haben dich oben lieb angeschaut,
 „Wir harrten deiner schon lange.“
 So rief's ihr im Traume; doch endlich fand
 Sich der Kräfte volleres Streben;
 Sie erwachte neu an des Grabes Rand,
 Dem Leben, —
 Der Freude nicht, wiedergegeben.

Sie warf den Blick
 Auf ihr Leben zurück,
 Sah überall Qual und Schmerzen.
 Die Männer zerstörten ihr stilles Glück;
 Da wuchs ihr der Hass im Herzen.
 „In der Seele, da wohnten mir Frieden und Ruh,
 Durch euch mußt' er welkend sterben.
 Nun könnt ihr ziehn, nun lass' ich es zu,
 Könnt werben:
 Ihr seid es wert, zu verderben!“ —

Drauf zogen viel'
 Zum gefährlichen Spiel:
 Kalt ließ sie alle gewahren;
 Doch keiner von allen kam ans Ziel,
 Und keiner thät wiederkehren.
 Die Gräfin sah kalt auf das große Grab,
 Auf die tollkuhnen Opfer nieder,
 Kalt blieb sie auch, stürzte der Ritter hinab;
 Die Brüder
 Beweinte sie noch, keinen wieder.

Groß war schon die Zahl,
 Die in gräßlicher Wahl
 Gebuhlt um Lieb' und Verderben. —
 Da sprengt ein Ritter herauf aus dem Thal
 Und läßt um den Ritt sich bewerben.
 Er blickt gar fest in die nahe Gefahr,
 Blickt fest in die Felsen hinunter;
 Schwarz glüht das Auge, und goldenes Haar
 Fließt unter
 Dem Helme in Locken herunter.

Den Helden führt
 Man reich geziert
 Zur Gräfin, den Ritt zu verlangen;

Gar wunderbar fühlt sie sich plötzlich gerührt,
 Es ergreift sie ein Sehnen und Bangen.
 Und bald versteht sie die heimliche Dual,
 Versteht die tiefen Schmerzen;
 Denn die Liebe glüht ihr zum erstenmal
 Im Herzen,
 Und die läßt sich nicht verscherzen.

Und wie der Held
 Zu Füßen ihr fällt
 Und sie um den Ritt gebeten,
 Raum langer sich die Gräfin verstellt,
 Die Thränen im Auge reden:
 „Laßt ab von der Bitte, Herr Rittersmann!
 Trotzt nicht dem Tode verwegen!
 Und wenn ich's auch nicht versagen kann,
 So mögen
 Euch meine Bitten bewegen.“ —

Doch jener spricht:
 „Bestürmt mich nicht
 Und laßt mich immer gewähren!
 Ich hab's geschworen, 's ist meine Pflicht,
 Sonst darf ich nicht wiederkehren.“ —
 „Und wenn ich auch nichts erbitten mag,
 Entgegnet die Gräfin mit Beben,
 „So wartet nur bis den morgenden Tag;
 Dem Leben
 Könnt Ihr diese Frist wohl geben.“

Im hohen Saal
 Zum reichen Mahl
 Führt sie den geliebten Ritter,
 Und immer höher steigt ihre Dual;
 Da ergreift der Gast die Zither
 Und singt von der Liebe unendlicher Lust
 Viel schöne, kostliche Lieder;
 Und was er gesungen, klingt ihr in der Brust
 Ewig wieder,
 Und Feuer durchströmt alle Glieder.

Mit Thränen wacht
 Sie die ganze Nacht,
 Mit sich und der Liebe im Streite. —

„Und wenn es gelänge, und hätt' er's vollbracht,
 Ach, Herz! du brächst in der Freude.
 Die Lieb' ist ja mild wie das Sonnenlicht,
 Läßt nicht ihre Treuen verderben;
 Und mußt' er hinab, und konnt' er mich nicht
 Erwerben,
 Ich könnte doch mit ihm sterben.“ —

Der Morgen graut,
 Da schmückt sich die Braut,
 Den geliebten Mann zu empfangen,
 Und wie sie den freudigen Helden erschaut,
 Da glühen ihr höher die Wangen;
 Sie fliegt ihm entgegen mit wildem Schmerz:
 „Umsonst, daß ich länger mich sträube!
 Ich gesteh' es frei: dir gehört dies Herz,
 Ich bleibe
 Im Leben und Tod dir zum Weibe!“
 Und glühend umfaßt
 Hält sie den Gast;
 Der reißt sich ihr schnell aus den Armen:
 „Noch geziemet mir nicht solch kostliche Last,
 Ich darf die Braut nicht umarmen.
 Horcht, Gräfin! horcht, welch festlicher Ton?
 Der ladet zum Siegen — zum Sterben;
 Die Trompeten rufen das Opfer schon,
 Sie werben
 Der Liebe Tod und Verderben!“

Der Geistliche bringt
 Ihm den Segen; da schwungt
 Sich der Ritter behende zu Pferde.
 Er winkt Ade! — Kunigunde sinkt
 Besinnungslos zur Erde.
 Doch er setzt kühn auf die Mauer hinauf,
 Als wär' sie wohl dreimal breiter,
 Und es schreitet das Ross auf der graßlichen Bahn
 Reck weiter,
 Trägt glücklich zum Ziele den Reiter.

Ein Freudenlaut
 Weckt die glückliche Braut,
 Und sie stürzt dem Ritter entgegen:

„So hast du Gott und der Liebe vertraut,
 Dich beschützte ihr heiliger Segen.
 Dir ist es gelungen, ich folge dir gern
 Zum Leben, zur Liebe, zur Freude;
 Der Rynast begrüßt dich als seinen Herrn!
 Uns beide
 Kein Stürmen des Lebens mehr scheide!“ —

Und der Ritter blickt streng
 Auf das Freudengedräng:
 „Nicht also will ich es enden!
 Weg mit den Schalmeien und Hochzeitgepräng!
 Das Blatt soll sich fürchterlich wenden.
 Nicht nach der Braut gelüstete mir
 Und dem Feierklange der Lieder;
 Wo sind meine Freunde? ich fordre von dir
 Sie wieder,
 Graf Albert und die drei Brüder!

„Von deiner Hand
 In den Tod gesandt —
 Das durchfuhr wie ein Blitz meine Träume!
 Mich lockte nicht deine blutige Hand;
 Denn langst blüht ein Weib mir daheim.
 Verschmahter Liebe unendlichen Schmerz, —
 Das hatt' ich bei Gott mir versprochen, —
 Du solltest ihn fühlen! — Jetzt ist dein Herz
 Gebrochen. —
 Sieg, Freunde! Ihr seid gerochen!“

Er spornt das Ross,
 Es fliegt aus dem Schloß
 Und läßt sie verzweifelt zurücke. —
 Erschrocken steht der Diener Troß,
 Wohl perl't es in manchem Blicke;
 Und die Gräfin erwacht, wie aus schwerem Traum
 Blickt gräßlich nach allen Seiten
 Und wanzt zur Mauer und hält sich taum.
 Von weiten
 Die Diener die Gräfin begleiten.

Da spricht sie leis
 Zum bekannten Kreis:
 „Wohl hat sich die Liebe gerochen,

Wohl erkannt' ich des Lebens höchsten Preis;
 Doch mein Herz ward treulos gebrochen.
 Die unten dort sind mir angetraut —
 Was soll ich die Hochzeit verschieben?
 Empfängt das Opfer, empfängt die Braut!
 Mein Lieben
 Ist über der Erde geblieben!" —

Und sie stürzt sich hinab
 Ins Felsengrab;
 Da klingt es wie Geistergeslüster:
 „Die Braut ist gekommen, den Kranz herab!
 Was, Liebchen, bist du so düster?
 Nun ist das Hoffen und Sehnen verkürzt,
 Nun mag sich die Jungfrau vermahlen;
 Du hast dich uns selbst in die Arme gestürzt:
 Kannst wählen,
 Der Braut soll's an Liebsten nicht fehlen."

Die heilige Cäcilia.

Legende.

Noch im Beginnen war der neue Glaube,
 Noch schlief der Keim in vielen unbewußt,
 Doch flammtete längst schon in Cäciliens Brust
 Das heil'ge Streben aufwärts aus dem Staube.
 Von frommer Sehnsucht war ihr Herz durchglüh't,
 Sie huldigte in milder, zarter Schone,
 Als Meisterin in jeder Kunst der Tone,
 Dem Glauben ihr begeistert Lied.

Und als sie einst in tiefen Harmonieen,
 Ergriffen von dem liederreichen Drang,
 Der ew'gen Liebe ihre Hymnen sang,
 Bernahm sie wunderbare Melodieen.
 Sie blickt empor mit frommem Ungefüüm:
 Da öffnen sich des Himmels goldne Pforten,
 Und es erklingt in heiligen Altkorden
 Das Siegeslied der Seraphim.

Und schnell zerreißt sie ihrer Harfe Saiten,
 Errötet still in jungfräulicher Scham. —
 Da sie das Lied der Himmelschen vernahm,
 Mag sie sich nicht an ird'schen Tönen weiden,
 In süßer Wehmut bricht ihr frommes Herz; —
 Die Sängerin muß nach den Liedern ziehen —
 Und aufgelöst in heil'gen Melodien,
 Fliegt ihre Seele himmelwärts.

Die heilige Dorothea.

Legende.

Als unser Meister, Herr Jesus Christ,
 Zum Heil für ewige Zeiten
 In den bittern Tod gegangen ist,
 Da bekannten sich viele Heiden.

Und in Griechenland lebte ein Mägdlein zart,
 Die thät eines Gartens hüten;
 Der hatte der Herr sich offenbart
 In ihren Bäumen und Blüten.

Sie pflegte der Blumen so lieb, so hold,
 Mit frommen kindlichen Scherzen,
 Und der Glaube wuchs ihr, wie reines Gold,
 Lebendig in ihrem Herzen.

Und als sie einst unterm blühenden Baum
 Zum Schlummer die Augen geschlossen,
 Da hat der Herr einen lieblichen Traum
 In ihre Seele gegossen.

Es kam von des Himmels Sternenrand, —
 So erschien ihr das freudige Wunder, —
 Drei blühende Rosen in strahlender Hand,
 Ein lichter Engel herunter.

Er reicht' ihr die Rosen mit liebendem Blick
 Und gab ihr den Kuß der Weihe;
 Dann flog er zu seinem Himmel zurück
 Hinauf durch des Aethers Freie.

Und als sie erwacht aus des Traumes Lust,
 Gedenk sie der heitern Gestalten
 Und findet drei Rosen an ihrer Brust;
 Da erkennt sie das göttliche Walten.

Und heilige Sehnsucht ihr Herz durchglüht
 Nach dem ewigen Himmelsgarten,
 Und still verklärt sich ihr tiefes Gemüt,
 Der Gottesgabe zu warten.

Und zween Tage prangt die Frühlingspracht
 Mit freudigem Sternenglühen,
 Und als der dritte Morgen erwacht,
 Da wollen die Rosen verblühen;

Und der Engel erscheint, als der vierte graut,
 Im lichten Bräutigamskleide
 Und trägt die Rosen und trägt die Braut
 Hinauf in den Garten der Freude.

Sankt Medardus.

Legende.

Medardus lebte in des Klosters Stille
 Als Jüngling früh schon nach des Herrn Gebot,
 So streng und ernst wie seines Ordens Wille;
 Die laute Welt war seinen Blicken tot.
 Doch strahlte tief in seines Herzens Fülle
 Lebendig schon der Künste Morgenrot;
 Er fasste die Natur in edler Wahrheit
 Und schmückte sie mit seiner Farben Klarheit.

So gnügte ihm der Seele sanfter Frieden,
 Er fühlte sich in Demut stillbeglückt —
 Da ward er einst zum Prior hinbeschieden;
 Der sprach: „Oft hat uns deine Kunst erquict;
 Hier ist mein Lohn. Von deines Fleißes Bluten
 Sei unsers Klosters Heiligtum geschmückt.
 Mit frommem Sinn und kunsterfahnen Händen
 Magst du der Kirche Altarblatt vollenden.“

Und als der Prior solches Wort gesprochen,
 Da fühlt der Jüngling seine Wangen glühn,
 Es sinkt der Blick in stiller Scham gebrochen;
 Doch plötzlich faszt der Kunst Begeistrung ihn:
 „Wohl fühl' ich meines Herzens höhres Pothen,
 Wohl ist das Werk für meine Kraft zu kühn;
 Doch wollt Ihr mich zu solchem Glück erwählen,
 So wird des Herren Gnade mich beseelen.“

Und still kehrt er zurück in seine Zelle,
 Versunken in dem seligsten Gefühl,
 Und auf des Geistes tiefbewegter Welle
 Wogt wie ein Rebel seiner Träume Spiel.
 Doch endlich wird's vor seinen Blicken helle,
 Und Gott erleuchtet seiner Sehnsucht Ziel.
 Da wagt er's kühn, die Farben zu verweben,
 Und zaubert so sein Ideal ins Leben.

Man fand ihn schon im hohen Tempelsaal,
 Wenn kaum des Morgens Rosenlicht erwacht,
 Bis zu des Abends letztem Sonnenstrahle;
 Selbst in den kurzen Traumen seiner Nacht
 War er, wie er die Gottheit göttlich male,
 Mit frommer Demut einzig nur bedacht.
 Das Höchste konnte in des Lebens Reichen
 So nur Begeistrung, so nur Fleiß erreichen.

Das Ideal, was seine Brust empfangen,
 Erschuf getreu die kunstgeübte Hand:
 Die hohe Jungfrau war's, mit heil'gem Prangen
 Den großen Blick nach oben hingewandt;
 In ew'ger Liebe glühten ihre Wangen,
 Um ihre Glieder flog ein Sternengewand,
 Wie sie den Heiland auf den Armen wiegte,
 Der liebend an die Mutterbrust sich schmiegte.

Und unter ihr, mit qualzerrißnen Zügen,
 Mit stierem Blick und zuckender Gestalt,
 Sah man den Teufel schwarz und scheußlich liegen,
 Die Krallenfäuste grimmig wild geballt.
 Auf seinem Nacken stand mit frommem Siegen
 Der Gottesmutter heilige Gewalt;

Und jedes Herz, entzückt von diesem Bilde,
Bei jenem sich mit tiefem Abscheu füllte.

Der Künstler hatte groß und schön vollendet.
Und göttlich war das Götterwerk vollbracht;
Die Arbeit war nach langem Fleiß geendet,
Er sehnte sich nach einer Feiernacht;
Doch keine Ruhe war ihm mild gespendet,
Und als er bis zur Mitternacht gewacht,
Erschien ihm mit des Donners Sturmgetöse
In Nebelrauch und Schwefelglut der Böse.

Der sprach: „Ist dir der Nacht Geheimnis offen?
Haist du der Hölle in das Nest geschaut?
Sieh! auf das Höchste darfst du mutig hoffen,
Was Glück und Zeit der Erde nur vertraut,
Wenn du mich menschlicher, nicht teuflisch frech getroffen,
Dass sich kein Weltkind vor der Stunde graut.
Doch wirst du nicht auf meine Rede hören,
So will ich dich und all dein Werk zerstören!“ —

Und als der Böse kaum dies Wort gesprochen,
Verschwand er schnell mit gräßlichem Geschrei.
Der Jüngling fühlte seines Herzens Pothen,
Doch war sein Geist von Furcht und Schrecken frei;
Und als der Morgen kaum noch angebrochen,
So stand er emsig vor der Staffelei
Und dachte schnell der treugefaßten Züge,
Und gräßlicher noch ward sein Geist der Lüge.

Und zahllos strömten Männer jetzt und Frauen
Zum heil'gen Dom, das Götterbild zu fehn.
Der Jüngling stand, verloren im Beschauen,
In stiller Lust auf des Gerüstes Höhn;
Da fühl't er plötzlich ein geheimes Grauen,
Und hinter sich sieht er den Bösen stehn:
Die Teufelsfaust umfaßt die starren Glieder
Und stürzt das Opfer in die Tiefe nieder.

Ach! aller Sinne Macht war ihm vergangen;
Doch es ist Gott den Frommen zugewandt.
Die er geschmückt mit Paradieses Prangen,
Reicht hilfreich aus dem Bilde ihm die Hand;

Von ihren Armen wird er aufgefangen,
Sie fassen ihn mit leisem Geisterband
Und tragen ihn zum Boden sanft herunter;
Und staunend preist der Menge Ruf das Wunder.

Die vier Schwestern.

Es hat eine Mutter vier Töchter gehabt:
Drei waren mit mancherlei Kleiz begabt;
Die vierte, der Mutter Sorg' und Gram,
War aber an allen Gliedern lahm
Und konnte nicht gehen und konnte nicht sprechen;
Das wollte das Herz der Mutter brechen.
Und als sie fühlt, daß es aus mit ihr sei,
Da mußten ihr die drei Schwestern geloben
Beim Vater dort oben,
Des armen Kindes zu pflegen treu.
Drauf ist die Mutter in Frieden
Nach kurzem Gebete verschieden.
Und die Schwestern hielten ihr heiliges Wort,
Als wär' das Kind ihr höchster Hört;
Doch der Armen nimmer die Sprache kam,
Und sie blieb an allen Gliedern lahm.
Bis einst ein festlicher Morgen graut,
Der die älteste fröhlich begrüßt als Braut,
Da haben sie erst in später Nacht
An die arme kleine Schwester gedacht;
Und als sie das Zimmer erreichten im Lauf,
Da richtet das Kind sich zum erstenmal auf
Und mit dem Handchen nach oben weist:
„Lieb Mutter war bei mir und hat mich gespeist —
Lieb Mutter läßt die Schwestern grüßen!“ —
Drauf thät sie auf immer die Augen schließen.

Der Teufel in Salamanka.

Es gibt eine alte wahre Lehre,
Und gute Christen glauben dran:
Der Teufel, wenn er noch so mächtig wäre,
Hat doch den Klugen nie was an.

Wer mutig ist und fein dabei,
Bleibt aller Satanskünste frei.
Das hat wohl mancher schon erfahren. —
Doch will ich zu Gunsten unglaublicher Seelen
Als Beispiel euch noch ein Märlein erzählen.

Als einst vor vielen langen Jahren
Zu Salamanca im Kellergewölbe
Der Teufel auf dem Katheder saß
Wie andre Doktoren und derselbe
Schwarze Kunst nach eignen Hesten las,
Da hatt' er viel Zulauf, das läßt sich denken,
Es wimmelte alles auf Tischen und Bänken,
Denn er verstand sich herrlich darauf;
Und ward die Magie ihm gar zu trocken,
So gab er weislich lustige Brocken
Und spaßhafte Schwänke die Menge in Kauf.
Das war so ganz für der Herren Magen,
Kein andres Kollegium mocht' ihnen behagen,
Und sie fahn das erste Mal mit Gram,
Daz auch das Halbjahr zu Ende kam.
Das freute den Argen, und er rief schließlich:
"Gewiß ist euch meine Weisheit ersprißlich,
Das ist euch allen sicher schon klar;
Drum ersuch' ich ums billige Honorar
Und bitte mir, ich sag's grad heraus,
Eine von euren Seelen aus.
Wer zuletzt wird aus der Kellerthür gehn,
Dem will ich und soll ich den Hals umdrehn.
Wenn's euch gefällt, so mögt ihr losen."
Da fingen die Herren an zu tosen,
Schimpften den Doktor einen argen Wicht,
Schwuren insgesamt unverhohlen:
Der Teufel solle den Teufel holen;
Aber all ihr Sträuben half da nicht.
Sie mußten sich endlich doch bequemen,
Die fatalen Würfel zur Hand zu nehmen.
Zur Hölle verdammt ward ein junger Graf,
Da er die niedrigsten Zahlen traf.
Doch behielt er den Kopf auf der rechten Stelle
Und meinte: Noch gehör' ich nicht der Hölle,
Noch hat der Teufel mich nicht in den Klauen,

Drum will ich noch menschlicher List vertrauen!
 Drauf stellt' sich der Teufel zur Kellerthüren
 Und ließ einen nach dem andern passieren,
 Und als nun der Graf als der Letzte kam,
 Der Teufel ihn bei der Kehle nahm.
 Der aber schrie: „Hast keinen Teil an mir!
 Das Los traf meinen Hintermann hier!“
 Und wies auf den Schatten an der Wand;
 Denn die Sonne dem Keller schiefüber stand.
 Da hielt ihn der Teufel langer nicht;
 Denn er war geblendet vom Sonnenlicht
 Und packte wütend im argen Wahn
 Mit seinen Klauen den Schatten an.
 Der Graf aber schlüpfte behend hinaus
 Und lachte den armen Teufel aus.
 Doch noch was Wunderbares sich fand;
 Denn als er in lichter Sonne stand,
 Erschrocken alle und staunten sehr: —
 Der Graf warf keinen Schatten mehr!

Der Totenkranz.

Der Wächter rief die elfte Stund',
 Still war's auf dem ganzen Erdenrund,
 'ne helle, klare Mondennacht
 Lag überm Dorf in milder Pracht.
 Da saß im kleinen Kammerlein
 Maria traurig und allein
 Und schaute auf den Kirchhof 'nüber,
 Und immer ward das Auge trüber.
 Da liegt ihr Wilhelm in sanfter Ruh,
 Und kühle Erde deckt ihn zu.
 Sie hatten sich so herzlich lieb! —
 Das Glück sie auseinander trieb.
 Er kam als Forster hier ins Ort,
 Da rief's ihn früh zur Heimat fort,
 Und wo er still den Abschied gab,
 Umschloß ihn bald ein grünes Grab;
 Sie flochten ihm die Totenkron',
 Der dritte Herbst verwelkte schon. —

Als sie das Thränenwort vernahm,
 Verbluhte sie in stillem Gram.
 Drauf fasste sie den Wanderstab
 Und pilgerte zu seinem Grab,
 Und knieend an der heil'gen Stelle
 Flöß ihrer Liebe Thränenquelle. —
 Der alte Amtmann sah den Schmerz
 Und sprach ihr Trost ins wunde Herz
 Und linderte der Sehnucht Gram.
 Die Weinende zur Tochter nahm,
 Damit sie zu dem teuern Grabe
 Nicht mehr die weite Reise habe.
 Und wie ein guter Engel war
 Sie jedem Unglück immerdar;
 Wo es nur Hilfe, Rettung hieß,
 Sie sich nicht lange bitten ließ,
 Und wo sie Not und Jammer sah,
 War sie auch ungerufen da.
 So saß sie jetzt einsam im Haus
 Und starre in die Nacht hinaus
 Und dachte an vergangne Zeit,
 An Thränenlust und Thränenleid.
 Da pocht' es leise an die Thur;
 Des Nachbars Schweib trat herfür
 Und rief: „Erbarmt Euch unsrer Not!
 Die Schwester liegt mir auf den Tod,
 Sie kann nicht aus dem Leben gehen,
 Wenn sie Euch nicht nochmal gesehen.
 O, helft ihr bald und helft ihr gleich!
 Der große Gott vergelt' es Euch,
 Der jeden Thränengang belohnt!“
 Maria, schon des Rufs gewohnt,
 Mit sanfter Engelsstimme sprach:
 „Geht nur voraus, ich folge nach!“
 Sie zündet die Laterne an,
 Ein wärmer Tuch wird umgethan,
 Das Hausthor forgsam zugeschlossen;
 Drauf geht sie freudig und entschlossen
 In wunderbarer Seelenruh
 Der nahen Bauerhütte zu.
 Sie tritt hinein. — Die Kranke lag
 Im letzten Todeskampf und sprach:

„Ach Gott, ach Gott! so kommt Ihr doch!
 Helft mir, helft mir, Ihr könnt es noch!
 Da lieg' ich nun in Todesqual,
 Mich dürftet nach dem Abendmahl —
 Dann will ich gern in Frieden sterben,
 Sonst gehe ich in mein Verderben!“ — —
 Drauf jene, schnell zum Küster gewandt,
 Der in der Ecke betend stand:
 „Was wehrt Ihr ihr das Himmelsbrot
 In ihrer letzten Todesnot?
 Der Priester ist im fernen Ort;
 Euch kommt es zu, nach Christi Wort,
 Ihr dürft mit ungeweihten Händen
 In solcher Not das Leben spenden!“ —
 Und dieser spricht: „Auch that' ich's hier,
 Doch Kelch und Hostie fehlen mir.“ —
 „Wo sind sie?“ — „Noch im Gotteshaus.“ —
 „So eilt Euch doch, hier ist's bald aus!“ —
 Er aber rief: „Zu dieser Zeit
 Bringt keine Macht der Christenheit
 Mich in das Gotteshaus hinein.“ —
 Da heult die Frau in Todespein:
 „Ach Gott, ach Gott! ich soll verderben,
 Soll ohne meinen Heiland sterben!“
 Und jene sprach: — „'s ist Eure Pflicht,
 Ihr müßt!“ — „Ich soll, das weigr' ich nicht;
 Ich weiß, daß ich den Dienst verlebt,
 Wird's kund, ich werde abgesetzt;
 Und dennoch schwör' ich's hoch und hehr:
 Mich bringt kein Mensch zur Kirche mehr!“ —
 Und in der höchsten letzten Not
 Kampfte die Kranke mit dem Tod
 Und ächzte schwer und ächzte tief
 Und immer nach dem Heiland rief.
 Da schlug es durch Mariens Brust
 Mit schauerlicher Geisterlust,
 Und zu dem Küster schnell gewandt:
 „Wohlan, ich steh' in Gottes Hand —
 Gebt mir die Schlüssel, ich will gehn;
 So kann ich sie nicht sterben sehn.“ —
 Der Küster erst nicht gehorchen will;
 Doch sie bleibt fest und wandert still;

Vom Segen der Sterbenden begleitet,
 Sie betend nach der Kirche schreitet. —
 Noch liegt 'ne klare Mondennacht
 Ueberm Dorf in milder Bracht;
 's ist still wie auf dem Totenplan. —
 So kommt sie bei dem Kirchhof an:
 Ein leises Beben weht ihr zu;
 Da liegen sie in Schlummers Ruh,
 Das müde Haupt auf weichem Pfuhl.
 Da liegt auch Wilhelm sanft und kuhl.
 Und Wehmut lockt den Thränenquell;
 Doch rafft sie sich zusammen schnell
 Und wandert still zur Kirchenmauer.
 Da fasst sie doch ein stiller Schauer,
 Und auf die Kniee sinkt sie hin
 Und betet mit bewegtem Sinn.
 Der Mut kommt wieder ins scheue Herz,
 Sie blickt begeistert himmelwärts,
 Denkt, wie der Kranken Thräne floß,
 Und dreht den Schlüssel in das Schloß.
 Noch geht das alte Schloß nicht auf,
 Sie drückt mit beiden Händen drauf;
 Da hört sie in der Kirche Hallen
 Schaudernd etwas zu Boden fallen, —
 Drauf bleibt es still. — Sie zittert sehr
 Und horcht und horcht! — Nichts röhrt sich mehr.
 Da fasst sie Mut, sie fühlt sich rein,
 Und tritt ins Gotteshaus hinein
 Und leuchtet mit gefaßtem Sinn
 Und sichern Blick zur Schwelle hin
 Und sieht bei der Lartere Glanz
 Am Boden einen — Totenkranz;
 Er riß durch ihrer Hände Stoß
 Vom Nagel an der Thüre los.
 Sie hebt ihn auf und liest das Band,
 Worauf des Toten Name stand,
 Und sinkt, als sie die Schrift gelesen! —
 's ist Wilhelms Totenkranz gewesen. —
 Da schlägt die Uhr die zwölfe Stund'.
 Sie rafft sich auf; mit bleichem Mund
 Spricht sie ein frommes Wort im stillen,
 Hängt erst, die Pflicht treu zu erfüllen,

Den Totenkranz an den alten Ort;
 Drauf wandert sie zum Altar fort,
 Ergreift den Kelch, ergreift das Brot
 Und geht. — In ihrer letzten Not
 Lag schon das Weib, als jene kam.
 Der Küster stand erfreut. — Er nahm
 Das Brot und brach's: „Geh ein zum Frieden!
 Gott ist versöhnt!“ — Drauf ist das Weib verschieden.

Der Jüngling und der Bach.

Es saß der Knab' an des Baches Rand
 Und lauschte dem Murmeln der Wellen.
 Ihm war's, als ob er ihr Flüstern verstand,
 Wie den Gruß eines trauten Gesellen;
 Und streiften die Brüder durch Fluren weit,
 Er saß am Bach mit stiller Freud';

Und blickte hinab in der Wogen Spiel
 Und kannte nicht Kummer und Schmerzen,
 Und was dem fröhlichen Mute gefiel,
 Das möcht' er gleich küssen und herzen;
 So saß er wohl manch liebes Jahr,
 Und der Bach sein liebster Geselle war.

Doch endlich zog er traurig fort,
 Es schwammen die Augen in Thränen,
 Und er sprach zum Bach das scheidende Wort:
 „Mich ergreift ein tieferes Sehnen,
 Nicht länger mir's in der Stille gefällt,
 Ich muß hinaus in die stürmende Welt.“

„Und find' ich dich wieder als brausenden Fluß
 Mit mutig schaumenden Wellen,
 So biet' ich dir traulich den Freundesgruß
 Und erkenne den treuen Gesellen.
 Jetzt scheid' ich von dir bis zur schöneren Zeit!“
 Und grüßt' ihn noch einmal und wanderte weit.

Und das Leben ergriff ihn mit wilder Gewalt
 Und gab ihm die finstere Weihe;
 Doch das rauschende Toben ließ ihn kalt,
 Noch hing er am Höchsten mit Treue;
 Denn tief in des Herzens Heiligtum
 Gebot die Liebe, gebot der Ruhm.

Doch, ach, des Ruhmes Trugbild verschwand,
 Sein Himmel ward finster und trübe:
 Da hielt er sich noch mit zitternder Hand
 An den heiligen Glauben der Liebe;
 Doch auch sie betrog sein glühendes Herz,
 Und furchtbar ergreift ihn ein ewiger Schmerz.

Und er flieht hinaus, verfört und bleich,
 Durch des Waldes Dunkel und Grausen;
 Da wird ihm das Herz auf einmal weich,
 Dumpf hört er die Wellen erbrausen:
 Gott weiß, was ihn jagen und treiben mag —
 Er stürmt dem Murmeln der Wellen nach.

Und plötzlich hält er still und weint;
 Er steht an des Stromes Rande
 Und erkennt den alten treuen Freund
 Aus dem seligen Jugendlande
 Und gedenkt der fröhlichen Knabenlust,
 Und aufs neue erwacht der Schmerz in der Brust.

Und er ruft: „Wohl versteh' ich den dumpfen Gruß,
 Wohl erkennen die Freunde sich wieder;
 So empfange den ewigen Bundesfuß!“
 Und er stürzt in die Wogen sich nieder.
 Und treu umarmen die Wellen den Freund,
 Sein Auge bricht — er hat ausgeweint.

Spielmann und Dither.

Der Spielmann saß am Felsen
 Und blickt hinunter ins Meer
 Und sah die Wogen sich wälzen
 Und fluteten hin und her.

Die Zither lag zur Seite,
Die Luft war rein und mild,
Und wie aus ferner Weite
Kam ihm manch liebes Bild.

Kam auch der Schlummer treulich,
Spielt' um das Silberhaar
Und schloß so still und heilig
Das milde Augenpaar.

Und mit dem Kreis der Träume
Kam Jugendlust herauf,
Und viel zerknickte Reime
Blühten lebendig auf.

Und alte schöne Stunden
Wurden ihm wieder neu,
Als hätt' er Liebchen gefunden,
Und Liebchen war' ihm treu.

Da faszt' ein plötzlich Grausen
Ihn wie mit Sturmewehn,
Und Wogen hört' er brausen,
Sah Liebchen untergehn. —

Und jetzt aus seinen Träumen
Der Spielmann schnell erwacht
Und sieht die Wogen schäumen
Und sieht der Wellen Nacht.

Und hört die Winde pfeifen
Und stürmen um sich her,
Thät nach der Zither greifen,
Fand keine Zither mehr.

Die Zither schwimmt in den Wellen,
Der Sturm riß sie hinab,
Und seine Thränen quellen
Bei seiner Liebsten Grab.

Da wird's ihm, als ob sie riefe,
Als klängen die Saiten an;
Und er stürzt sich hinab in die Tiefe
Und bricht durch die Wellen sich Bahn.

Und von weitem schon sieht er sie blitzen
 Und kämpft sich zu ihr her
 Und hält sie empor; dann versinken
 So zither wie Spielmann ins Meer.

Der Weltschöpfer.*)

Als Knabe war Gottlieb ein kleiner Teufel,
 An Schelmstücken kam kein anderer ihm nah,
 Und immer war er, ganz sonder Zweifel,
 Wo irgend im Dorf etwas Dummes geschah.

Drum mocht' auch geschehen, was immer wollte,
 So mußt' es Gottlieb gewesen sein;
 Und daß er sogleich es gestehen sollte,
 War's üblich, ihn mächtiglich durchzubläun.

Dies machte, daß er, um dergleichen Gebühren
 Nicht zwier zu empfahlen, sogleich gestand. —
 Einst wollte der Pfarrer ihn examinieren,
 Da dunkelt' es plötzlich um seinen Verstand.

Ernst frug, wer die Welt erschaffen habe,
 Der Pfarrer mit strengem Angesicht;
 Und höchlich erschrocken rief der Knabe:
 „Das, Herr Magister, das weiß ich nicht.“

Da zürnte der Pfarrer: „Du schlimmer Geselle,
 Sprich, wer hat die Welt erschaffen? Sprich!
 Und sagst du mir's nicht gleich auf der Stelle,
 Berprügl' ich den Rücken dir jämmerlich.“

Da glaubte der Bub', er wäre verlesen,
 Und schluchzte: „Ach, laß Er den Ziener nur ruhn!
 Ich will's ja gestehen, ich bin es gewesen
 Und will es auch nimmermehr wieder thun.“

*) In veränderter Gestalt auch in Körners „Nachtwächter“ abgedruckt.

Der geplagte Bräutigam.

Im ganzen Dorfe geht's Gerücht,
 Daß ich um Greten freie;
 Sie aber läßt das Tandeln nicht,
 Die Falsche, Ungetreue! —
 Denn Nachbar Kunzens langer Hans
 Führt alle Sonntag' sie zum Tanz
 Und kommt mir ins Gehege —
 — Man überlege! —

Auf künft'ge Ostern wird's ein Jahr,
 Da faßt' ich mich in Kurze
 Und kaufte ihr (das Ding war rar)
 Ein Band zur neuen Schürze;
 Und an dem zweiten Feiertag,
 Just mit dem neunten Glockenschlag,
 Bracht' ich ihr mein Geschenke —
 — Man denke! —

Ich hatte nämlich räsonniert
 Den Tag vorher beim Biere:
 Wenn ich sie mit dem Band geziert
 Zum Abendtanze führe,
 So sag' ich alles lang und breit
 Und breche die Gelegenheit
 Im Fall der Not vom Zaune —
 — Man staune! —

Drauf hatt' ich mich schön angethan,
 Als ging's zum Hochzeitfeste!
 Ich zog die neuen Stiefeln an
 Und meines Vaters Weste;
 Doch als ich kam vor Gretens Haus,
 War auch der Vogel schon hinaus
 Mit Hansen in die Schenke, —
 — Man denke! —

Das faßte mich wie Feuerbrand,
 Der Zunder mußte fangen;
 Da kam, um seinen Hut mein Band,
 Der Musjö Hans gegangen;

Nun sprüh' ich erst in voller Wut,
Er wurde grob, und, kurz und gut,
Ich kriegte verbe Schläge; —
— Man überlege! —

Den Tag darauf an Gretchens Thür
Lauscht' ich als Ehrenwächter.
Da schallte aus dem Garten mir
Ein gellendes Gelächter.
Und als ich habe hingeschaut,
Da saß denn meine schöne Braut
Mit Hansen hintern Zaune, —
— Man staune! —

Das fuhr mir arg durch meinen Sinn,
Das Wort blieb in der Kehle;
Des andern Morgens ging ich hin
Und hielt ihr's vor die Seele
Und sagt' ihr's endlich grad heraus:
„Hör', Grete, mach' mir's nicht zu kraus,
Sonst geh' ich meiner Wege!“
— Man überlege! —

Da lachte sie mir ins Gesicht
Und kehrte mir den Rücken.
Ja, wenn der Hans den Hals nicht bricht,
So reiß' ich ihn in Stücken! —
Sonst bringt sie es gewiß so weit,
Daz ich mich noch bei guter Zeit
Im nächsten Teich ertränke! —
— Man denke! —

Simsous Rache an den Philistern.

Begraben war Simson in ewiger Nacht,
Des Auges Stern ihm entwandt,
Da ihn Delila, eh er erwacht,
Der Locken beraubt mit treulos'er Hand.
Kein Philister konnt' ohne Schrecken ihn sehen, —
Jetzt mußt' er die Mühl' im Gefangnisse drehen.
Denn mit den Locken war ihm entflohn
Jehovahs Stärke und Kraft,

Mit ihr nur sprach er den Feinden Hohn,
Jetzt war ihm die Stärke der Arme erschlafft.
Da wachsen ihm endlich die Locken wieder —
Es senkt sich Jehovahs Geist auf ihn nieder.

Doch klug verbarg er die wachsende Macht,
Die er im Innern empfand;
Er trug's, wenn man den Blinden verlacht
Und ihn beschimpft mit frevelnder Hand.
Man fürchtet nicht länger den grimigen Helden!
Der dachte heimlich auf Nach' und Vergeltan.

Da feiern die stolzen Philister mit Wein
Und Gesang ein jährliches Fest;
Sie schwingen sich schnell im wilden Reihn,
Und gierig mit Saft, aus der Traube gepreßt,
Sie alle die durstenden Kehlen benetzen
Zu Ehren des Dagon, des furchtbaren Götzen.

Da sprach man zum Knecht, der zum Hüter bestallt
Bei Simson: „Eile, Gesell!
Und bringe den Simson her mit Gewalt,
Den Simson, den starken, o bring ihn zur Stell!
Mitspielen soll er, die Freude uns würzen,
Wir wollen mit Spott die Zeit uns verkürzen!“

Sie weckten den Löwen, stolz und kühn,
Aus heilsam sicherem Schlaf;
Dem Blize konnten sie nimmer entfliehn,
Der endlich zerschmetternd sie alle traf.
Sie mußten jauchzend in Siegesfreuden
Mit eigner Hand den Tod sich bereiten.

Als Simson kam, da priesen sie
Des Götzen tückische Macht:
„Seht, unser Dagon verläßt uns nie,
Hat Simson in unsre Gewalt gebracht!
Drum singt ihm beim herrlichen Opfermahl
Und gießet ihm aus die blinkende Schale!

„Der tötete der Philister viel,
Verheert' uns unsere Flur;
Denn tausend zu schlagen, das war ihm ein Spiel,
Ein Gott überwand den Mächtigen nur.“

So rühmten sie sich mit freudigen Sinnen.
Da nahten sich furchtbar der Nachte Erinnen.

Und Simson spricht zum Knab', der ihn führt:
„O, reiche den Arm mir dar,
Dass meine tastende Hand berührt
Das ewig stehende Saulenpaar!
Ich will mich ermüdet daran lehnern,
Die matten Glieder zur Ruhe sich sehnen.“

Das Haus, es war mit den Fürsten besetzt,
Viel andere schauten vom Dach,
Sie hatten sich alle mit Spotten ergözt,
Als Simson zum Knaben also sprach;
Der führet ihn an des Hauses Säulen;
Nun durfte die Nache nicht länger verweilen.

Und Simson rief dann also zum Herrn:
„Jehovah, gedenke mein!
Verdopple in mir der Starke Kern,
Lass mich noch einmal geheiligt dir sein
Und lass mich des Tempels Stützen zerbrechen,
Verderbend sie alle, mich furchterlich rächen!“

Und als er die Worte zum Himmel gesandt,
So streckt er die Arme aus,
Umfasst die Säulen mit mächtiger Hand
Und neigt sich krafftvoll und stürzt das Haus.
Das schlägt die Philister und ihn darnieder,
Und ihn begruben die trauernden Brüder.

Dido.

„Wie die weißen Segel fröhlich schwellen,
Auf den Silberwogen schwankt der Kiel!
Sprich, wen trägt er durch des Meeres Wellen,
Und wo ist des Laufes fernes Ziel?“ —
„Fremdling! das ist Trojas Männerblüte,
Schwer entflohen aus der Städte Brand.
Dort gebeut der hohe Anchise,
Steuernd zum entfernten Land.“ —

„Wie? das wären Iliums Erzeugte,
 Die im blut'gen Kampf geprüfte Schar?
 Und Aeneas, den kein Grieche beugte,
 Den die holde Enidia gebaß?“ —
 „Ja, sie sind's.“ — „Doch, kannst du mir berichten,
 Sprich, ist keiner, der mir Fremden sagt,
 Was sie eilen und die Ankter lichten,
 Was sie in die Fluten jagt?“ —

„Hast du von den Tyriern gehöret?
 Kennst du unsre große Königin?
 Eros hat das hohe Herz bethöret,
 Alles gab sie dem Geliebten hin.
 Und zum Gatten will sie ihn erheben,
 Denn Sichäus fiel durch Brudermord;
 Doch zur fremden Küste geht sein Streben,
 Liebespottend flieht er fort.“ —

Und er sprach's. — Da stofzen sie vom Lande;
 Auf den Segeln scheint der junge Tag.
 Mancher Wunsch vom volkbesatnen Strand'e
 Tont den Langbehausten traurig nach.
 Liebe hatte vieler Herz entzündet,
 Heimisch waren sie auf fremder Flur;
 Doch dem Anchisiden fest verbündet,
 Halten sie der Treue Schwur.

Und die Schar der Stürme kommt gezogen,
 Wirft sich brausend in der Segel Bauch,
 Fern und ferner schimmert's auf den Wogen
 Und zerfließt in düstern Nebelrauch.
 Thranend schwimmt der Blick noch auf den Fluten.
 Da betaubt ein wild Geschrei das Ohr;
 Aus der Königsburg in wilden Glüten
 Steigt der Flamme Dampf empor.

Und die Menge wendet ihre Schritte,
 Sturzt sich angstlich schreiend zum Palast;
 Da steht Dido in der Diener Mitte,
 Weinend um den treulos-lieben Gast.
 Aufgeschichtet droht in langen Zeilen
 Hoch der Holzstoß in des Hofes Raum,
 Und die Flamme mit gefärbten Säulen
 Schlägt bis zu der Wolken Saum.

Jeder staunt und kann es nicht erfassen;
 Doch die Fürstin spricht, die Menge schweigt:
 „Treulos hat der Trojer mich verlassen,
 Riesenqual hat dieses Herz gebeugt.
 Drum der Holzstoß in des Hoses Hallen,
 Zu der Glut zieht mich das Schicksal hin;
 Denn beschlossen ist's: soll Dido fallen,
 Fällt sie nur als Königin.“

„Farbas naht mit seinen Kriegerscharen,
 Und der Anchiside ist entflohn!
 Keiner kann das Zepter mir bewahren,
 In den Flammen ist der Liebe Thron!
 Eingefallen sind der Herrschaft Stützen,
 Und in seinen Festen wankt das Reich.
 Wer soll euch, wer soll das Land beschützen?
 Nur mein Tod errettet euch.“ —

Und sie stürzt sich in die heißen Flammen,
 Keine Erdenmacht hält sie zurück;
 Und die Stämme brechen schnell zusammen,
 Sie verschwindet dem erstarrten Blick.
 Doch, von wilden Glüten nicht umzogen,
 Ragt des Stoßes Gipfel noch hervor,
 Und sie ringt sich aus den Flammenwogen,
 Aus dem Feuermeer empor.

Oben steht sie. — „Fluch dir, Anchiside,
 Der der Treue heil'gen Schwur vergißt!
 Sieh, zertreten ist des Lebens Blüte, —
 Fluch der Stunde, wo ich dich geküßt!
 Jetzt, — der Liebe und des Lebens Bande
 Löst barmherzig der gezückte Stahl!
 In der Glut begräbt sich meine Schande,
 In der Glut begräbt sich meine Qual!“ —
 Schnell durchbohrt sie sich des Busens Weiche,
 Rücklings sinkt sie in den heißen Tod;
 Und die Glut begräbt die heil'ge Leiche,
 Lodert auf zum Himmel blutigrot.
 Niedersteigt auf goldnem Regenbogen
 Iris, und sie löst des Todes Schmerz,
 Und von ihrer Gotterhand gezogen,
 Schwebt die Seele himmelwärts.

Dramatische Spiele,
Szenen und Fragmente.

Amors Heerscharen.

(Um Anfang des Jahres 1806, im fünfzehnten Jahre des Dichters.)

A m o r

(kommt mit einem Heer, das sich in verschiedenen Abteilungen im Hintergrunde stellt, und kommandiert:)

Halt, Kameraden, jetzt sind wir zur Stelle,
Hier schlagen wir den Feind auf alle Fälle;
Rangiert euch! ein jeder an seinen Ort!
Tod oder Sieg sei das Lösungswort!

S d j.

(komme von ungefähr die Strafe gegangen, verwundere mich und spreche:)
Ei, ei, wo wollt ihr hin so früh?

D i e S o l d a t e n.

Pour combattre l'ennemi.

S d j.

Ach, was hör' ich? Gott bewahre!

D i e S o l d a t e n.

Et pour partager la gloire
De nos camerades.

S d j.

Ei! Kurios!

Wann geht denn das Vergnügen los?
Ist denn der große Augenblick bald da?

D i e S o l d a t e n.

Un instant, et nous sommes dans le combat.

S d j.

So sagt mir nur: wer ist denn der Feind?

D i e S o l d a t e n.

Le Chambellan.*)

S d j.

Ei, wie mir scheint,
So ist der Gegenstand für euch zu klein!

D i e S o l d a t e n.

Au contraire.

*) Ein edler Freund des Hauses, der, 23 Jahre älter als der Dichter, doch mit dem geistreichen und liebenswürdigen Knaben in der innigsten Vertraulichkeit lebte.

I d.

Das kann nicht sein.

Ich kenn' ihn zwar nicht; aber was kann
Gegen euch alle ein einziger Mann?

Die Soldaten.

Mais c'est un homme comme il faut,
Bien fait, élégant et sage.

I d.

So, so!

Die Soldaten.

Il a des yeux pleins de feu!
Quelle taille? quelle charmante queue?
Il est impossible de le décrire;
C'est un ange!

I d.

Das verwundert mir.

Ich hätt' es nimmer geglaubt und gedacht;
So hat er's ja recht weit gebracht?
Erzählt mir aber doch: seid ihr Preußen,
Franzosen, Württemberger oder Neufßen?
Oder dient ihr dem Fürsten Primas,
Oder Leipzig, oder —

A m o r.

Wie? was?

Du hältst uns für irdisches Gesindel?
Für ein aufgelesnes Soldatenbündel?
Für ein königlich sächsisches Depot?
Für ein Stäbchen, Magazin, vom Regiment Low?
Ihr seid auf Erden noch recht dummi.

I d.

Was Er auch sei, Herr, das nehm' ich krumm!
Ich bin ein königlich sächsischer Mosje,
Also komm' Er nicht in meine Nah!

A m o r.

Na! nur nicht gleich so böse gethan.
Seh Er nur erst hubsch die Leute an,
Mit denen Er spricht so im Schenkenton.
Betrachte Er nur hubsch die Person!
Es pflegt mich in der That nicht zu divertieren,
Will mich einer par Er traktieren.
Ich bin ja einer der größten Götter,
Jupiters Enkel, Minervens Better,

Mit dem ganzen Olymp verwandt
Und auf Erden ziemlich bekannt.

S ch.
Woß Blitz! Das Gesicht sollt' ich kennen;
Pflegen Sie sich nicht Mosje Amor zu nennen?

A m o r.
Amor? Ganz recht, aber nicht Mosje;
Ich bin Erzellenz, mein Freund!

S ch.
Erzellenz sind so jung, wie konnt' ich das denken.
A m o r.

Ich will Ihm demungeachtet meine Gnade schenken.

Als Erzellenz kam ich auf die Welt
Und zeigte damals mich gleich als Held.
Ich bin aus königlichem Geblüte,
Fein und gar pfiffig, nur oft etwas rude.
Eben verließ ich meiner Mutter Haus
Und gehe auf neue Froherung aus.
Das dahinten ist mein Heer,
Ein vortreffliches Militär.

Die dort (er zeigt auf den ersten Trupp) mit den blauen Mützen,
Seht nur, wie ihnen die Hosen sitzen,
Sind die Seufzer und Soupirs,
Leichte Infanterie, Fuziliers.

(Er zeigt auf den zweiten Trupp.)

Die dorten, Dragoner, Chasseurs,
Husaren, Ulanen und dergleichen mehr,
Sind das herzerobernde Liebäugeln,
Die schmachtenden Blicke, das Tändeln, das Schmeicheln.

(Er zeigt auf den dritten Trupp.)

Dort in der Mitte die Batterieen,
Sind die Offerten und Galanterieen.

(Er zeigt auf den vierten Trupp.)

Das ist die schwere Infanterie
(Was haben die Kerls für einen superben Pli!
Wie groß sie sind, als wären sie Riesen!),
Besteht aus Fußfallen und Erschießen;
Hat sonst den Feind gar schrecklich bekommen,
Ist aber jetzt aus der Mode gekommen.

(Er zeigt auf den fünften Trupp.)

Die, Freund, sind meine schweren Reiter,
Kürassier et caetera und so weiter:

Das sind nun die süßlichen Träume
Vom ehlichen Glück, Sonette und Reime,
Die, bei Gelegenheit gemacht,
Schon manchen um sein Herz gebracht.

Doch jene (er zeigt auf den sechsten Trupp), sie ragen vor allen hervor
Sind meine Leibgarde, Garde du Corps;
Das sind nun die herrlichsten Kniffe,
Die allerprobatesten Liebespfiffe.
Wenn alle Mittel mir fehlgeschlagen,
So müssen sie den Angriff wagen;
Dann schieß' ich sicher Vittoria!
Sie sind ein Geschenk von meiner Mama,
Ich bekam sie beim letzten heiligen Christ,
Statt der Nüsse und Stollen, wie Ihr wißt,
Samt einem Bogen von meiner Pate.

I. d.

Ich dank' Euch für Eure große Gnade,
Trefflicher Prinz; doch würd' ich nur berichtet,
Warum Ihr Euch gerade gegen den gerichtet,
Auf ihn mir grade Euer Auge fällt?
's gibt doch außer ihm noch viel' auf der Welt.
Sprich, warum gehst du auf ihn nur los?

A m o r.

Ich will dir's erklären, du Erdenkloß.
Ich hatte nämlich jüngst tapfer und kühn
Ein Herz erobert, nicht weit von ihm,
Für einen trefflichen Militär,
Für einen königlich sächsischen Helvetier.
Er wohnte mit ihm in einem Haus;
Da lief das Ding endlich da hinaus,
Daz ich den Herrn Kammerherrn sah.
Beim Zeus, bei meinem Großpapa!
Wie ich den herrlichen Jungling erblickte,
Den noch kein weiblich Herz beglückte,
Da wurde mir auf einmal alles klar,
Ich wußte gleich, woran ich war.
Ich hatte vorher ein Fraulein geschaut,
An dem ich mich in der Seele erbaut.
Es war ein lustiges junges Blut,
Ein Wunder an Schönheit und Anmut;
Für die beschloß ich sein Herz zu befriegen.
Ich begann sogleich zu einer Freundin zu fliegen

Und gab ihr ein, daß sie neulich früh
Veranstaltete eine kleine Partie,
Wo er mit ihr zusammenkam.
Und nun marschier' ich ohne Scheu und Scham
Als meiner gnädigen Frau Mama Profos
Gerade auf den Kammerherrn los.
Ich schone kein Pulver, ich schone kein Blei,
Damit der Sieg nur bald entschieden sei.

S d.

Ich wünsche Glück zur Expedition.

(Man hört eine Trompete.)

A m o r.

Was ist das? Ich höre der Trompete Ton?
Die Avantgarde ist schon im Streite.
Auf, Kameraden, zur herrlichen Beute!
Seid tapfer und stehet ein Fels im Meer!
Achtung! Soldaten, schultert's Gewehr!
Ober- und Unteroffiziers an ihren Ort!
Das Feuer wird stärker — Marsch, Kameraden, fort!

S d.

Prinz, bewahren Sie mir Ihre Gnade,
Empfehlen Sie mich der Mama und Frau Pate!

A m o r.

Schon gut, soll geschenken! — Schlagt an — gebt Feuer!
Nun Sturm gelaufen, der Sieg ist euer!

(Amor eilt mit seinen Soldaten fort.)

Der Kampf der Geister mit den Bergknappen.

(Ein Felsengewölbe. Fern sieht man den Fahrstach und die auf- und niedergehenden Türen. Der Knappe arbeitet vor Ort, und der Kobold erscheint in einer Verglühl als ein blaues Flämmchen.)

Erster Bergknappe.

Hier bei der Lampe kargem Schein
Durch meines Eisens Macht
Gewinn' ich froh des Erzes Stein,
Glück auf! schallt's durch die Felsen drein,
Glück auf! im düstern Schacht.

Kobold.

Was kletterst du nieder aus glänzender Luft
Zum finstern Schoße der Erde?

Was suchst du in der grausenden Kluft,
Die des Tages Leuchte nicht klarte?
Halt ein, Verwegner, und hemme den Streich!
Denn weiter nicht dringst du ins Geisterreich.

Erster Bergknappe.

Was murmelt in dem Widerhall?
Was zu des Hammers Schlag?
Was rauschet in der Wasser Fall?
Vernahm ich nicht der Stimme Schall?
Wer war's, der zu mir sprach?

Kobold.

Ich bin der Kobold, des Berges Fürst,
Mir gehören die glänzenden Funken;
Und wenn du mir willig nicht zollen wirst,
So sind sie dir ewig versunken.
Denn mein sind die Schäze im grundlosen Feld,
Und herrschend gebiet' ich der staunenden Welt.

Erster Bergknappe.

Der Kobold du? des Berges Geist?
Glück auf! mir ist nicht bang.
Wo sich das blaue Flämmchen weist
Mit bleichem Zittern, da verheißt
Es einen guten Gang.

Kobold.

Verwegner Knappe, zurück, zurück!
Willst du die Burg mir bestürmen?
Dich treibt's nach des Goldes herrlichem Blick;
Doch rastlos will ich's beschirmen.
Was gräßt du zur Tiefe die felsige Bahn?
Dir log dein Gelüsten mit trugendem Wahn.

Erster Bergknappe.

Wer ist's, der diese Arme hemmt?
Du zwingst nicht ihren Streich;
Und wer sich auch dagegen stemmt
Und Felsen vor den Eingang dämmt,
Ich dring' ins finstre Reich.

Kobold.

Tollkühner! was willst du? Ein furchter Tod,
Er winkt dir aus schrecklichen Spalten;
Sieh, wie er in vielfacher Bildung dir droht,
In greulichen Nebelgestalten!

Widerstehst du den Geistern? unsterblicher Macht?
So wag' es, Verwegner, zerteile die Nacht!

Erster Bergknappe (den Schacht hinauf rufend).

Hernieder, hernieder!
Getreue Brüder,
Zur grausenden Kluft
Aus sonniger Lust!

Der Geist will des Eisens Gewalt überwinden;
Drum eilt, ihr Knappen, und helft mir ihn binden!

Robold (in die Klüfte rufend).

Geister, Geister!
Hört den Meister!

Hört! er ruft mit mächt'gen Worten;
Schnell herzu, wie er gebeut,
Durch des Erzes dunkle Pforten;
Denn der Knappe naht zum Streit.
Schleudert ihn mit gewalt'ger Faust
Hin, wo der Abgrund des Todes braust.

Hört den Meister,
Geister, Geister!

(Während der Beschwörung sieht man mehrere Bergleute mit Grubenlichtern und Gezähe den Schacht herniedersfahren.)

Chor der Bergknappen.

Glück auf! Glück auf!
In eilendem Lauf
Sind wir zur Stell'.
Was willst du, Gesell?

Erster Bergknapp.

Helft mir den Robold, den mächtigen, zwingen!
Zu Hilfe rief er der Geister Schar.
Hört, wie sie nahen auf donnernden Schwingen,
Durch die greuliche Nacht der Gefahr.

(Mehrere Flämmchen erscheinen in den Spalten der Felsen.)

Chor der Geister.

Meister, Meister!
Hier sind die Geister.

Gehorsam dem ersten Zauberspruch,
Drangen wir schnell durch der Felsen Bruch.
Führ' uns nun hin, wo die Stimme ruft,
Zur steilsten Höhe, zur tiefsten Kluft,
Nur nicht zu der Sonne strahlendem Licht;
Denn die Augen der Geister vertragen's nicht.

K o b o l d.

Stürzt euch durch des Felsens Spalten,
 Schwingt euch donnernd durch die Luft,
 Walzt mit mächtigen Gewalten
 Eine Wand vor diese Kluft!
 Hinab, hinab! Die Banden sind los!
 Hinab in der Erde gebärenden Schoß!
 (Die Flammen verschwinden mit Donner.)

S t e i g e r.

Hört, wie sie brausen!

Wie Sturmwinds Saufen

Hallt's im Gewölbe mit schrecklichen Tönen;
 Drum rüstet euch zum gewaltigen Streit,
 Macht euch zu blutiger Arbeit bereit;
 Wir müssen die Erde kämpfend versöhnen.

(Die Flämmchen erscheinen aufs neue mit großem Geräusch, und hinter jedem rollt ein ungleiches Felsenstück.)

C h o r d e r G e i s t e r.

Hier, Meister, hast du Felsenmassen;
 Wir könnten sie kaum im Arme fassen.
 Die kühne Mauer, die du baust,
 Die widersteht der Knappen Faust.

E r s t e r G e i s t.

Den hab' ich dem Chimborasso entrissen.

Z w e i t e r G e i s t.

Den stahl ich zu Judas' struppigen Füßen.

D r i t t e r G e i s t.

Den stürzt' ich hinab, wo der Gotthard braust.

V i e r t e r G e i s t.

Ich bringe von allen die kostlichste Beute,
 Stolz getürmt, die metallne Wand,
 Aus des Kaukasus Eingeweide;
 Sie zersplittert keine menschliche Hand.

K o b o l d.

Türmt sie hoch empor

Bor das Felsenthor!

Folget meinem Worte,

Schließt die steile Pforte!

Stein auf Stein zur dunkeln Höh!

Mauer, steh!

Schutz' das Reich!

Bandige der Knappen Streich.

(Die Felsen werden von unsichtbaren Händen über einander geschichtet.)

Chor der Bergknappen.

Wie die Mauer sich erhebt,
Kräftig zu der Höhe strebt!
Wie dort tausend Felsenmassen
Sich zum ew'gen Bund umfassen!
Seht nur, seht! Sie wächst ohn' Ende
Durch der Geister schnelle Hände.

Steiger.

Das Ungeheure müssen wir wagen,
Soll uns Licht in der Finsternis tagen!
Alles vermag die vereinte Kraft,
Und mit des Hammers Riesengewalten
Können wir kühn die Mauer zerpalten,
Die die Geister im nachtlichen Grausen geschafft.

Chor der Geister.

Wir haben's vollendet,
Der Bau ist geendet,
Das Werk, das schreckliche, ist gethan.
Tief in der Erde endlosen Weiten
Und fest im wogenden Strome der Zeiten
Ragt's durch die ewigen Felsen hinan.

Steiger.

Gewaltig schließt sie die Pforte,
Die felsengekettete Wand
Gehorcht dem befehlenden Worte.
Genossen, jetzt seid mir zur Hand!
Glück auf! das Fäustel geschwungen!
Glück auf! durch die Mauer gedrungen!

Chor der Bergknappen.

Nieder mit ihr! Im starken Verein
Stürzen wir Felsen und dringen hinein.
(Die Knappen arbeiten an der geschlossenen Kluft.)

Chor der Geister.

Hört ihr, wie die Eißen klingen?
Hört ihr, wie die Steine springen?
Schrecklich drohnt der Wände Fall.
Lauter schon ertönt der Hammer
In der dunkeln Felsenkammer,
Lauter tönt der Stimmen Schall.

Bobold.

Tollkühn sind des Berges Knechte,
Dringen in das Graus der Nächte!

Seht, da öffnet sich die Kluft!
Seh' ich nicht mit zartem Flimmern
Dort die Grubenlichter schimmern
Durch die schwerbeladne Luft? (Die Wand bricht.)

Steiger.

Weiter klafft die Felsenhalle,
Und die Wand naht sich zum Falle;
Trügen mich die Augen nicht,
Seh' ich durch des Felsens Splittern
Schon die blauen Flammchen zittern.
Brüder, ja! die Mauer bricht.

Chor der Bergknappen.

Bricht die Mauer?

Ohne Schauer

Dringen wir ins dunkle Graus,
Treiben fühl'n die Geister aus!
Immer hinein, immer hinein!
Unser muß die Erde sein.

Kobold.

Geister, Geister! Neue Felsen
Vor das offne Thor zu wälzen,
Neue Berge, schnell herbei!

(Die Geister füllen die Kluft aufs neue aus.)

So! — Doch soll des Hammers Eisen

Meine Mauern mir zerreißen? (Die Wand bricht wiederum.)

Wehe! Wehe! Unsre Wände

Stürzen durch der Knappen Hände,

Und die Kluft ist wieder frei. — (Die Geister weichen zurück.)

Weicht ihr sterblichen Gewalten?

Drängt sie durch die Felsenpalten,

Wenn die Wand auch treulos bricht!

Müssen sie gewaltsam siegen?

Soll ich ihrer Kraft erliegen? —

Diese Schmach ertrag' ich nicht.

Steiger.

Glück auf! Glück auf! Die Wand ist zertrümmert!
In die Schlucht, Genossen, in die Schlucht hinein!
Hört ihr, wie flehend der Kobold wimmert?

Chor der Bergknappen.

Wir stürzen uns siegend hinterdrein
Und rasten nicht, bis die Geister entweichen,
Demutig dem ehernen Willen sich beugen.

Kobold.

Wie? Hohnend wollen sie mich unterjochen?
Sind alle Schranken treulos gebrochen?

Ist die ewige Fessel des Vannes los?

Erde! so öffne die feurigen Schlünde,

Daz hier der Kühne den Untergang finde

In der Mutter alles verzehrendem Schoß!

Speie Flammen aus,

Funken sprühend!

Lichte das ewige Graus,

Furchtbar glühend!

Mutter, Mutter, spalte deine Glieder!

Zieh die Freveler zu dir nieder,

Zieh sie in des Abgrunds Falten!

(Die Erde öffnet sich, und Flammen lodern rings um die Knappen aus dem
Schlunde.)

Dank! Du hast mir Wort gehalten.

Chor der Bergknappen.

Wehe! Wehe! Welche Glut

Loht um uns in wilder Runde!

Steht die graue Geisterbrut

Mit der Erde selbst im Bunde!

Mächt'ger schon zur Felsenhöhe

Glüht das Feuer. Wehe! Wehe!

Chor der Geister.

Der Kobold siegt im schweren Kampf;

Seht nur, seht, wie die Flamme facht!

Den Knappen umhüllt ein greulicher Dampf,

Er unterliegt der höllischen Macht.

Schrecklich gähnt der sprühende Rachen;

Hört ihr den Donner dort unten krachen?

Die Felsen splittern, die Feste wankt,

Daz dem Mond vor der Erde Falle bangt.

(Die Feen der Quellen und ihre Königin erscheinen in der Höhe des Gewölbes.)

Erste Fee.

Schwestern, Schwestern! Hört ihr's donnern

Unten dort im Felsenthör?

Wie der Stimmen hohles Brausen

Aus der Tiefe tönt empor?

Zweite Fee.

Wohl vernahm ich dunkle Laute,

Doch mir graut's, hineinzusehn.

Dritte Fee.

Wo vernahmt ihr's? Hier im Schlunde?
Schwestern, darf ich näher gehn?

Königin.

Unvorsicht'ge, bleibe, bleibe!
Doch die ältere gehe hin,
Forsche, was dort unten wühlet,
Prüf' es wohl mit klugem Sinn!
Hüte dich vor jedem Blicke,
Vor der Stimme leisem Ton,
Daß die Geister dich nicht schauen,
Da wir ihrer Macht entflohn.
Denn sie hielten uns gebunden
In der Klüste düstrer Nacht;
Doch jetzt sind wir neu gerettet,
Frei durch eine fremde Macht. (Die Fee geht weiter vorwärts.)

Steiger.

Immer näher flackert die Flamme,
Im gähnenden Schlunde furchterlich
Aufzodernd über dem Felsenantheim,
Und weiter spaltet der Boden sich.

Heiland, laß uns verlassen nicht stehn,
Nicht im Flammenmeer untergehn!

Chor der Geister

Hinunter! Die Felsenluft schleudre euch
Aus des Lebens sonnigem Blutenreich!
Kein Knappe steige zur Erde nieder;
Denn der Kobold bleibt des Berges Gebieter.

Chor der Bergknappen.

Rett' uns, rett' uns, ew'ger Gott!
Soll uns des Bösen Gewalt verderben?
Hör' deine Knechte, Herr Zebaoth!
Bei deines Sohnes schuldlosem Sterben,
Heil'ge Jungfrau, so hold und so süß,
Rimm uns auf in dein Paradies.

Erste Fee.

Schwestern, Schwestern! Im glühenden Dampfe
Ward ich den feindlichen Kobold gewahr
Und furchtbar im gräßlichen, schrecklichen Kampfe
Seine nächtliche Geisterschar
Mit den Männern, durch die wir gerettet,
Als der Geist in der Kluft uns gefettet.

Sie lösten die Fesseln, sie machten uns frei,
Und sollten der Flamm' unterliegen?
Hört ihr verschmachtend ihr Angstgeschrei?
Die Geister, die greulichen, siegen.

Königtn.

Ach, so sind wir aufs neue verloren!
Sie haben uns ewigen Groll geschworen;
Ein Schöß zwar hat uns alle gezeugt,
Doch Herrschaft gebietet, und Liebe entweicht.
Wohl möchte der Quell im Tageslicht funkeln,
Und rauschen möcht' er in glänzender Lust;
Doch sie ziehn uns nieder zur felsigen Kluft,
Und gleiten muß er dahin im Dunkeln,
Ver siegen wird er in ewiger Nacht;
Denn die Geister binden die wogende Macht.

Drum eilig, ihr Feen der Quellen,
Und stürzt mit den schaumenden Wellen
Hinab in den feurigen Schlund,
Vereint euch im Strome zusammen
Und tötet die lodernden Flammien,
Zerreißt den schmählichen Bund!
Vermögt ihr's kühnlich zu wagen,
Der Freiheit Licht soll euch tagen
Und herrlich bescheinen die Flut.
Drum dankbar den eigenen Nettern,
Stürzt rauschend aus Bergeswettern
Hernieder und löschet die Glut.

Feeu - Chor.

(Indem sie sich von den Höhen des Felsens in die Glut stürzen.)

Hinein, hinein!

Hört ihr die Knappen angstlich schrein!
Schwestern, hinein! Schwestern, hinein!

Chor der Bergknappen.

Was stürzt sich vom Felsen, was braust und ziicht
Und schleudert zur Höhe den rauchenden Gisch?
Wär's uns Errettung vom schmählichen Tod?
Schimmert uns wieder des Lebens Not?

Chor der Geister.

Sind des Gießbachs Dämme gebrochen?
Stürzt sich das Meer in der Erde Raum?
Hört ihr's im Boden furchtbar kochen?
Seht, wie es wallt im weißlichen Schaum!

Toben, uns treulos, die Elemente?
Naht sich erschutternd der Welten Ende?

Feeen-Chor.

Seht! es verlöschen die Flammen,
Zerstört durch die schäumende Flut;
Die Felsen brechen zusammen,
Verschließen die furchtbare Glut.
Das haben die Feen der Quellen vollbracht,
Besiegt ist des Kobolds feindliche Macht.

Kobold.

Fluch euch! ihr Feen, mit gleichenden Wellen
Zerstört ihr das ewige Reich der Nacht.
Nur wo die Kräfte vereinigt quellen,
Ist das geheime Schloß ihrer Macht.
Doch wo Elemente sich feindlich bekriegen,
Da muß der Mensch, der sterbliche, siegen.
Denn nicht das Eisen siegt und der Hammer,
Nur unser Zwist, nur die kämpfende Flut.
Bald ziehn sie euch aus der Felsenkammer,
Und das durch des Feuers dampfende Glut.
So zwingen sie uns durch die eigene Kraft;
Denn der Streit ist's, der das Verderben schafft.
Das Licht des Tages hat euch geblendet,
Und der Elemente Reich ist geendet. —
Geister! schon schließt sich der gähnende Spalt,
Und der Berg umarmt sich mit neuer Gewalt;
Und eh noch die Felsen gehorchend sich fügen,
So laßt uns zur tiefsten Tiefe entfliegen,
Wie die heulende Windsbraut durch finstere Nacht,
Nieder zum Schlund mit verzweifelnder Macht.

Chor der Geister.

Ueberwunden sind wir im schrecklichen Strauß,
Drum stürzen wir nieder ins ewige Graus.

(Sie stürzen sich in den Schlund; er schließt sich krachend.)

Chor der Bergknappen.

Sieg, Sieg! Die Geister entschwinden,
Fliehn zu der Erde unendlichen Grüinden!
Frei ist des Berges glänzende Nacht.
Unsre Hoffnung war nur im Sterben,
Gerettet sind wir vom sichern Verderben,
Und wir sind es durch eure Macht.

Dankend nahen wir euch, ihr Feen,
Folgt uns hinauf zu den sonnigen Höhen;
Folgt uns hinauf zu dem rosigen Licht!
Gleitet, von blühenden Ufern umzogen,
Gleitet, spielend mit silbernen Wogen,
In der Sonne strahlendem Angesicht.

F e e n - C h o r .

Wir retteten euch aus dankbarer Treu'
Ihr bracht unsre Ketten, ihr machtet uns frei;
Steigt nun sorglos zum Schacht hernieder,
Ihr seid des Berges kühne Gebieter;
Die edeln Steine, das schimmernde Gold
Ist reichliche Beute, ist herrlicher Sold.
Und was ihr erkämpft in düsterem Graus,
Was ihr in der Tiefe gewonnen,
Wir ziehen's euch hilfreich zu Tage heraus
Zum freundlichen Lichte der Sonnen.

K ö n i g i n .

Euch öffnet sich willig die Felsenkammer
Und beut ihre Schätze dem jauchzenden Hammer,
Der kraftvoll ins innere Wejen ihr dringt.
Und wenn euch ermattet das Eisen sinkt,
Dann sollt ihr ruhen in unsren Armen,
An unsren Herzen sollt ihr erwärmen.

S t e i g e r .

Glück auf! So lichtet sich die Nacht,
Der Liebe Sonne strahlt in den Schacht;
Mit den Feen der Quellen sind wir verbündet,
Das Grausen des einsamen Dunkels verschwindet,
Und in der Erde tiefunterstem Grund
Schließt uns das Schicksal des Glückes Bünd;
Da fiel uns ein göttlich erhabenes Los,
Wir gebieten der Erde erzeugendem Schoß.
Es dringt der Knappe mit ehrnen Gewalten,
Mutig kletternd auf schwankem Steig,
Nieder, wo Felsen sich endlos spalten;
Sein ist der Welt unermessliches Reich.
Doch zur Sonn' auch sehnt sich der liebende Blick,
Und freudig kehrt er zum Tage zurück.

C h o r d e r B e r g k n a p p e n .

Es zieht uns hinauf zu den grünenden Höhn.
Lebt wohl, ihr freundlichen, lieblichen Feen!

Wir kehren wieder,
 Wenn der Morgen taut,
 Und steigen nieder,
 Umfangen die Braut.
 Jetzt treibt's uns hinan
 Durch die felsige Bahn,
 Durch den Schacht auf der schwindelnden Fahrt hinauf
 Zum rosigem Lichte. Glück auf! Glück auf!

(Die Bergleute fahren aus. Man sieht nach und nach alle Lichter verlöschen; nur einzelne schwimmen noch auf der Fahrt, und jern noch wint der Zutritt der Knappen.
 Die Feen verschwinden.)

Die Blumen. Ein Spiel in Versen.*)

1811.

Personen: Rosa, Lilla. Szene: eine ländliche Stube. Tische auf beiden Seiten, auf dem einen ein Rosenstock, auf dem andren eine Lilie. Eine Guitarre lehnt an einem Stuhle.

Rosa und Lilla (jene mit dem Rosenstock, diese mit der Lilie beschäftigt).

Rosa.

Sieh nur, Lilla, wie mein Röschen
 Freundlich aus den Blättern lacht! —
 Sieh die Mengen schöner Knospen! —
 Welche reiche Frühlingspracht! —

Lilla.

Schwesterchen, komm doch herüber!
 Schau doch meine Lilie an!
 Sieh den vollen Kelch der Blüte,
 Wunderherrlich angethan!

Rosa.

Stolzer mag die Lilie prangen,
 Doch wie diese bluht sie nicht: —
 Schimmern nicht des Röschens Wangen
 Wie des Morgens Zauberlicht?

Lilla.

Bunt ist deiner Rose Glühen,
 Schneeweiß ist der Lilie Kleid.
 Rosenliebe soll verblühen,
 Lilienunschuld trokt der Zeit.

* Der erste dramatische Versuch Körners während seines Aufenthalts in Wien.

Rosa.

Auch mein Röschen soll nicht welken,
 Immerblüte nennt man sie. —
 Immerblüte kann nicht welken,
 Ewig blüht sie oder nie.

Lilla.

Weißt du noch, wie uns der Alte
 An dem krummen Pilgerstab
 Dort im stillen Buchenwalde
 Lilie und Rose gab?

Rosa.

Ach, das bleibt mir immer teuer! —
 's war ein lieber, lieber Greis,
 Augen noch voll Jugendfeuer,
 Bart und Locken silberweiß.

Lilla.

Segnend legte er die Hände
 Erst auf dein Haupt, dann auf meins;
 Gab uns dann, eh er sich trennte,
 Diese Stockchen, jeder eins.

Rosa.

Sprach zu mir: „Du junge Rose,
 Knospe, wie das Röschen hier,
 Nie sei du die Blütenlose!
 Immerblüte schenk' ich dir:
 In des Frühlings mildem Wehen,
 In des Sommers lichtem Schein
 Magst du reich an Blüten stehen,
 Mit den Rosen Schwestern sein.
 Aber wenn des Jahres Walten
 Diesen ihre Pracht geraubt,
 Magst du deinen Schmuck behalten,
 Blütenvoll und reich belaubt! —
 Dann darf in des Winters Tagen
 Deiner Zweige voller Kranz
 Noch die schönen Blüten tragen
 Aus des Frühlings Jugendglanz.“

Lilla.

Zu mir sprach er: „Diesen Stengel,
 Liebe Lilla, schenk' ich dir.
 Fleckenlos, wie Gottes Engel,
 Trägt er seine Glocke hier.“

Fleckenlos, wie er, bewahre
 Dir das Herz in deiner Brust!
 Von der Wiege bis zur Bahre
 Sei dir dieses Schmucks bewußt!
 Steigt aus tiefer Erde Falten
 Nacht empor und träge Ruh,
 Schließt vor ihrem dunkeln Walten
 Heilig still der Kelch sich zu.
 So im lauten Weltgetümmel
 Schließ die Augen wie das Herz,
 Wende dich, wie er, zum Himmel,
 Wandle rein durch Lust und Schmerz!"

Rosa.

Und nun sieh! in voller Blüte
 Steht mein liebes Roschen da; —
 Ach, wie gern ich mich bemühte,
 Da ich nie ein schöneres sah!

Lilla.

In des Königs großem Garten
 Steht solch eine Lilie nicht.
 Darum freut's mich, sie zu warten,
 's ist mir eine liebe Pflicht.

(Sie begießen die Blumen.)

Rosa.

Freust du dich nicht auch auf heute,
 Nicht auf Spiel, Gesang und Tanz,
 Liebe Lilla, wenn wir beide
 Fliegen in der Tänzer Kranz?

Lilla.

O, wie sollt' ich mich nicht freuen? —
 Mädchen bin ich so wie du;
 Schlingen sich die bunten Reihen,
 So gehör' ich gern dazu. —
 Doch vergiß nur nicht das Beste,
 Weil des Tanzes Lust erscheint:
 Weißt du denn, was zu dem Feste
 Heut das ganze Dorf vereint?

Rosa.

Mädchen! Willst du mich betrüben? —
 Ob ich's je vergessen mag!

(Auf ihr und ihrer Schwester Herz zeigend.)

Hier und hier steht es geschrieben:
 Heute ist ein Segenstag,
 Und die freundlichste der Horen
 Kommt mit frischem Lebensmut; —
 Die der teure uns geboren,
 O, sie ist so lieb, so gut!

Lilla.

Sag', was wählst du zu dem Feste
 Für ein Kleid? wie schmückst du dich?
 Denn es freuen edle Gäste
 Mit der Kinder Freude sich.

Rosa.

Eben wollt' ich dich befragen:
 Wie wird man dich, Schwester, sehn? —
 Weiß möcht' ich am liebsten tragen,
 Weiß steht immer gar zu schön.
 Und vorzüglich bei dem Tanze
 Bleibt es doch die höchste Zier.
 Lilienweiß im reichen Kranze
 Flecht' ich durch die Locken mir. —
 Lilla, meinst du nicht?

Lilla.

Natürlich!
 Dir gebührt deshalb der Preis!
 Und gewiß, er steht recht zierlich,
 So ein Kranz von Lilienweiß.
 Ich hingegen, Schwester, wähle
 Mir ein rötlches Gewand,
 Und das dunkle Haar vermahle
 Sich mit einem Rosenband. —
 Sag', was denkst du?

Rosa.

Sehr zu loben! —
 Sicher steht es allerliebst. —
 Mag ich deine Kunst erproben,
 Ob du mir die Lilie gibst?
 Sieh, ich bitte!

Lilla.

Und soeben
 Kommt die Bitte dir zurück:
 Willst du mir das Röschen geben,
 Dankt dir deiner Schwester Blick.

R o s a.

Liebe Lilla! Ach, verzeihe!
 Diese Rose fordre nicht!
 Hatt' ich sonst, was dich erfreue,
 Ware mir Gewährung Pflicht.

L i l l a.

Sieh, ich will dir alles schenken,
 Steht dir sonst noch etwas an;
 Aber du mußt selbst bedenken,
 Daz ich die nicht lassen kann.

R o s a.

Lilie soll mich so nicht schmücken?

L i l l a.

Sag', was sonst mir ubrig blieb'! —
 Roschen darf ich so nicht pflücken?

R o s a.

Nein, ich hab' sie gar zu lieb! —
 Lieber ohne Schmuck zum Feste,
 Lieber weder Tanz noch Lied,
 Als daz meiner Blumen beste
 So ihr Leben welt verblüht.

L i l l a.

Schwester, du hast recht! — Mit Freuden
 Will ich ohne Rosen gehn.
 Lieber mocht' ich Hunger leiden,
 Als die Lilie welken sehn.

R o s a.

Blühe, Roschen, ohne Sorgen,
 Blühe deinen Frühling hier!
 Du bleibst mein, du bleibst geborgen,
 Und es trennt mich nichts von dir.

L i l l a.

Nein, dich darf ich nicht verschenken,
 Lilie, ich behalte dich!
 Immer müßt' ich an dich denken,
 Und dann weint' ich bitterlich.

R o s a.

Kostet's mich auch eine Thrane,
 Ach, bald ist sie weggleicht! —
 'S waren freilich hübsche Plane,
 Alle herrlich ausgedacht.

Lilla.

Wird sich doch was andres finden,
Wenn's an Rosen auch gebricht. —
Muß man sich denn Kränze winden?

Rosa.

Müssen? — Nein, man muß es nicht!
Aber wenn man in die Locken
Sich ein hübsches Kränzchen drückt,
Lilienweiß wie Schneeflocken,
Ei, so ist man schon geschmückt!
Und wir schmücken uns doch gerne —
Mädchen müssen eitel sein:
Schmücken sich doch selbst die Sterne
Nachts mit hellem Strahlenschein.

Lilla.

Nun, du wirst es schon verschmerzen,
Und wir kommen doch zum Tanz —
Lieber mit zufriednem Herzen
Als mit einem Thränenkranz.

Rosa.

Recht so, Schwester! — Untersuche
Aber jetzt, wie's draußen steht;
Ob man festlich bald im Zuge
Zu der hohen Linde geht.

Lilla.

Wohl, ich eile! — Unterdessen
Rate dir mit Mädchenlist; —
Ros' und Lilie wird vergessen,
Wenn man nett und einfach ist. (nb.)

Rosa.

Freilich hatt' ich gern ein Kränzchen;
Doch, was hilft's, 's ist nicht gegliickt! —
Und zu einem frohen Tänzchen
Komm' ich leichter ungeschmückt;
Brauche nicht daheim zu bleiben,
Und das fröhliche Gewühl
Soll den Unmut bald vertreiben;
Sang und Tanz half immer viel.

Lilla (kommt schnell herein).

Schwester Rosa, komm geschwinde!
Laß uns nicht die Letzen sein!

Zu der alten dunkeln Linde
Ziehen schon die bunten Reihn.
Überall, in allen Blicken,
In der Menge ganzem Schwarm
Lächelt freudiges Entzücken;
Aller Herzen schlagen warm!

Rosa.

Nun, so komm! —

Lilla. Erst laß mich fragen,
Sag', wie feiern wir den Tag?
Kleine Gaben sah ich tragen,
Wie's die Liebe geben mag.
Jeder hatte ihr im Kreise
Etwas Liebes ausgesucht:
Bänder, Kränze, Lieder, Strauße,
Eine Blume, eine Frucht. —
Wenn sie alle Gaben spenden,
Ist auch uns die Kunst verliehn;
Sollen wir mit leeren Händen
Vor dem lieben Altar knien?

Rosa.

Aber, Lilla, was für Gaben,
Was für Opfer wählen wir?
Was wir wissen, was wir haben,
Ist ja schon Geschenk von ihr!

Lilla.

Freilich! — doch wozu Bedenken?
Liebe fordert ja nicht viel;
Und Geliebte zu beschaffen,
Schafft ein seliges Gefühl.
Weiß ich doch, mit güt'gen Augen
Wird das Opfer angeblickt;
Selbst die kleinsten Blümchen taugen,
Wenn sie nur die Liebe pflücken.

Rosa.

Wohl, so laß uns Blumen pflücken!
Bald gewunden ist der Kranz,
Um die Freundliche zu schmücken. —
Zeit ist noch zu Spiel und Tanz.

Lilla.

Mochten wir denn lange warten,
Schwesterchen, dann ist's zu spät!
In des Dorfes ganzem Garten
Nicht das kleinste Blümchen steht. —
Denke dir, mit Rosenblättern
Alle Stufen reich beschenkt;
Auch sind überall den Göttern
Freudenkränze aufgehängt.
An den Miedern bunter Schönen
Blüht der frisch gepflückte Strauß,
Und es weht, daß Fest zu krönen,
Blumenduft durchs ganze Haus!

Rosa.

Sprich, was soll man da beginnen?

Lilla.

Ja, ich überleg' es noch.

Rosa.

Schwester, kannst du nichts ersinnen?

Lilla.

Liebste Rosa, rate doch!

Rosa.

Weder Veilchen, weder Nelken?

Lilla.

Nur umsonst wär' das Bemühn!

Rosa.

(Beide stehen im Nachdenken; dann fliegen sie auf einmal auf ihre Blumenstücke zu und brechen die Blüten ab.)

Schöner kann kein Röschen welken!

Lilla.

Lilie schöner nicht verblühn!

(Der Vorhang fällt.)

Die wahrsagende Zigeunerin mit zwei Kindern.

(Zum 9. Januar 1810.)

Ich wag' es, schöne Frau, mit meinen Kleinen,
An deinem Wiegenfest dir zu erscheinen!
Nur furchtsam trat ich in den hellen Saal,
Und Herrn und Damen, deine hohen Gäste,
Die sich vereint zu deinem Feste,
Begrüß' ich allzumal! —

In der Magie bin ich erfahren
 Und drang seit vielen langen Jahren
 Ins Heiligtum der Weisheit ein.
 Und willst du meine Künste nicht verachten,
 So lasz mich deine Hand betrachten!
 Ich will dir prophezein.
 Nur selten ward es ir'd'schen Wesen
 Vergönnt, der Zukunft Schrift zu lesen.
 Drum gib die Hand mir, hier mein Spruch! —
 Denn deines Lebens zarte Fäden,
 Dein ganzes Schicksal zu erraten,
 Ist diese kleine Hand genug.

Was soll ich dir von dem Vergangnen sagen? —
 Das Gute wirst du noch in deinem Herzen tragen;
 Das Schlimme, das vergißt man gern.
 Hier darf ich keine Zeit verlieren,
 Darf dich nicht weiter rückwärts führen;
 Denn jene Welt liegt mir zu fern.
 Die Gegenwart auf ihren bunten Schwingen,
 Soll ich die dir vor deine Augen bringen?
 Sie steht ja selbst in goldner Pracht um dich.
 Ihr schweig' ich ganz. — Doch von den künft'gen Tagen
 Will ich dir gern gewisse Kunde sagen;
 Nur in die Zukunft schaue ich,
 Hier wird es hell vor meinen Blicken,
 Hier schau' ich in ein glücklich Thal,
 Und überall glüht freudiges Entzücken,
 Hier schlagen alle Herzen dir entgegen;
 Sie fühlen deiner Nähe Segen,
 Wohlthätig wie der Sonne Strahl;
 Und freundlich, wie auf jenen Fluren
 Der Anmut zartgewebte Spuren
 Im leisen Hauch der Liebe wehn,
 So muß sich dir die Zeit entfalten,
 So wird dein Leben sich gestalten,
 So seh' ich deine Zukunft vor mir stehn.
 Das ließt man so deutlich in deiner Hand,
 Daz selbst der Kleine es dort erkannt.

Ein kleiner Knabe.

Ja, schöne liebliche Frau,
 Ich seh' es genau!

Wohl kann ich dir prophezein,
Bin ich auch noch klein.
Dein Herz ist so rein wie Gold,
Du bist so fromm, so hold.
Man muß dir gut sein, man muß dich lieben,
Das steht dir in der Hand geschrieben.

Ein kleines Mädchen.

Was der Bruder dir gesagt,
Das ist sicher und wahr.
Zwar hab' ich nicht deine Hand gefragt,
Aber so deutlich und klar
Steht dir's ja ins Auge geschrieben.
Das strahlet so freundlich, das strahlet so licht!
Nein, nein, dein Auge betrügt mich nicht.
Ich könnte dich recht von Herzen lieben!

Die Bigenerin.

Nun lebe wohl, und was ich dir verkündet,
Was dir die Kleinen prophezein,
Das steht im Seitenbuch begründet:
Vertraue mir, denn sicher trifft es ein.
Dann, schöne Frau, dann denke mein!
In süße Wehmut löst sich jeder Schmerz,
Umweht es nur der Seele stiller Frieden!
Leb' wohl — das beste Los sei dir beschieden!
Beglückt durch deines Gatten Herz,
Beglückt im frohen Kreis der Deinen,
Muß freundlich hell die Zukunft dir erscheinen.

Festspiel zu Wilhelm von Humboldts Geburtstage.

Wien, den 22. Juni 1812.

(Eichenzweige bilden eine kleine Laube. Die Donau nymphe sitzt auf einer Rasenbank, Eichenblätter in der Hand und Schilfblätter in den Haaren.)

Die Donau nymphe singt:

Es fließen die Wellen
Im sterbenden Glanz
Vorüber, vorüber
Den flüchtigen Tanz.
Still neigen die Blumen
Zum Strome das Haupt;

Er sucht sich die schönste
Und hat sie geraubt.
Und wehmüting schau ich
Der Glücklichen nach,
Und Thränen und Sehnen
Halt's Auge mir wach.
Es sturzt sich der Liebste
Mutwillig vorbei.
Ich darf ihm nicht folgen;
Doch bleib' ich ihm treu

Und bau am Gestade
Mein blühendes Haus
Und schmück' es mit Liebchens
Geschenken mir aus.
Es reiht sich die Muschel
In blendendem Glanz;
Aus flüsterndem Schilfe
Wind' ich mir den Kranz.

Und Blumen der Wiese
Bermähl' ich im Strauß
Mit sinnender Liebe
Und wandre hinaus
Und werf' sie dem Liebsten
Zum schaukelnden Tanz;
Er küßt sie und scheidet
Mit Herzen und Kranz.

Da sitz' ich nun traurig
Von morgens an früh;
Er kommt, und er scheidet,
Weiß selber nicht wie. —
Denkt nicht, daß das Scheiden
Das Kommen versöhnt! —
Wer hat sich ans Kommen
Und Scheiden gewöhnt? —

(spricht.) Da träum' ich schon wieder
Und singe die Lieder,
Die ich schon vor grauen Jahrhunderten sang!
Und doch wird mir das Leben nicht lang.
Ein neuer Tag glüht am Himmelsdom
Mit jedem erwachenden Morgen,

Und neue Wellen entführen den Strom
 Und ziehn vorüber und horchen. —
 Ach, ausgestorben ist jene Zeit,
 Wo mich die Völker verehrten
 Und oft das Lied der flüsternden Maid,
 Ihr Leben und Lieben und Freud' und Leid,
 In sinnige Worte und Tone gereiht,
 Im Winde, im fäuselnden, hörten.
 Jetzt herrscht auf der Erde ein nüchtern Geschlecht,
 Wollen alles besser wissen,
 s' ist ihnen im Leben gar nichts recht,
 Und das ererbte heilige Recht
 Und Glauben und Treue entrissen.
 Mich halten sie für einen düstern Traum
 Aus fremden, entlegenen Zeiten,
 Drum muß ich die Menge meiden;
 Sie gönnen mir dies Plätzchen kaum
 Hier am entheiligtent deutschen Baum —
 Und haben doch alle im Grabe Raum! —
 Hätt' nicht mein Liebster dort unten
 Manch bessern Freund sich gefunden,
 Ich hielts' nicht länger hier oben aus,
 Ich zog' in mein ewiges Batherhaus.
 Was rauschend hineintritt in die Welt,
 Was sich den Purpur erkoren,
 Ein Herrscher, ein freies Volk, ein Held,
 Das kommt auch zu meinen Ohren,
 Das bringt auch in meinen stillen Hain;
 Doch was Kunst und Liebe geboren
 Und sich in den heitern Tempel gestellt,
 Das geht mir in meiner Verbannung verloren,
 Das dammert in meine Nacht nicht herein,
 Will auch nicht gehört, will empfunden sein. —
 Da erzählt mir mein Liebster zuweilen
 Und nennt mir manch wackern Mann,
 Dessen Namen ich dann in der Stille
 Recht inniglich preisen kann.

(Die Tibernymphe erscheint, süßlich geschnürt.)

Die Tibernymphe.

Vom fernen Süden komm' ich hergezogen:
 Italien, aus deinem Blütenland
 Hat mich des Zephyrs Flügel hergetragen.

Ungern verließ ich, Tiber, deine Wogen;
 Du schäumst nun einsam durch die Felsenbogen,
 Von einer ausgestorbnen Welt geschlagen,
 An deren Traum manch dunkle Dichterjagen,
 Manch glühend Herz sich liebend festgesogen.
 Ich darf jetzt nicht in deinen Tau versinken,
 Nicht deiner Wellen sanftem Murmeln lauschen,
 Nicht deines Atems leise Kühlung trinken! —
 Hier, wo die dunklen, fremden Wogen rauschen,
 Trieb es mich her, wie mir die Götter winten,
 Gruß, Kuß und Liebe mit dem Freund zu tauschen.

Die Donau nympha.

Wer ist die Fremde? — Lorbeerzweige
 Nennen ein südliches Vaterland;
 Und doch sind mir die Züge lieb und bekannt! —
 Sei mir willkommen in meinem Reich,
 Sei mir willkommen in meinem Land!
 Wenn das Auge nicht trügt, so sind wir verwandt.

Die Tibernympha.

Das Auge hat die Schwester nicht betrogen;
 Und so erwidr' ich schwesterlich den Gruß!
 Fern aus Hesperien komme ich gezogen,
 Die stille Priesterin am Tiberflüß,
 Und suche jetzt am Ufer deiner Wogen,
 Was ich in meinem Reich entbehren muß;
 Mein blühend Land, trotz allen seinen Schäzen,
 Kann mir den Freund, den teuren, nicht ersetzen.

Die Donau nympha.

Und kenn' ich ihn?

Die Tibernympha.

Wie wirst du ihn nicht kennen!
 Ihn, den die Besten deiner schweren Zeit
 In ihrem Kreis mit Stolz und Freude nennen,
 Der halb dem Leben, halb der Kunst geweiht,
 Was andre schwer in einem Streben können:
 Die goldenen Bilder der Vergangenheit
 Und was die Gegenwart sich Edles wählte,
 In seines Wissens Blütenkranz vermählte.

Die Donau nympha.

O nun kenn' ich den teuern Mann,
 Mein Liebster hat oft ihn gepriesen

Und wird ihn preisen, solang er kann,
Solange die Wellen noch fließen.
Sein Wissen hast du wohl billig geehrt;
Doch viel ist mir übrig geblieben.
Vom schonern Leben hab' ich gehört
Im stillen Kreise der Lieben.
Auf ihrem glänzenden Angesicht,
Da ist's, wo die Stimme des Friedens spricht,
Da hab' ich es deutlich gelesen,
Wie glücklich, wie froh er gewesen!

Die Tiber nym p h e.

Ja, diesen such' ich, Schwester! Freudentöne
Aus meinem Blütenland ihm zuzuwöhnen;
Dass ich mit diesen Zweigen ihn bekronen,
Ließ mich der Gott von seiner Seite gehn.
Noch blüht es dort in unverwelkter Schone
Und sehnt sich still und will ihn wiedersehn;
Denn längst hat er zu dir sich hergewendet.
Drum hat man mich an deinen Strom gesendet. —

Die Donanna nym p h e.

Schwester, da bist du zu spät gekommen!
Schon manche Sonne tauchte hinab,
Seit er von den Lieben Abschied genommen
Und mir die letzten Grüße gab.
Wandle nur hin zum verdeten Kreise,
Da ließt du es deutlich in jedem Blick;
Und sprechen auch die Herzen nur leise,
Das feuchte Auge ruft laut ihn zurück.

Die Tiber nym p h e.

O! so trieb die Hoffnung mich vergebens;
Denn nicht weiter darf ich nordwärts ziehn,
Wenn auch alle Kränze meines Lebens
Freudig dort im Duft der Heimat blühn.
In die fernen Kreise seines Lebens
Mag der Sehnsucht Wunsch hinübersliehn —
Was die Thränen fließend niedertauen,
Nur den Winden darf ich das vertrauen.
Zwar — zu dir wird er ja wiederkehren;
Sag' ihm dann der Schwester freundlich Wort!
Mag er's gern aus deinem Munde hören,
Mag das Glück den friedlichen Alford
Meiner Liebe feindlich nicht zerstören!

Sag' ihm alles! Sieh! mich treibt es fort;
In den Kranz der vaterländ'schen Eiche
Wind' ich dann auch diese Lorbeerzweige. (Sie gibt ihr Lorbeerzweige.)

Die Donaunymphē.

(Indem sie aus Lorbeerzweigen und Eichenblättern einen Kranz windet).

Ja, schnell sei dem Edlen der Kranz
Zur blühenden Krone gewunden,
Und mit des Südens schimmerndem Glanz
Die deutsche Treue verbunden!
Er prangt so stolz, so blütenbelaubt —
Schwester, er findet kein würdigers Haupt!

Die Tibernymphē.

Sag' ihm dann, wenn er sich wieder nahte,
Was der Norden, was der Süden schenkt! —
Aber sieh! wer sitzt dort am Gestade,
Wie in süße Träume tief versenkt?
Schwester, Schwester! ob ich's wohl errate,
Wer sie ist und, ach, woran sie denkt? —
Glaube nicht, daß ich mich noch betrüge,
Nein, ich kenne diese teuern Züge!

Die Donaunymphē.

Ja, sie ist's! Auf, ihr entgegen!
Bringen wir ihr des Kranzes Geslecht!
Zu ihren Füßen wollen wir's legen
Und küssen dann den ewigen Segen
Auf ihre Stirne nach Geisterrecht!

(Auf die Mutter zusehend.)

Die Tibernymphē.

Nimm diesen Kranz, er ist für ihn gewunden,

Die Donaunymphē.

Und sag's ihm, wie wir die Gefühle getauscht,

Die Tibernymphē.

Bald enden sie, der Tremung bitre Stunden,

Die Donaunymphē.

Bald hab' ich dich wieder im Glücke belauscht.

Die Tibernymphē.

Und wenn der Nebel dieser Zeit verschwunden,

Die Donaunymphē.

Und eh der Mond wechselnd vorüberrauscht,

Die Tibernymphē.

So flüstern mir der Ahnung stille Lieder,

Die Donaunymphē.

Er liegt dir am Herzen, wir haben ihn wieder!

Luthers Monolog,

eh er in die Reichsversammlung geht.

(Man hört die Glocken läuten.)

Die Glocke tont, die Fürsten sind versammelt.
 Nun, Streiter Gottes, gilt's, nun stehe fest!
 Denn deine Lehre, die du ausgesandt
 Aus reiner Brust, daß sie die Welt erleuchte
 Und die Gemüter inniger verwebe,
 Sie hat der Volker Bündnis wild gespaltet,
 Die Fesseln brach sie einer halben Welt;
 Und was der Geist, der große, mir vertraute,
 Zur Wohlthat ihnen und zum ew'gen Heil,
 Das schürt der Zwietracht grausend Feuer an,
 Und feindlich will die Menge sich verderben,
 Und jeder hofft, den Himmel zu erwerben.
 Man fordert mich vor das Gericht der Fürsten,
 Verteid'gen soll ich meiner Lehre Sinn.
 Erwartend blickt die ganze Welt auf mich,
 Ob ich das schwere Werk noch kühn vollende,
 Und ob die Wahrheit meiner Rede siegt.

Doch nur getrost! Die Engel lächeln mir,
 Die Seele schwingt sich aus des Lebens Schranken,
 Hoch hebt der Cherub dort das Siegspanier.
 Wenn alles fällt, mein Glaube soll nicht wanken;
 Mich halt der Geist, er reißt mich mächtig fort,
 Unwiderruflich steht das neue Wort!

(Man hört aufs neue Glöckengeläute.)

Zum zweitenmale tönt der Glocken Ruf;
 Der Augenblick ist da, der es entscheidet,
 Ob Menschenfatzung triumphieren soll,
 Ob Gotteslehre groß und herrlich siegt.
 Vor stolze Fürsten soll ich kühnlich treten;
 Getreuer Gott, hör' einmal noch mein Flehn,
 Läß mich noch einmal mutig zu dir beten,
 Dann will ich fröhlich selbst zum Tode gehn!

(Er wirft sich auf die Kniee und fasst die Hände.)

Allmächtiger, ich liege hier im Staube,
 Allmächtiger, erhore deinen Knecht!
 Von nichts erschüttert steht des Herzens Glaube;
 Droh' auch Gewalt, ich fühl' ihn wahr und echt!
 Doch wer vermag's, das Schicksal zu ergründen,
 Als du, Allweiser, der das All erschuf?

O großer Vater! Hilf mir überwinden
 Und steh mir bei und höre meinen Ruf!
 Zu deinem Kampfen hast du mich erkoren,
 Dein Wort zu lehren in der ganzen Welt.
 Herr Zebaoth, straf' mich in deinem Zorn,
 Wenn mir der Mut in diesem Streit entfällt.
 Und kann ich nicht der Wahrheit Sieg erwerben,
 Und widerstehn die Höllenmächte mir,
 Laß mich, Allvater, freudig für dich sterben,
 Denn Leben, Welt und Tod gehören dir!
 Dein ist das Reich und alle Herrlichkeit,
 Lob, Preis und Dank in Ewigkeit!

(Er steht auf. — Pause.)

Ich bin gestärkt und, was mir Gott bestimmt,
 Sieg oder Tod, auf beides gleich gefaßt.
 Doch hor' ich eine Stimm' in meinem Herzen:
 „Glück auf, du Streiter Gottes, denn du siegst!“
 Dem Schicksal geh' ich froh und kühn entgegen,
 Und was geschieht, erschrecken kann's mich nicht.
 Mich schützt Gott auf allen meinen Wegen,
 Und ihm vertrauend tret' ich vors Gericht.
 Ich bin gesandt, daß ich die Welt verclare,
 Das Dunkel helle mit des Glaubens Licht;
 Unwiderruflich ist die neue Lehre,
 Denn Wahrheit wandelt ihre Bildung nicht.
 Streit' ich für mich? — Ich streit' in Gottes Namen,
 Und meine Feinde werden einst zu Spott. —
 Zum Kampfe hin, zum Kampfe, Amen, Amen!
 Denn eine feste Burg ist unser Gott.
 Ich gehe mutig fort auf meiner Fahne,
 Die Wahrheit siegt, der Engel schwingt die Fahne. (Ab.)

Prolog zu einer dramatischen Behandlung des Konradin von Schwaben.

(Der Vorhang geht auf; man sieht keine freundliche Gegend; es ist Morgen, und alles deutet auf Frühling und Kindheit. Da tritt der Sänger mit der Harfe hervor und präzidiert fröhlich; dann spricht er.)

Es graut der Tag, die Nebel sind zerronnen,
 In Morgenlicht löst sich die Dämmerung.
 Des Tages heitere Lust ist neu gewonnen,
 Die Wiese glänzt im zarten Frühlingsprunk.

Am frühen Strahl will sich die Blüte sonnen,
Vom Tau erquict, ein süßer Labetrunk.
Im leichten Spiel des Lebens zart verbunden,
Verträumt Natur der Kindheit frohe Stunden.

Sie ruht so ~~süß~~ in friedlich heil'ger Stille,
Umsaust vom Geheimnisse der Nacht;
Noch schlaft die Knospe in der finstern Hülle,
Vom leisen Strahl des Morgens angefacht.
Doch still im Innern schwillet zur höchsten Fülle
Des zarten Blümchens heitre Liebespracht,
Und sanft getrostet von der Gottheit Segen,
Sieht es dem Tag der Freiheit still entgegen.

Rein glanzt des Himmels zartgeschmückte Bläue
Und spiegelt sich im klaren Wellenbad,
Und sicher in des Lebens heil'ger Weihe
Ergreift der Geist des Herzens mut'gen Rat.
Er regt sich fessellos in führner Freie,
Lebt nur im Traume seiner künft'gen That;
Doch malt er sich den Schmerz mit stiller Freude
Und Nacht und Tod im heitern Frühlingskleide.

Die Gottheit lässt dem Kühnen Mut gewähren
Und sendet stolz ihn in den Drang der Zeit.
Er hofft, der Glaube soll die That verklären,
Fühlt sich zum Ungeheuersten bereit.
Mit starrem Sinn will er die Welt bekehren,
Er träumt von Siegen nur, von Kampf und Streit.
Die schwache Faust will kühn das Schwert entblößen
Und schnell das Rätsel seines Daseins lösen.

Und keine Schranken will er anerkennen,
Die nicht der stolze Knabensinn begreift;
Die ferne Bahn des Glücks will er durchrennen,
Als war' die Kraft ihm tausendfach gehäuft.
Er will das Maß der Zeit vom Raume trennen,
Doch seine Blüten sind noch nicht gereift,
Und rückwärts schleudert ihn das enge Walten:
Die ehrne Zeit muss ihr Gesetz erhalten.

Dem kühnen Mute fällt sie in die Zügel,
Wie er sich furchtbar auch entgegenbäumt,
Schiebt vor das Thor der Bahn gewalt'ge Niegel,
Die er vergeblich zu zerbrechen träumt,

Und knirschend fühlt er da des Staubes Siegel
 Auf seiner Stirn, wie sehr das Herz auch schümt.
 Rühn wagt er da, das Letzte zu ergreifen;
 Doch nur im Sommer kann die Blüte reisen.

Zur künft'gen Kraft darf Jugend sich gestalten,
 Der Lenz verwandeln in des Sommers Pracht,
 Der Morgen seine Rosenglut entfalten
 Und zart sich ringen aus der düstern Nacht;
 Doch das Gesetz, das ew'ge, muß er halten,
 Und bilden darf er nichts aus fremder Macht.
 Einfach ist der Natur uralte Weise,
 Und ernst schließt sich die Welt zum ew'gen Kreise.

Fragment aus Konradin von Schwaben.

(Rauhe waldige Gegend, im Vordergrund eine Hütte.)

Hedwig (kommt aus der Hütte).

Wo weilt er heute nur? — Die Jagd ist längst
 Zur Burg zurück. — Versprach er treulich doch,
 Hier in der Felsen Stille mich zu suchen. —
 Wie er mich nur so angst'gen kann! — Ich schaudre,
 Denk' ich mir die Gefahr, die ungeheure,
 Wie er am steilen Abhang niederglitscht,
 Dort unvorsichtig in die Tiefe stürzt
 Und auf der Felsen Spize sich zerschmettert. —
 Hu! — welche blut'ge Bilder drangen sich
 In meiner Seele heitren Frühlingsmorgen!
 Nur seine Kühnheit ist's, die mich erschreckt. —
 Und ist's nicht seine Kühnheit, die ich liebe?
 Könnt' ich ihn lieben, wenn er ohne Drang
 Nach hoher That in meinen Armen ruhte?
 Ist nicht die Kraft das Eigentum des Mannes?
 Muß er das Recht nicht blutig sich erstreiten?
 Uns sind die Thränen, ihm ist die Gewalt.
 Von Angst und Freude schwilzt die zarte Brust,
 Wenn er von fernen Kämpfen träumt und Siegen.
 O, sehen möcht' ich ihn im Schlachtgewühl,
 Mit Adleraugen seinen Gegner messend,
 Ein Cherub mit dem Flammen Schwert der Kraft.
 Doch wie ich thöricht bin! Jetzt wünsch' ich mir,
 Was dann, gewährt, mir Todesqual bereitet.

Der Meuchelhand des Feindes freigegeben! . . .
 Nein, nein, er soll, er darf nicht fort zum Kampf,
 Er soll ums Leben nicht mutwillig lösen,
 Will er das Herz, das treue, nicht durchstoßen. —

(Sie geht auf die Anhöhe und sieht sich um.)

Und immer kommt er nicht. — Gewiß hat er
 Ein tollkühn schrecklich Wagnis unternommen,
 Nicht der Gefahr, nicht meiner Angst gedenkend,
 Und blind dem blinden Zufall sich ergeben! —
 Kam ihm ein Bar in Weg? Hat ihm des Ebers
 Gespitzter Zahn die junge Brust durchbohrt?
 Warf ihn der Gemshock, mit gewalt'gem Sprung
 In höchster Angst sich auf den Schutzen stürzend,
 Mit in des Abgrunds jahe Kluft hinab? —
 Und hätte — bin doch ein einfältig Mädchen,
 Wie künstlich ich den eignen Schmerz erdenke,
 Als sollte er mir Himmelsslust gewähren!
 Und sinnreich misch' ich selbst den Vermutstrank,
 Der Brust die zwiefach herbe Dual bereitend.
 Die Angst ist doch der Schlangen scheußlichste:
 Sie windet tüdlich sich um jedes Herz,
 Langsam die Kraft des Lebens zu vergiften;
 Und wie dort fern von steilen Eisgebirgen
 Ins stille Thal die Schneelawine rollt,
 Im Sturz zur türmehohen Last sich bildend,
 So wächst sie schnell mit Riesenkräften auf,
 Sprengt alle Bände, jeder Augenblick
 Hat großer sie und schrecklicher geboren;
 Gewaltsam dringt sie in die tiefste Brust,
 Des Herzens heil'ge Stille zu zerstören,
 Und keine Ueberzeugung kann ihr wehren!

(Sie sieht unruhig nach allen Seiten.)

Vielleicht vergaß er — konnt' er das vergessen?
 Nein! nein! mein Konradin vergißt mich nicht.
 Er kommt gewiß, ich traue seinem Worte —
 Doch zaudert er, wie er noch nie gethan.
 Wenn er dentungeachtet . . . der Gedanke
 Von blutiger Gefahr verläßt mich nicht.
 Umsonst versuch' ich, von der ehrnen Kette
 Der Angst die armen Sinne zu befrein;
 Gefesselt ist sie an des Weibes Herz,
 Und keine Macht kann die gewalt'ge sprengen.

Doch hör' ich nicht der Füße leisen Schall
 Auf nahem Weg? — Wär's Konradin? — Gewiß!
 Gewiß, er ist's! Die wohlbekannten Tritte
 Erkenn' ich — durch die Hecken drängt er
 Sich hastig durch, er tritt heraus, er ist's!
 O, hin zu ihm! In seinen treuen Armen
 Mag mein geängstigt Mädelchenherz erwarmen!

(Sie fliegt ihm entgegen.)

Fragment eines Monologs des Themistokles.

(Ein Saal. Themistokles tritt herein, ein Schwert in der Hand.)

Eukropia!*) dir ist der Tod geschworen,
 Mein ist das Schwert, das dich verderben soll.
 Aus deinen Armen hast du mich gestoßen,
 Mit Schmach bedeckt den, der dein Retter war.
 Dich glaubst du Sieger — der Verbannte ist's.
 Die Götter sind gerecht und drohn Vergeltung.
 Ein einz'ger Mann wiegt ganze Reiche auf,
 Dem Rache wild das Männerherz erschüttert.
 Zur steilsten Höhe geht sein Riesenlauf;
 Wenn eine Welt auch unter ihm zerplatzt,
 Das hält ihn nicht; gelöst sind alle Bande,
 Trieb ihn sein Volk aus seinem Vaterlande. (Pause.)
 Der Perserkönig sendet dieses Schwert;
 Sein Feldherr soll ich sein in diesem Streite,
 Vertilgen soll ich die verhaftete Stadt.
 Er konnte keinen Bessern sich erwählen,
 Er fühlte selbst, was dieser Arm vermag;
 Denn seine Scharen hab' ich ihm gemordet
 Vor Salamis, wo seine Ehre fiel,
 Wo Millionen wilder Persersöhne
 Von jenem Haufen Erde, der sich Hellas nennt,
 Zerschmettert sturzten, unsrer Schwerter Raub.
 Was konnten feile Sklaven wider uns,
 Die wir im Hochgefühl der Freiheit stritten!
 Denn Freiheit war es, die den Arm uns stählte,
 Und Freiheit war das Lösungswort der Schlacht.
 Ich seh' noch, wie die Kiele feindlich drohten,

Die Flut erseufzte unter ihrer Last.
 Da tönt das Zeichen, mit geschwollnem Segel
 Stürzt Soficles auf Xerxes' wackern Bruder,
 Und fest umarmen sich die schnellen Schiffe.
 Auf dem Verdecke kämpft die kühne Schar,
 Und mit dem Gegner in der Flut noch ringend,
 Springt Freund und Feind hinab zum nassen Tod.
 Die Schlacht wird allgemein, ein heilig Lied
 Er tönt bedeutend zu dem Kampf herüber
 Aus Thias Hainen, und ein flares Licht
 Flammt auf Eleusis hell — ein Götterzeichen!
 Und Hellas jubelt, und die Perse weichen.
 Das war der Tag, der mir den Lorbeer wand;
 Mein Ruhm durchflog die Grenzen dieser Welt,
 Und alle Zonen jauchzten meinem Namen.
 Ein Götterbild errichten mir die Griechen,
 Altäre flammen, Hymnen tönen mir;
 Man drängt sich, mich, den Sieger, zu erblicken,
 Und alle Augen richten sich auf mich.
 Ein zweiter Zeus erschein' ich den Hellenen,
 Und alles regt sich, mir das Haupt zu krönen. —
 Auf, Perse, folgt dem sieggewohnten Schwerte!
 Die Welt ist euer, euer ist die Erde.
 Ich führ' euch an, ihr könnt nicht unterliegen,
 Mir nach, mir nach durch Posidaons Reich!
 Vergebens steht ganz Hellas gegen euch.
 Athen, du fällst, und deine Feinde siegen.

Phiritus und Helle.

Erste Szene.

Nepheli und der erste Chor der Weiber.

(Ein Zimmer im Palast des Athamas.)

Nepheli.

Hört ihr der Zimbeln liebliche Töne?
 Hört ihr jubelnd Böotiens Söhne?
 Alles ergibt sich der taumelnden Lust.
 Seht, wie sie wallt, die fröhliche Menge!
 Straßen durchschimmert ein festlich Gepränge;
 Doch finster verschließt sich die trauernde Brust.
 Horch, da ertönt von des Tempels Stufen
 Lautschallend des Volkes fröhliches Rufen!

Diese Stimme trug mich einst himmelwärts,
 Und bei der Priester heil'gem Gesange,
 Bei der Posaunen herrlichem Klange
 Lag ich an des Geliebten Herz.
 Ach! der Liebe rosige Stunden,
 Furchtbar taurischend, sind pfeilschnell verschwunden.
 Ein fremdes Wesen zieht jubelnd ein,
 Ruhet im Arm des treulosen Gatten!
 Mir ist die Zuflucht zum Reiche der Schatten,
 In Dicks' Dienst zieht's mich hinein.

Mich durchbohrt ein furchtbar Sehnen,
 Dass die Brust mir höher wallt.
 Keine Seufzer! keine Thränen!
 Hier im Busen ist's so kalt!

Dass der Sturmwind mich umfasste,
 Trüge mich zum Geisterschwarm
 Und ich nimmer die Verhaftete
 Schaute in des Gatten Arm!

Wenn er, ihrer Lieb' zu lohnen,
 Sie beschenkt mit fremdem Glanz
 Und sie sich mit meinen Kronen
 Schmücken wird zum leichten Tanz;

Wenn er, mit ihr im Vereine
 Bei Selenens feuschem Licht,
 Wenn er im verborgnen Haine
 Treulos seine Schwüre bricht; —

Lasz dann aus des Berges Wettern,
 — Zeus! Gewalt'ger! hör' mein Flehn! —
 Lasz den Blitz herniederschmettern
 Von des Himmels steilen Höhn!

Kann Chronion mir gewähren
 Nicht des Feuers lichten Strahl?
 Frauen, habt ihr keine Zähren,
 Keinen Schmerz für meine Qual?

Chor.

Wohl der Thränen sind mir viele
 Für die trauernde Gebieterin,
 Und mit leidendem Gefühl
 Fließen sie in trüber Wehmut hin.

Daß ich's nimmer dir verhehle!
Matter schleicht mein gramgebeugter Schritt;
Denn des Weibes zarte Seele
Fühlt des andern Schmerzen liebend mit.

Königin! du wirst geschieden
Von den Freunden, von dem heim'schen Ort.
Eine Fremde wird gebieten;
Doch mit dir zieht meine Liebe fort.
Deines Lebens Glanz hat sich geendet;
Meine Seele bleibt dir zugewendet!

N e p h e l e.

So sind mir eure Herzen doch geblieben,
Ein süßer Trost in meiner Leiden Größe;
Der Schwarm der übrigen hat sich gewandelt,
Und ihre Liebe hängt nur an dem Namen,
An dem armel'gen Namen Königin.
Mit gleichem Jubel ward ich einst begrüßt,
Als der Treulose mich als seine Braut
Im festlichen Gewande durch die Straßen
Geführt. Die Stimmen aller sangen mir,
Und freudig rief die Menge mir entgegen.
Nun jauchzen sie der Fremden, der Verhafteten,
Die ihren Thron gebaut auf meinen Fall,
Und krümmen schmeichelnd sich zu ihren Füßen;
Wie wenn der Sonne Fackelglanz verlischt
Und sich in Thetis' Schoße glühend birgt,
Und Luna nun mit mattem Licht die Erde
Bescheint, und die bethörten Menschen, nur
Vom Gegenwärtigen mit Macht ergriffen,
Den matt'n Schimmer über Phöbus' Glüten
Erheben, — also sie, die Neue preisend
Und der Gewohnten über sie vergessend.

Ach, wie schwer ist es, das Vaterland zu missen;
Denn von den Lieben wird das Herz getrennt;
Die schönsten Bände werden wild zerrissen,
O, wäre mir zu weilen noch vergönnt!

Doch ich muß fort, der Fremden Blick zu meiden;
Um sie zu krönen, muß ich Arme fliehn!
Wie trüb und bitter ist's, von euch zu scheiden!
O, dürften nur die Kinder mit mir ziehn!

Zwar Phrixus strahlet schon im Jünglingsalter,
 Er führt des Bogens Kraft und führt die Lanze,
 Und mutig jagend eilt er durch den Forst;
 Doch Helles Jugend, eine zarte Blüte,
 Mit tausendsachen Reizen hold geschmückt,
 Sie wird den Reid des fremden Weibes reizen,
 Und nicht geschützt von mütterlicher Sorgfalt,
 Kann sie der zartste Zephyr schon entblättern.

Der Chor.

Sorge nicht, liebende Mutter!
 Ich will dir die Tochter behüten,
 Warten will ich die Jugend
 Und pflegen die rosigen Blüten.

Sorge nicht, liebende Mutter!
 Was du unterm Herzen getragen,
 Stürme sollen's verschonen,
 Und herrlich soll es einst tagen.

Liebe hast du uns gegeben,
 Meine Schuld will ich jetzt dir bezahlen,
 Freudig die Tochter beschützen
 Vor der fremden Sonne verzehrenden Strahlen.

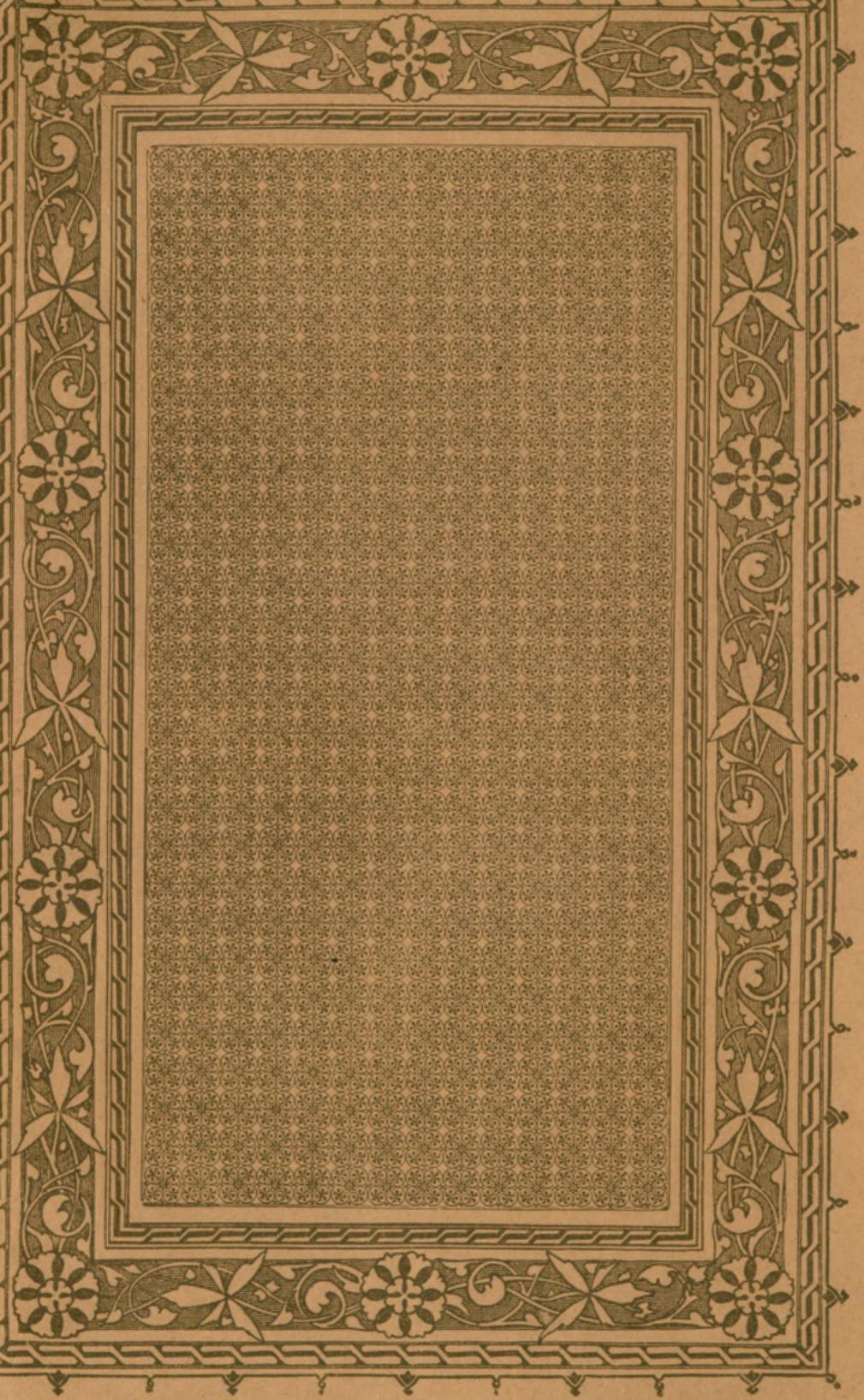
Nephele.

Ach! süßen Trost habt ihr mir jetzt gegeben
 Und Kraft dem Herzen, alles zu extragen!
 Drum send' ich tausend Bitten nun hinauf
 Zum Segenspender Zeus, dem Allgewaltigen,
 Daß er die frommen Wunsch' in meiner Brust,
 Die da für euch voll süßen Dankes blühen,
 Erhöre; aber jetzt, ihr treuen Frauen,
 O sprecht: wo weilt mein Sohn, wo meine Tochter?
 Zur herben Trennung muß ich mich bereiten;
 Denn heute noch, noch heute soll ich scheiden.

Der Chor.

Sie nahen, die Geliebten, ja, sie nahm,
 Der Halle Stufen steigen sie hinan,
 Ich kenne sie am summervollen Gange.
 Sieh, klagend schaut ihr Auge himmelwärts,
 Die bittre Zahre glänzt auf ihrer Wange.
 Gebieterin, Zeus stärke dir dein Herz!









WYŻSZA SZKOŁA
PEDAGOGICZNA W KIELCACH

BIBLIOTEKA

178634

Biblioteka WSP Kielce



0116769